
HN N4XX 4




VE RI
TAS



Das junge Deutschland in der Schweiz.

Ein Beitrag
zur Geschichte der geheimen Verbindungen
unserer Tage

von

Wilhelm Marr.

„Freiheit, Gleichheit, Humanität!"



Leipzig,
Verlag von Wilhelm Jurany.
1846.

Lane Fund

1400
116

Inhalt.

Erster Theil.

Zweiter Theil.

Das junge Deutschland vom Jahre 1845.

Erster Theil.

Zürich.

Ja, dieses Land ist schön! es ist das Paradies auf Erden, darum hat der deutsche Erzengel Polizei auch den Handwerksburschen den Eintritt in die Schweiz verboten. Was Schiller seinen Tell sagen läßt — »wie ein Garten ist das Land zu schauen!« — findet seine Anwendung jetzt auf die Schweiz selbst. — Es ist ein Garten, aber kein deutscher Küchengarten voll Sauerkraut und Saubohnen. Auf jedem Baume, in jedem Busche wachsen hier die verbotenen Früchte und unsere Landsleute sind auch gar nicht blöde, und greifen zu, so lange es ihnen schmeckt, und gewöhnlich schmeckt es ihnen so lange, bis der Eigenthümer, ein in vielen Stücken etwas bornirter Proprietär, ihnen zuruft: halt, genug!.— Dabei sind die Anlagen in diesem Garten ganz anders als die unserer monotonen Parks, Thier- und anderer Gärten, wo unsere empfindsamen Schneidermamsells beim Anblick des ersten Grüns im Lenze und beim Flöten der ersten Nachtigall sentimentalisiren und singen

> Süße, heilige Natur,
> Laß mich gehn auf Deiner Spur!

Was Keimen und Knospen! was Nachtigallengeflöte! Hier ist die Natur in einem ewigen Kampfe begriffen. Der

Winter schleudert dem Frühling grimmig seine furchtbaren Lawinen zu und die Bergströme, das Herzblut der Felsen, schießen schäumend in die tiefen Thäler hinab, jedes Hemmniß verspottend, bis sie ihr Dasein in dem ewigen Ocean aushauchen. — Und wie sehnsüchtig blicken die Thäler zu den alten greisen Felshäuptern hinauf, wie nahe stehn sich hier Sommer und Winter, Leben und Tod, gleich groß, beide gleich schön! Es ist ein Land, wo sich die Seele mit der Schnelligkeit eines Gedankens aus den tiefsten Tiefen des weichen Gemüthslebens bis in die höchsten Regionen einsam schauerlicher Größe erheben kann. Es ist ein Riesenpanorama, über welches wir das Pygmäentreiben der „Civilisation" vergessen, ein Panorama, welches sich bei jedem Schritte, den wir thun weiter vor uns aufrollt, ein Eden, in dem der Deutsche vergessen könnte, daß er ein Deutscher ist und bairisch Bier bei ihm gebraut wird, wenn — ja, wenn! — —

Ich traf am 27. September in Zürich ein. Ueber die Stadt selbst, wie überhaupt von allen Schweizerstädten ist nicht viel zu sagen. In ihrer winkligen, altmodischen Bauart gleichen sich die meisten, und die Ausnahme, welche einige, wie z. B. Zürich und Genf von der allgemeinen Regel machen besteht nur darin, daß an den Ankunftsplätzen einige prachtvolle Hôtels liegen, unmittelbar hinter welchen aber oft elende, schauderhaft gepflasterte Straßen zum Vorschein kommen. — Wenn daher die Züricher ihre Stadt gern das »Schweizerathen« nennen hören, so kann ich ihnen den Gefallen nicht thun, diesen Titel als berechtigt anzuerkennen. Einmal ist Genf schon reicher an schönen Gebäuden als Zürich, und dann glaube ich, sind die paar geschmackvollen

Bauten, welche letztere Stadt besitzt nicht genügend, um viel Aufhebens davon zu machen. — Zürichs Umgebung ist dafür desto schöner.

Gleich am ersten Tage führte mich ein Freund meines Vaters, an welchen ich ein Empfehlungsschreiben erhalten hatte, auf den dicht bei Zürich gelegenen Uetliberg, welcher auch, und mit Recht, der kleine Righi genannt wird. Von dem Gipfel dieses Berges hat man die Aussicht auf die ganze Kette der mit ewigem Schnee bedeckten Hochalpen. —

Wenn ich sage, ich habe dort den Sonnenuntergang beim reinsten klarsten Himmel gesehen, so genügt das für diejenigen meiner Leser, welche die Schweiz kennen. Was soll ich zu den hundert und aber hundert Beschreibungen noch Neues hinzufügen können? Doch will ich bei dieser Gelegenheit auf das Fremdenbuch aufmerksam machen, welches in dem Wirthshaus oben auf dem Uetli zum beliebigen Gebrauch offen liegt. Wer das Unglück hat bei schlechtem Wetter oben zu sein, braucht darum nicht zu verzagen. Er studire besagtes Fremdenbuch durch und er wird manche heitere Erinnerung mit fortnehmen. Am breitesten machen sich, wie sich von selbst versteht, die Deutschen, wenn sie ihre resp. Namen einschreiben. Unter einer halben Seite Makulatur geht es selten ab. Und welche Gefühlsergießungen! Da will der Eine noch geistreicher sein als der Andere. In Prosa und Versen wird da gekritzelt und manche Artikel sind sogar noch mit Illustrationen versehen. Versäume ja nicht, wenn Du nach der Schweiz kommst, das Fremdenbuch auf dem Uetli in Augenschein zu nehmen. Du findest auch von mir Spuren darin. Das naturgetreue Abbild eines Freundes, Gottlob

Fink, (der den Louis Blanc übersetzt hat, und den ich wünschte, ein besseres Compliment machen zu können, als daß er der beste deutsche Uebersetzer ist) ist von meiner kunstgeübten Hand. Du erkennst ihn auf den ersten Blick, den guten dicken Jungen, mit dem Abt von St. Gallensantlitz. Ich habe ihn aufgenommen, wie er grade mit einem Werke über das »Schlauchspiel« schwanger geht, welches bei Blasinsky in Leipzig erscheinen soll. Gott schenke ihm eine glückliche Niederkunft.

Als wir den Berg hinunter stiegen, gesellte sich eine ganze Gesellschaft Deutscher und Schweizer zu uns. Der Schauspieler K. nahm mich bei Seite und sagte mir, wir würden jetzt in eine Kneipe gehen, wo das Bier »ganz famos« sei, dann fügte er hinzu — »Sag mal, lieber Wilhelm, welches ist Deine politische Meinung?«

Mir schwoll der Kamm wie einem Puterhahn. Ein Bürschchen von 22 Jahren komme ich in die Schweiz und zwar direkt aus Oesterreich, und man setzt eine politische Meinung bei mir voraus! Ich glaubte, diese für mich sehr schmeichelhafte Frage nicht besser, als mit einem Kernfluch auf das monarchische Prinzip beantworten zu können und hatte mich nicht geirrt, denn die aus lauter Radikalen bestehende Gesellschaft hieß mich freundlich willkommen.

Bekanntschaften.

Ich hatte zwei Empfehlungsbriefe in der Tasche. Der eine war an eine Frau, bei deren Namen die Bücherborde aller Leihbibliotheken wackeln, und die Romanschreiber aller Nationen an Plünderung denken; an die dicke und große Dichterin Frau Charlotte Birch-Pfeiffer.

Das zweite Schreiben war an A. A. L. Follen, und sollte mir zugleich dienen, mich mit Georg Herwegh bekannt zu machen, welcher bei Follen im Hause wohnte.

Ich befand mich noch in Wien als ich den Namen Herwegh zum ersten Male nennen hörte. Man hatte mir gesagt, in Lewalds Europa stände ein wunderbar schönes Gedicht von ihm, doch als wir die Journale ins Haus bekamen, hatte ich Herwegh und Gedicht schon längst vergessen. Die Blätter lagen auf dem Tische und die »Europa« mir zunächst. Ich schlug das Heft auf und mein erster Blick fiel auf die Worte:

„Gleich Rosenhauch auf einer Jungfrau Wangen“

O weh, dachte ich, da zirpt wieder ein schwindsüchtiger Liebespoet. Zu meiner Ehre muß ich Dir bekennen, daß mir von Jugend auf jene Dichterarroganz, welche uns die Empfindungen ihrer Brust in Herz- und Schmerzgereimten Brocken ins Gesicht wirft, in den Tod zuwider war. Ich hatte einmal so einen Süßholzraspler kennen gelernt, dem in seinen Gedichten der Aether noch zu dick war, um ihn mit seiner Herzenslauterkeit zu vergleichen. Und dieser Kerl sah

aus, als ob er sich seit vierzehn Tagen nicht gewaschen und seit vier Wochen kein reines Hemd auf dem Leibe gehabt hätte. Aber jetzt, nachdem ich einen Blick hinter die Coulissen der Litteratur gethan habe, kenne ich das Motiv der modernen Turteltäuber. So ein Mensch spekulirt auf weiter nichts, als daß irgend eine empfindsame Dame ihn mit ihrer Hand beglücken möge. Unsere ganze Liebespoesie war nichts als eine Kuppelei in Versen. Glücklicherweise waren unsere Minnesänger keine Schiller und alles Fiedeln und Flöten brachte ihnen weder Laura's an's Klavier noch in's Bett. —

Der »Rosenhauch auf einer Jungfrau Wangen« erfüllte mich daher mit Schrecken und schon wollte ich das Blatt bei Seite legen, als mir der Anfang des Gedichtes in die Augen fiel, welches Herwegh dem Andenken Georg Büchners, eines talentvollen jungen Dichters, gewidmet hat. — Ich fing an zu lesen, und als ich zu Ende war, fing ich von vorn an, und dann nahm ich Feder und Papier und schrieb mir das Ganze ab und lernte es auswendig. — —

* *

„Das entschiedene, zu Fleisch und Blut gewordene Bewußtsein, daß das Menschliche das Göttliche, das Endliche das Unendliche, ist die Quelle einer neuen Poesie und Kunst, die an Energie, Tiefe und Feuer alle bisherige übertreffen wird. — —

(Ludw. Feuerbach, Thesen zur Reform der Philosophie. Anekdota, Theil II. S. 68.)

Die wahre Poesie, die wahre Lyrik ist eine Autokratinn und je rücksichtsloser, je freier und kühner sie sich zu ihrem

Object verhält, um so unwiderstehlicher wird sie uns hinreißen. Dienen darf die Poesie selbst der Freiheit nicht. Die Freiheit ist nur — aber auch allein — der Boden, den sich die Poesie erobern muß, weil sie nur auf ihm gedeihen und zur Blüthe gelangen kann. — Selbst Könige wagen es nicht, die freie Dichtung als solche zu verdammen; selbst Könige haben es nicht verschmäht, mit ihr zu kokettiren, und ehe sie wagten die Poesie zu verfolgen, waren sie gezwungen, ihr erst ihre Zeichen zu stehlen. Friedrich Wilhelm IV. mußte sich zu dem Eingeständniß bequemen, daß er eine gesinnungsvolle Opposition achte. Heuchelei oder nicht, wir halten uns an den Ausspruch. Das Willkürliche, Unzureichende, welches in seinem subjectiven Ermessen liegt, was gesinnungsvoll sei und was nicht, ist uns nur ein neues stillschweigendes Eingeständniß der innern Ohnmacht und Haltlosigkeit der Gegner der Poesie.

Eben so wenig ist an eine Allianz zu denken, welche die Poesie schließen könne. Wie in der Philosophie ist auch in der lyrischen Poesie das Ich das A und O derselben und in dieser um so mehr, als die Phantasie das Ich von allen Regeln einer strengen Logik befreit. Als Philosoph ist ein Jota Inkonsequenz, der allerkleinste Widerspruch selbst eine Todsünde, eben weil das Wesen der Philosophie die absolute Widerspruchslosigkeit ist. — Ein anderes Kriterium ist an die Poesie anzulegen. Sie, die schöpferische Phantasie kritisirt sich selbst durch das Qualitative sowohl als durch das Quantitative ihres Gehaltes. — Die Phantasie beherrscht den Dichter, der Dichter nicht die Phantasie. Wem hat nicht schon die Phantasie einen Streich gespielt. Einem

Dichter als solchen Inkonsequenz vorwerfen, sofern er seiner Gesinnung nicht untreu wird, ist, gelinde ausgedrückt, ein Vandalismus und wenn es à la Wackernagel geschieht, Narrheit und noch dazu verbaselte. — »An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen!« — Die »deutsche Flotte« von Herwegh zerfällt in Nichts vor »Büchners Tod«. Ersteres war ein Gelegenheitsgedicht, der Stoff an sich durchaus unpoetisch, was also natürlicher als daß die unpoetische deutsche Flotte den noch unpoetischern deutschen Einheitskaiser mit ins Schlepptau nahm! Aber Herwegh hat seine Muse nie dienstbar gemacht, und wenn Schiller sich bereits so weit emancipirte, daß er

„den Sänger mit dem König gehen"

läßt, weil beide »auf der Menschheit Höhen« wohnen, so geht Herwegh weiter und ruft: Nein, die Poesie ist der König selbst,

So hat ein Purpur wieder fallen müssen!
Hast eine Krone wiederum geraubt!

und dann, mit der unerbittlichen Nothwendigkeit grollend, — das Privilegium der Poesie — zeigt er uns den wahren, tiefen Schmerz, nicht das wasserblaue Gewinsel eines Minnesängers, dem seine Liebste abhanden gekommen, nein, die Kraft, die Energie des Schmerzes. —

Du schonst die Schlangen zwischen Deinen Füßen
Und trittst den jungen Adlern auf das Haupt!
Du läßt die Sterne von dem Himmel sinken
Und Flittergold an Deinem Mantel blinken!
— — — — — — — — —

O theurer, als im goldenen Pokale
Einst jene Perle der Kleopatra,
Lag eine Perle in dem Haupte da;
Der Mörder Tod schlich nächtlich sich in's Haus,
Der rohe Knecht zerbrach die zarte Schale
Und goß den hellen Geist als Opfer aus. —

Es lohnt sich nicht der Mühe, mit dem Glauben an ein Jenseits in der Tasche, unsern Verstorbenen Verse mit in die Grube zu geben, da mit der verzweifeltsten Kraftanstrengung kein anderer Gedanke entstehen kann, als das ewig und ewig sich wiederholende »Wiedersehen«, welches, schlimmer als eine Karrikatur auf den Schmerz, diesen, und mit ihm, die darauf bezügliche Poesie, zu einer im höchsten Grade überflüssigen Lüge macht. Jeder Verlust ist nur da ein wahrer, dem Herzen würdiger Gegenstand, wo das Bewußtsein des Verlustes als eines unwiederbringlichen klar geworden. — Wer aber mit diesem sauren Apfel seinen verdorbenen, verzärtelten, religiösen Magen nicht restauriren kann, freilich der

— — — begreift es nicht,
Wie zehnfach stets das Herz des Dichters bricht,
Wie blutend, gleich der Sonne, nur sich reißt
Von dieser Erde stets ein Dichtergeist;
Wie immer, wo er von dem Leib sich löste,
Sein eigner Schmerz beim Scheiden war der größte.

Und in Bezug auf Büchner

Ein unvollendet Lied sinkt er in's Grab,
Der Verse schönsten nimmt er mit hinab. —

Schwerlich wird es möglich sein, die durch den Tod zer-

schnittene Zukunft des Dichters tiefer und schmerzlicher auszudrücken:

Der Verse schönsten nimmt er mit in's Grab.

Doch er

— flammt nun wieder nach durchbrochner Schranke
In Gottes Haupt ein leuchtender Gedanke;

In diesem Gedicht spricht sich das ganze Ich unseres Dichters aus. — Es ist kein knabenhaftes Anbellen, kein Fieberparoxismus, wie Herweghs Gegner behauptet haben. Es ist die Wahrheit des Schmerzes, die den Tod als die schmerzhafte Wahrheit anerkennt und nicht eine Eskamotage daraus macht.

In der zweiten Abtheilung ist die ganze Weltanschauung Herweghs poetisch ausgedrückt. —

Dort in den Nachen wirft mit kalter Hand
Sein letztes Gold das herbstlich gelbe Land,
Und meine Seele sieht in süßer Ruh
Die Perlen träufeln von den Rudern zu,
Wie sie von Ringen hin zu Ringen tönen,
Ein fliegendes Symbol der Ewigkeit,
Und endlich sich, von jeder Form befreit, —
Gestaltlos mit dem Element versöhnen.

Mit erneuter Kraft erhebt sich der Dichter:

Du hast ein Auge der Natur genommen,
Das ihr in ihre tiefste Seele sah,
Um einen Beter bist Du selbst gekommen —
Um einen Beter? ei, so staunet, ja!
Um keinen Beter, ruhig, sicher, still, —
Die Flamme bebt, wenn sie nach Oben will!

Um keinen Beter — nein, um keinen Wurm —
Es tobt das Meer und lobt den Herrn im Sturm!
Der Blumen schönste brauchet einen Dorn,
Ein edles Herz zu Schutz und Trutz den Zorn;
Manch heiß Gebet hüllt sich in einen Fluch,
Wie unsere Hoffnung in das Leichentuch. u. s. w.

Armer Herwegh! auch Du hast den Undank Deines Volkes erfahren müssen. Wie jauchzten sie Dir zu vor drei Jahren und kaum fielen die Actien der königlichen Gunst, so fielst Du mit ihnen in der Gunst der Deutschen. — Du bist den Leuten zu grob geworden im zweiten Theil Deiner Gedichte, Du hast vergessen, daß, so geduldig sich die Deutschen de qui de droit zausen lassen, so wollen sie von ihres Gleichen mit Glacéhandschuhen berührt sein; besonders seit sie an der fixen Idee des Patriotismus leiden!

Herwegh ist kein Dichter irgend einer besondern Schule. Er ist eine selbstständige Erscheinung unserer Zeit, die ihrem eignen Sterne folgt. Er ist eine jener Größen, welche sich ihren Lorbeer gewissermaßen erzwungen haben. Dem Frommen müssen seine Gedichte ein Gräuel sein, dem »guten Bürger« eine Sturmglocke, den liberalen Politikern ein hic Rhodus, hic salta. — Wie war es nun möglich, daß die »Gedichte eines Lebendigen« eine so begeisterte Aufnahme fanden? Herweghs Muse besitzt etwas Dämonisches, welches zu gleicher Zeit abstößt und anzieht. »Sie ist ein Teufel in Engelsgestalt,« sagte mir einst ein zürcherischer Pfarrer. Mag sein, erwiederte ich ihm, doch will ich lieber mit solchen Teufeln verdammt, als mit Ihren Engeln selig sein.

Und wer, wie ich, mit Gott gegrollt,
Darf auch mit einem König grollen.

dikalen, deren Führer ihn später so schmachvoll und feig im Stich ließen, und die ehrenvolle Unabhängigkeit ihres Landes unaufgefordert dem rohesten Vandalismus und der servilsten Fürstenkriecherei aufopferten. Zur Zeit, als ich den Dichter kennen lernte, näherte er sich mit raschem Fluge der Spitze seines Ruhmes. Die dritte Ausgabe seiner Gedichte hatte kaum die Presse verlassen, als sie schon vergriffen war. Alle Journale waren voll von seinem Lobe. Er war gleichsam »der Pol geworden, dem alle unruhigen Köpfe zuflogen.« Und wahrhaftig, auch meinen Sünden hat er nicht den geringsten Theil der Schuld zu tragen, denn der Henker mag ruhig bleiben, wenn einem nach der erschlaffenden Hitze, welche der Wind der orientalischen Frage in unsere deutsche Wüste brachte, so ein erquickendes Donnerwetter der Freiheit, wie die »Gedichte eines Lebendigen«, über den Hals kommt!

Herwegh führte mich zu Follen, welcher zur Abwechselung wieder einmal ein neues Haus baute, und damit seiner Lieblingsleidenschaft fröhnte.— Follens äußere Gestalt ist, wie ich dies schon in meinem Brief an Weitling (Siehe Communistenbericht) ausgesprochen, der Typus eines Mannes. Leider ist es mit seinem innern Menschen anders beschaffen. Er ist durch und durch ein despotischer Autokrat und hat die Grobheit der Romantiker getreulich beibehalten. Ich wette, er hat bei allem Radikalismus, bei allem Kokettiren mit dem Communismus den Gedanken an den deutschen Kaiser noch nicht ausgeschwitzt. In Zürich selbst ist er persönlich bei allen Parteien im höchsten Grade unbeliebt, und so sehr ich selbst dies dem gewöhnlichen Schicksal, welchem hervor-

stechende Charaktere ausgesetzt sind, beizumessen bemüht war, und ihn bei jeder Gelegenheit in Schutz nahm, so ward ich endlich wider Willen gezwungen, denselben Mann, welchen ich als einem der ersten, der für die Freiheit des deutschen Volkes ihre Existenz aufs Spiel gesetzt, bewunderte, im Innersten meines Herzens zu verachten. — Ich sah bald ein, daß jeder freie Mann besser thäte, im Fall einer revolutionären Bewegung, sich den Hals abzuschneiden, als sich unter die Dictatur Follens zu begeben. — Es gab in Heidelberg einige Studenten, welche ein Lied zu singen wußten von der Denunziantennatur Follens.

Die Schweiz und die Schweizer.

„Doch lieb ich sie mit allen ihren Sünden."
(Ged. eines Lebend. I. Thl.)

Du siehst schon aus diesem Motto, daß Du Dich irren würdest, wenn Du glaubtest, ich wolle mich an den Schweizern wegen der Unbill rächen, die ich in ihrem Lande erfahren habe. Ich hütete mich, es zu thun, selbst wenn ich persönlich die gerechteste Ursache dazu hätte, denn ein Schriftsteller kann seine Feder zu keinem entwürdigendern Dienst gebrauchen, als eine Nation gegen die andere aufzuhetzen. — Er begeht einen Raub an dem allgemeinen Interesse der Menschheit und ich werde meine Hand nicht damit beflecken.

Dem monarchischen Princip Europa's verdankt die Schweiz jene Collision ihrer Sou=

veränitäten, welche ihr wie ein Geier an der Leber nagt, und in welcher die Quelle ihrer politischen Zerrissenheit nach Innen und ihrer Ohnmacht nach Außen gesucht werden muß. — Das Einheitsgefühl, der schönste Schmuck eines freien Volkes, wird durch den traurigsten Partikularismus bei den Schweizern immer mehr in den Hintergrund gedrängt. — Wir gehören wahrlich nicht zu denjenigen, welche den Kampf der Parteien, das pulsirende Lebenselement der Menschheit, verdammen und einen faulen, gemüthlichen Frieden predigen, aber wir wollen nicht, daß der Kampf gleichsam in einer Arena geführt werde, wie bei den alten Griechen die blutigen Beißereien wilder Bestien. — Und dies ist in der letzten europäischen Republik der Fall.

Die Bundesacte — o daß ich dieses Monstrum von Widerspruch bei der Hand hätte! — statuirt als höchste, souveräne Macht die Tagsatzung, eine aus Deputirten sämmtlicher Cantone zusammengesetzte Versammlung, welche abwechselnd in Zürich, Bern und Luzern residirt. Diese Souveränetät berechtigte zu dem logischen Schluß, jeder Canton sei gleichsam als eine Art Departement des gemeinsamen Vaterlandes zu betrachten. Damit nun aber jene eidgenössische Souveränetät nicht etwa zufällig etwas, das Wohl und den Geist des Volkes hebendes beschließe, hat man das eine, durch ein anderes souveränes Prinzip contrebalancirt, durch die Cantonalsouveränetät. Das heißt in eidgenössischen, in solchen Fragen, welche das Gesammtvaterland betreffen, entscheidet die Tagsatzung, in Cantonalangelegenheiten jeder einzelne Canton die ihn betreffenden.

Es liegt am Tage, daß die Collision zwischen dem Partikularismus und dem Interesse der Gesammtheit hier auf's deutlichste proklamirt ist. Was ist überhaupt Souveränität? ist eine Verbindung mehrer Souveräne länger denkbar, als ihre Interessen und die Wahl ihrer Mittel, als ihr Judicium mit einander im Einklang steht? Und wenn vollends einer Souveränität, als der Repräsentantin des Ganzen, die höchste Macht verliehen, bleibt sie noch souverän, wenn die Theile, wenn jeder derselben für seinen Platz dasselbe ist, was das Haupt? —

Doch setzen wir uns selbst für einen Augenblick über die contradictio in adjecto des Princips hinweg, so rennen wir uns wieder in die Consequenzen fest. Nehmen wir an, daß die Cantonalsouveränität gegenüber der eidgenössischen (Tagsatzung) in ihrem Rechte sey, so ist die nächste Folge, daß jener als Souveränität, die Hauptentscheidung über alle noch so wichtigen, jedoch zunächst sie selbst betreffenden Fragen absolut unbenommen bleiben muß. Sie tritt — als Souverän — als abstracte Persönlichkeit, als ein absolutes Ich auf, welches zunächst und vorzugsweise sich selbst Gegenstand ist, und welches dem Du, oder der Allgemeinheit sich nur dann accomodirt, wenn es selbst die Ueberzeugung hat, bei dem Handel zu gewinnen, oder nichts dabei zu verlieren, oder endlich, wenn es dazu — gezwungen wird. Ist diese Theorie wahr? — die Praxis mag antworten — und sie hat bereits geantwortet.

Es bleibt aber immer noch die andere Hälfte der Frage übrig. — Die eidgenössische Machtvollkommenheit. Stellen wir uns auf ihren Standpunkt, so finden wir in der

Praxis wie in der Theorie, die Souveränität der Tagsatzung ebenfalls anerkannt, d. h. bedingungsweise anerkannt. Die praktische Anerkennung der Tagsatzung besteht darin, daß jeder Canton seine Deputirten hinschickt, sich im Uebrigen aber nicht sonderlich an die Beschlüsse, welche dort gefaßt oder nicht gefaßt werden, kehrt. Und die theoretische Anerkennung liegt in der Bundesacte der Schweiz. Die Tagsatzung ist nun wohl zum Haupt des ganzen Körpers erhoben, da nach allen Regeln der Vernunft das Ganze größer ist als der Theil; aber die Glieder sind in voller Rebellion gegen den Kopf, und was ist da zu machen? — Jede Frage, welche zunächst in einem Canton auftaucht, muß bei der Tagsatzung zuerst dahin beantwortet werden, ob die Frage als solche cantonaler oder eidgenössischer Natur sey. Und gleich hier beginnt die Collision der beiden Souveränitäten. Die Vertheidiger des eidgenössischen Princips, obgleich sie sich meist darauf beschränken, aus dem Quantitativen des vorliegenden Gegenstandes ihren Schluß zu ziehen, können behaupten, mit Hinweisung auf die Bundesacte, daß keine Frage existiren kann, bei der nicht — direkt oder indirekt — das Ganze interessirt sey, wie, wo ein Glied leide, der ganze Körper es empfinde u. s. w. — Die Cantonalen — und man wechselt hierin je nach Umständen die Farbe — entgegnen, da ihnen das, was sie beträfe, am nächsten liegt, so können sie keine höhere Competenz anerkennen als sich selbst, gestützt ohnehin auf die in der Bundesacte garantirte Cantonalsouveränität *). Und Beide haben — jede auf ihrem Stand-

*) Bei Gelegenheit der Aufhebung der Aargauer Klöster, wollten die Vertheidiger derselben die Sache durchaus als eine

punkt — gleich Recht. — So ist es aber weit gewöhnlicher, daß der Partikularismus den Sieg davon trägt, denn das Ich macht sich zuletzt immer geltend, und wo es sich durch einen Gegenstand, so religiöser Natur, wie das Credo eines heiligen Papierwisches, Charte, Constitution, oder wie immer genannt, zum Zwitter herabgewürdigt sieht, ist nichts natürlicher als eine Empörung, die um so schlimmer ist, als sie das Gesetz gewissermaßen für sich hat. Die Herrschaft der eidgenössischen Souveränität, ist in Hinblick auf die Acte, eine Empörung gegen die cantonale, und umgekehrt. Aber das ist noch nicht Alles, ist noch nicht der Gipfel der Confusion.

Die Bundesacte redet von 22 Cantonen, welche auf der Tagsatzung zu vertreten sind. Nun aber haben sich einige Cantone — z. B. die Landschaft von der Stadt Basel getrennt und in Folge dessen zerfiel die eine Stimme, welche der ganze Canton Basel besaß, in zwei Hälften, von denen die eine der Landschaft, die andere der Stadt zukömmt. — Dasselbe ist mit dem Canton Appenzell (Inner- und Außer-Rhoden) der Fall. Die auf diese Weise getrennten Cantone haben nur dann eine Stimme auf der Tagsatzung, wenn sie ihre beiden Hälften kantonaliter vereinigen, woran bei der Spinnenfeindschaft, welche zwischen

---

eidgenössische behandelt wissen, während ihre Gegner die Souveränität des Cantons Aargau mit lauter Stimme verkündeten. Bei der Jesuitenfrage in Luzern ging es grade umgekehrt. Die Ultramontanen behaupten die Angelegenheit, sey cantonal, die Gegner, sie sey eidgenössisch. Und in Aargau blieben die Klöster aufgehoben, und in Luzern wurden die Jesuiten eingeführt. Beidemal siegte die Contonalsouveränität. Und so in hundert andern, minder wichtigen Fällen.

2*

ihnen herrscht, für's Erste noch kaum zu denken ist. Aus diesem Umstand erklärt sich denn auch die eidgenössische Arithmetik, nach welcher ²/₂ nicht gleich einem Ganzen sind. Die Bundesacte selbst aber wird von den europäischen Mächten aufrecht erhalten, ob auch das Schweizervolk an dieser sanktionirten Dummheit verbluten möge. Wenn ein Warschau fällt, tanzt man in St. Petersburg! —

So wenig es in meiner Absicht liegen kann, als Rathgeber aufzutreten, so kann ich doch nicht umhin, den Versuch zu machen, der ganzen Frage eine andere Stellung zu geben. — Natürliche Gegensätze vermitteln wollen ist eine Unmöglichkeit; man vermittelt die Gegensätze nicht anders, als indem man sie aufhebt, und man hebt sie nicht anders auf, als indem man über sie hinausgeht, sich selbst über sie erhebt. — Die einzig vernünftige Lösung kann also nur in der richtigen Beantwortung der Frage liegen: *Was liegt einem freien Volke mehr am Herzen — sein Wohl, oder die Heilighaltung eines Denkmals, welches ihm der europäische Despotismus in Form eines Fetzen Papiers gesetzt hat?* — Ob aber die Schweizer den Muth haben werden, diese Frage richtig zu beantworten, und wenn sie den Muth, ob sie auch die Kraft dazu haben werden? — das ist eine andere Frage. Bis jetzt wagt man es in der Schweiz selbst kaum, den Gedanken an die *Centralisation* laut zu denken! — — — —

Der verderbliche Einfluß des herrschenden Systems in der Schweiz mußte natürlich auch auf die Schweizer wirken und wie das ganze Land uns den Anblick politischer

Zerrissenheit darbietet, so tritt der Partikularismus in den einzelnen Cantonen, ja Bezirken nicht minder grell hervor. Sie sind »praktisch« bis zum Extrem geworden, die Schweizer. Die Person, die Familie, das Dorf, der Bezirk, der Canton sind die Gegenstände des politischen Bewußtseyns der heutigen Schweizer und bezeichnend ist der Umstand, daß das ganze Land, welches verhältnißmäßig mehr Journalistik aufzuweisen hat, als irgend ein anderes, auch nicht ein einziges Blatt besitzt, welches die Angelegenheiten der ganzen Eidgenossenschaft gleichmäßig behandelt. Die Partei als solche ist nirgends auf allgemeine Weise vertreten und die Parteiorgane tragen sammt und sonders ein vorzugsweise cantonales Gepräge an der Stirn. Jeder Versuch, in der Journalistik eine umfassendere Tendenz einzuführen, ist bis jetzt gescheitert.

Wenn nun die Basis, auf welcher die Institutionen der Schweiz beruhen, richtig erkannt ist, kann man sich dann noch wundern über all die unangenehmen Eindrücke, welche die Schweizer auf den Fremden machen? Muß ein, an sich freies Volk nicht nothwendiger Weise seinen Charakter klar und nackt an den Tag legen? Was wir bei andern Völkern nur in Umrissen angedeutet finden, tritt uns bei den Schweizern scharf ausgeprägt unter die Augen. Wir nennen die Schweizer, kleinlich, engherzig, unzugänglich u. s. w. Wenn wir jedoch der Sache auf den Grund gehen, und finden, daß die Existenz der Schweiz, ihre Selbstständigkeit, nur durch ihre perpetuelle Zerrissenheit anerkannt wird, daß gleichsam jeder Schritt zur Idee eines einigen Volkes, zur Verkörperung dieser Idee in freier

Bundesverfassung ein Schritt ist, welcher vielleicht einen Todeskampf provociren könnte, so sollten wir uns eher wundern, daß die Schweizer ihr Land und darin ihre Cantone noch nicht mit einer chinesischen Mauer umgeben haben, denn wie es nur ein Heil, nur eine Freiheit geben kann, so gibt es auch nur ein Grundübel an dem alle Theile der menschlichen Gesellschaft laboriren und welches bei Völkern, welche relatif frei sind, nur greller hervortritt als bei Sclaven. So lange der Mensch die von ihm geschaffenen Aeußerlichkeiten (politisch und sociale Institutionen, welche einem früheren Bewußtseyn ihre Existenz verdanken), mehr respectirt als sich selbst, sein eignes schöpferisches Wesen, so lange wird er ein Sclave bleiben, mag die Kette nun länger oder kürzer seyn!

Jener in der Schweiz, durch ihre ganzen Institutionen auf den Thron gesetzte Partikularismus, erklärt uns daher Alles, worüber wir uns in der Schweiz beklagen, sogar den »Fremdenhaß.« Und das ist das beste Mittel gegen eben diesen »Fremdenhaß,« wenn der Fremde, dem Schweizer gegenüber sich stets als fremd behauptet. Er wahrt sich dadurch nicht nur seine Unabhängigkeit, er garantirt sich dadurch auch am sichersten das Recht, über schweizerische Zustände ein Urtheil zu fällen, ohne daß er sich auf jenen lächerlichen Einwurf: »Sie kennen unsere Verhältnisse nicht« gefaßt zu machen braucht, denn es ist leider wahr, daß die Schweizer jedem ihrer sog: Neubürger — und lebten sie auch schon seit zwanzig Jahren im Lande — nur höchst ungern die Ausübung und Geltend-

machung seiner politischen Staatsbürgerrechte zugestehen. — Kann es aber wohl anders seyn in einem Lande, wo die Beschränktheit und Ausschließlichkeit zum Princip erhoben ist? Ferner, wenn wir den Stand der Dinge ruhig in Erwägung ziehen und die Stimmung der Schweizer in den dreißiger Jahren mit ihrer jetzigen Abneigung gegen die Fremden vergleichen, so läßt sich diese Verschiedenheit der Gesinnung oder richtiger gesagt dieser Gesinnungswechsel auf's Schlagendste aus der Stellung der Schweiz, nicht aber wie man gewöhnlich annimmt, aus dem Nationalcharakter der Schweizer als Volk erklären. — Grade die Schweizer waren es, welche mit den Demagogen aller Länder, mit der „giovine Italia," mit dem »jungen Deutschland« u. s. w. am meisten fraternisirten und bei der »jungen Europa« zeichnete sich die „Section suisse" durch ihren revolutionären Eifer vor allen andern aus. Herr Druey, (jetzt Präsident des Staatsrathes in Lausanne) war eins ihrer Häupter, und wenn das »junge Deutschland« seine tolle »Steinhölzli-Komödie« aufführen und die deutschen Wappen auf Schweizerboden mit Füßen treten, wenn Massini jenen verwegenen coup de main gegen Savoyen wagen konnte, so waren die Hindernisse, welche die Demagogen bei den Schweizern nicht fanden (ich drücke mich gelinde aus) die geringste Veranlassung nicht zu ihren Wagnissen.

Es ist bekannt, daß sich die Schweiz lange geweigert hat, den drohenden Noten der europäischen Mächte und namentlich Frankreichs, (dessen Gouvernement sich zu dem Dienst, die Freiheitsbestrebungen der Zeit im Interesse

Oesterreichs und des deutschen Bundes zu unterdrücken, hergegeben hatte), zu entsprechen. In seiner Note vom 22. Juni 1836 endlich erklärte der damalige Vorort Bern dem französischen Gesandten, Herzog von Montebello, daß er die wegen Theilnahme an dem Savoyerzug (1834) bereits (**pro forma**) ausgewiesenen Flüchtlinge, welche zum Theil in die Schweiz zurückgekehrt seien, auf's neue aus der Eidgenossenschaft entfernen wolle und desfalsige Aufforderungen an alle Cantonalregierungen habe ergehen lassen. In den Großrathssitzungen der Schweiz entspannen sich die heftigsten Debatten und manche Cantonalregierung blickte in Bezug auf die politischen Flüchtlinge durch die Finger, doch die meisten gaben der Aufforderung Berns nach. —

Jedenfalls aber war die ganze Schweiz entrüstet über die Demüthigung, welche darin lag, den Aufforderungen des Auslandes nach langem Zögern endlich nachzugeben. War das Ausland überhaupt berechtigt, gegen die Schweizer eine so drohende Sprache zu führen? Es hatte allerdings das Recht der Gewalt für sich, aber die Schweiz als ein einiger Staat hätte, so klein das Land ist, nicht auf eine solche Art nachzugeben brauchen. Es ist in der That eine nichtswürdige Integritätsverletzung, einem Lande zuzumuthen, die ihm garantirten Rechte (Asylrecht ꝛc.) anders als **freiwillig und ungezwungen** aufzuheben. Es war die Flüchtlingsfrage gradezu die unverschämteste Einmischung des Auslandes in die inneren Angelegenheiten der Schweiz selbst. Was in meinem Hause geschieht — wenn ich als souveräner Hausherr anerkannt bin — darein hat sich kein Mensch zu mischen. Diese Hausmannspolitik entscheidet

die Frage besser als alle diplomatische Ränkemacherei und Taschenspielerkunst! —

Der Conflict, welcher mit dem Auslande stattgefunden, wurde von der aristokratischen Partei in der Schweiz ausgebeutet. Anstatt auf die Ursache zurückzugehen, durch welche es den fremden Kabinetten möglich war, der Schweiz Vorschriften zu machen, wie die Ausweisung der Flüchtlinge, wälzten sie alle Schuld auf diese Flüchtlinge, welche sie doch ruhig in ihrem Treiben hatten gewähren lassen. An der Heiligkeit des Bundes, der Acte, kurz an der Wahrheit ihrer eignen (schweizerischen) Unabhängigkeit zu zweifeln, obgleich man ihnen eben den handgreiflichen Beweis ihrer Abhängigkeit gegeben, fiel Niemandem ein und so verlor das Volk auch jenes schöne, stolze Bewußtseyn, der natürliche Bundesgenosse der nach Freiheit ringenden Völker zu seyn! Der wahre „Fremdenhaß" datirt sich seit jener Zeit.

Der einzige vernünftige Unterschied eines Volkes von dem andern ist die Sprache. Jede andere Unterscheidung sogenannter „natürlicher Gränzen" ɩc. ist das indirekte Geständniß der Abhängigkeit des freien Menschengeistes von der rohen Materie, die Vertheidigung dieses Unterschiedes die Vertheidigung der bornirtesten Selbstsucht. — Die Schweiz hat von dem Auslande die Sanctionirung des Wiederspruchs ihrer Verfassung angenommen, sie hat sich an der fremden Garantie ihrer Existenz so den Magen verdorben, daß sie selbst das rein menschliche Princip der Freiheit, auch wenn es sich nur theoretisch kund giebt, verwirft, sobald es ein Product des Auslandes. Eine schlimmere Mauer als die chinesische, denn das Volksbewußtseyn hat sie aufgerichtet! Deutsch-

land aber und sein status quo hat nicht wenig zu dem dermaligen Zustand der Schweiz beigetragen und wir schleppen den Fluch unseres Deutschseyn, den Fluch, Unterthanen des Despotismus par excellence zu seyn, überall mit uns, wie der Galeerensclave seine Kette! Wenn aber die Schweiz zu Grunde geht, so stirbt sie an ihren eignen Institutionen und Deutschland mag sich freuen, die Zahl der Völker, welche es verrieth vergrößert zu sehn.

Um die Schweiz richtig würdigen zu können, ist ferner nöthig, auf die eben angeführte Verschiedenheit der Sprachen zu achten. Die Schweiz als Schweiz, als nationale Erscheinung existirt nicht. Wie wir drei Haupt-Sprachen — die deutsche, französische und italienische — so finden wir auch die Grundsätze des Naturells dreier verschiedener Völker in ihr repräsentirt. — Der Ernst des Deutschen, die Lebhaftigkeit des Franzosen und — nach dem eignen Ausdruck eines Schweizerblattes — die „Gluth des Italieners.“ Der Unterschied zwischen Welsche und Deutsche tritt in der Schweiz wahrlich nicht übel hervor! „Comment! veut-on faire de notre académie une colonie de Teütch“ rief ein Lausanner Blatt entrüstet aus, als von dem Unterricht in der deutschen Sprache auf der Hochschule die Rede war. —

Man wird daher nie ein richtiges vorurtheilfreies Urtheil über schweizerische Zustände im Allgemeinen fällen können, wenn man die Schweizer als eine compacte Nation betrachtet, ohne Rücksicht auf den Racenunterschied, welcher auffällig daliegt, ohne Rücksicht auf ihre Zerstückelung u. s. w. Wir haben es mit einer Anzahl verbündeter Stämme zu thun, deren jeder das Prädikat Selbstständigkeit für sich in

Anspruch nimmt und von denen ein Jeder, troß allen Redens und Schreibens von Einheit u. s. w. sich selbst zuerst und vorzugsweise im Auge behält. Will man einen schlagendern Beweis, als die Trennungsfrage, welche die Urkantone in Anregung brachten, als die sogenannten „Sarnereien?“ — Die Schweiz, als nation une et indivisible aufgefaßt, muß daher selbst am meisten zu ihrem Nachtheil sprechen, weil sie prätendirt, Etwas zu seyn, was sie de jure und de facto nicht ist. —

Doch sehen wir uns jeßt den Schweizer in dem öffentlichen Leben seines Vaterlandes an; betrachten wir das ganze Volk und urtheilen wir nicht nach seinen Führern und am allerwenigsten nach denen, welche an der Spiße der Regierungen stehen und bereits das lebenskräftige Element des demokratischen Princips mit dem Dunst der »heiligen« Verfassungen, Institutionen ꝛc. vergiftet haben, betrachten wir das Volk selbst ohne Rücksicht auf diese oder jene Partei, dieses oder jenes Vorurtheil — wahrhaftig! in der Brust des geringsten Hirten auf den Alpen lebt ein Gefühl, welches ihm sagt, daß es für den Menschen etwas mehr gibt als Bier trinken, Tabak rauchen und geborner Unterthan zu seyn und zu bleiben. Der sonst so praktische Sinn der Schweizer seßt in dem Kampfe der Prinzipien, welche sein Land bewegen freudig Gut, Blut und Leben ein; er ist fähig, sich für eine Idee zu begeistern. — Einen eigentlichen Pöbel, der nie weiß warum er handelt, der heute à bas und morgen vive le roi schreit, ohne einen Grund — und wäre es auch ein unrichtiger — zu haben, gibt es in der Schweiz nicht. Die Jesuitenfreunde im Volke, wie ich mich selbst überzeugt habe,

glauben steif und fest: Kein Heil ohne die ehrw. Väter. Und ist die Bewegung, das Leben, die Propaganda, der Parteienkampf, trotz seines jetzt so traurigen Anblicks nicht tausendmal vorzuziehen der stagnirenden Ruhe Deutschlands, wo der Mann ein unmündiges Kind, wo das Bewußtseyn noch ohne Hör-, Seh- und Fühlkraft, einer Moluske gleich instinctmäßig hinvegitirt und die etwaigen Zuckungen nicht der Sache wegen, sondern zu Ehren des Bodens geschehen, auf dem wir vegitiren, und welcher gleich kalt und theilnahmlos bei dem Blute, das ihn düngt, wie bei den Triumphbogen der Freiheit, die er noch nie getragen?

Der Unterschied der Schweizer und Deutschen besteht darin, daß erstere Leben, diese aber kein Leben haben. Es ist wahr, die Schweiz ist zerstückelt, es ist wahr, die Reaction und der Jesuitismus gewinnen täglich mehr Boden, aber selbst diese Reaction, wie ganz anders tritt sie hier auf als bei uns, sie macht sich in der Schweiz wohl verhaßt, aber nie verächtlich.

Auch beweist der dermalige Zustand der Schweiz nichts gegen das Volk als solches. Sind die Schweizer darum verächtlich, weil Jesuitismus und Radikalismus sich in ihr die Herrschaft streitig machen — nun dann sind wir armen Deutschen freilich in unserer Götterruhe groß; ich aber ziehe es doch vor, von unsern weisen Philistern mit den Schweizern verachtet zu werden, als im germanischen Olymp zu thronen, und selbst mit einem freien Volke zu unterliegen, ist schöner, als mit einem geknechteten über ein freies Volk zu gebieten.

Die ganze Erziehung der Jugend ist aber auch darauf berechnet dem Schweizer jenes Unabhängigkeitsgefühl, den

Orden den man in der Brust trägt, einzuprägen. — Schläge gelten dem Knaben als der höchste Schimpf. Freiheitshymnen werden sogar in den Schulen gelehrt. Im Canton Waadt müssen die Kinder, Knaben und Mädchen, die droits de citoyen kennen lernen und das Volk verachtet Niemand so sehr als diejenigen, welche gedankenlos in den Tag hineinleben, die »Junker,« die „gants jaunes.“ — Jeder Schweizer hat eine Meinung. Er raisonnirt, er sucht seine Ansicht bei sich zu rechtfertigen und andern gegenüber zu behaupten und zu vertheidigen. Bietet der Streit der Parteien im ersten Augenblick dem Fremden auch den Anblick des Kleinlichen, Lächerlichen dar, so schwindet dies Vorurtheil, wenn man bedenkt, daß die Existenz der Schweiz — leider! — an jene Zerrissenheit gebunden ist und wahrlich! man muß das Volk schätzen und achten, welches, gering an Zahl, doch noch der Wucht der Vorurtheile, worin man es gefangen hält, nicht erlegen ist! —

Wenn ich nun im weitern Verlauf dieses Werkes von Conservativen, Radikalen u. s. w. rede, so sind darunter die Führer der genannten Parteien, nicht aber die Masse des Volks, wie sie zur einen oder andern Farbe hält, verstanden; denn wie ich bereits angeführt habe, jeder hervortretende Charakter geräth entweder in Conflict mit den Grundinstitutionen der Schweiz, oder accomodirt sich ihnen, und daher läßt sich auch der Umstand leicht erklären, daß so viele ehemals Radikale, wenn sie an's Ruder kommen, ihre Farbe wechseln, ohne es selbst zu wissen und zu wollen. Daher die Muthlosigkeit, Feigheit und Niederträchtigkeit einzelner

Staatsmänner, welche als einfache citoyens, für feuerfeste demokratische Charaktere galten. —

Herweghs Verweisung aus Zürich. Der schweizerische Republikaner. Weitling und der Communismus.

Das Jahr der Einfalt 1843, welches die Masse Verfolgungen, Verbote, Absetzungen und andere liebliche Ereignisse mehr auf den deutschen Boden warf, brachte für die Schweiz ebenfalls eine Copie des Michelthums, und conservative Tirannei und liberale Hohlheit hatten Gelegenheit, die eine sich in ihrer ganzen Größe, die Letztere in ihrer nackten Jämmerlichkeit zu zeigen. Zuerst bei Gelegenheit von Herweghs Wegweisung. —

Gerade wie in Deutschland stieg in Zürich der Enthusiasmus für Herwegh. Zwar fuhren die Journale der Reaktion fort unsern Dichter zu lästern und beklagten das deutsche Volk, welches in einem so traurigen Irrthum und Irreligiosität befangen sey, daß es sich durch die glatten Verse des gottlosen Poeten zur Begeisterung hinreißen lasse. Doch als die Kunde von seiner Audienz beim Könige von Preußen nach der Schweiz gelangte, verstummten Herweghs Feinde. Die Autorität eines deutschen Monarchen brachte Republikaner zum Schweigen!

Jetzt kam der »verhängnißvolle Brief,« und gerade wie die litterarischen Hetzhunde in Deutschland, bellten auch die politischen Rüden der Schweiz und namentlich Zürichs. Es ist wahr, Herwegh hatte Unrecht dem Könige zu schreiben,

was er ihm geschrieben; mehr — es war eine **Narrheit**, daß er sich an den König wandte, aber der größte Theil seines Unrechts und seiner Narrheit, ja die Narrheit selbst bestand darin, daß er ein königliches Wort*) — für Ernst nahm. Genug, als Herwegh wieder nach Zürich kam, brach das Unwetter über ihn los. — Der fernere Aufenthalt wurde ihm verweigert. Als Grund gab man die von ihm **projectirte** Zeitschrift an. —

Seine Freunde glaubten anfangs, die liberale Partei, welche die Mehrheit im großen Rath bildete und von welcher ein großer Theil speciell mit Herwegh befreundet war, würde ihn nicht sinken lassen und unser Vertrauen ging selbst noch so weit, daß wir über den Beschluß der Regierung spöttelten. Sämmtliche Deutsche unterzeichneten daher eine von Follen verfaßte Petition zu Gunsten Herweghs.

Um dem großen Rath die Angelegenheit Herweghs zu einer Art Ehrensache zu machen, enthielt die Petition folgende Worte, welche **den Unterschied, zwischen Herwegh und jenen Gebrüdern Rohmer**, deren Gaunereien und Prahlereien noch kurz vorher von allen Blättern besprochen waren und denen die Zürcher Regierung das Handwerk **nicht** gelegt hatte scharf hervorgehoben:

»Wenn wir diese Abweisung eines gefeierten Dichters und sittlich untadelhaften Mannes, vergleichen mit der Nachsicht, welche man andern Personen angedeihen läßt, deren Landsmannschaft wir wenigstens uns nicht rühmen möchten, — so fürchten wir sehr, daß hiebei Ansichten und

*) „Wir wollen offene und ehrliche Feinde bleiben.“

Gesinnungen mehr, als der Charakter und die Handlungen des Betroffenen in Anschlag gebracht worden sind. — Durch eine solche Auslegung und Anwendung der (Fremden=) Gesetze würde aber unserer innigen Ueberzeugung nach, das Asylrecht, welches die Schweiz seit Jahrhunderten mit europäischer Anerkennung geübt hat, illusorisch, so wie anderseits jede freie litterarische Thätigkeit unmöglich werden.« u. s. w.

Die Unterzeichnungen dieser Petition fanden im Februar am Tage vor der Großrathssitzung in dem Hotel »zur Krone« in Zürich statt. Vor dem Hause standen mehre verkleidete Gensdarmen, gerade als ob die Regierung von den paar hundert Deutschen einen Aufstand befürchtet hätte!

Die Nachrichten, welche wir von der Landschaft erhielten lauteten sehr entmuthigend; nur wenige Schweizer hatten sich zu Herweghs Gunsten petitionirend an den großen Rath gewandt und doch hatten wir es nur diesen Schweizern zu danken, daß die oberste Behörde des Cantons Zürich sich überhaupt in eine Diskussion einließ, ehe sie über den Gegenstand zur Tagesordnung schritt. —

Jene Großrathssitzung lieferte einen trefflichen Beitrag zur Geschichte des Vandalismus unserer Tage. Wir ehren jede Opposition und wir würden die Verweisung Herweghs weniger schmerzlich empfunden haben, wenn wir ihn einfach als Opfer des Parteihasses hätten fallen sehen; aber die rohe, viehische Brutalität einerseits, und die elende Kriecherei und Feigheit der Liberalen anderseits, raubte uns auch das Recht, als ehrlich überwundene Gegner unsere Feinde zu hassen. Machte doch den Tod Talbots nicht das

Bewußtseyn besiegt, aber das, von der Dummheit besiegt zu seyn, so schmerzlich!

Die Liberalen im großen Rath, dieselben Männer, welche Herwegh früher vergöttert hatten, gaben klein bei, ja einige schlossen sich sogar den Conservativen an, aus Furcht beim Volke verdächtigt zu werden, daß sie Talent und Geist auch an Fremden zu schätzen wüßten, mit einem Wort aus Furcht als Nicht=Cyniker zu erscheinen. Nur wenige erhoben ihre Stimme für und das Höchste, was die wenigen zu sagen hatten, bestand in der schüchtern ausgesprochenen Frage, ob die Verweisung nicht etwa voreilig sey? —

Die Conservativen waren ehrlicher. Sie trugen ihre Dummheit und Gemeinheit offen zur Schau. Ein gewisser Hausammann, ein roher ungebildeter, dabei aber tückisch=verschmitzter Kerl sprach wörtlich, »die Fremden machen uns nur Mist in unsere süße Milch; wenn sie uns als Knechte dienen, so habe ich nichts dawider, aber die fremden Gelehrten sollte man alle aus dem Canton jagen. Die Gelehrten sind an all unserm Unglück Schuld.«

Doch so roh dieser Ausspruch eines Volksrepräsentanten auch klang, so erregte doch die Antwort jenes Zürcherischen Staatsmanns in der Arlequinsjacke, oder richtiger gesagt jenes Arlequins im Staatsrathsfrack, Bluntschli einen noch größern Ekel. — Bluntschli erwiederte auf Hausammanns Motion, er fühle sich gekränkt, daß man in diesem Tone von der Wissenschaft rede, auch er sey ein Gelehrter und wolle die Wissenschaft frei wissen. Hierauf ein langes widerlich süßliches Geplärr von Philosophie, Rechtfertigung des Christenthums, Staatsraison

u. dergl. m., und am Ende stimmten Herr Bluntschli ganz im Sinne Hausammanns. — Doch die Züchtigung blieb nicht aus und das Ehrgefühl der Zürcherischen Politiker erhielt eine derbe Schlappe. Wenige Tage nach Herweghs Verweisung erhielt dieser Amnestie vom König von Würtemberg und alles Gerede von »Rücksichten, welche man gegen das Ausland zu nehmen habe« wurde zu Wasser und die freien Republikaner hatten sich vergebens abgemüht, der deutschen Reaktion einen Dienst zu leisten.

Fragt man nun, in wie weit man aus seinen Repräsentanten auf das Volk selbst schließen konnte, so antworte ich, daß wie gewöhnlich — Beweis die vielen Revolutionen — die Stimme der Volksvertreter nicht die Norm für die Meinung des Volks war. Die Feinde Herweghs täuschten sich, wenn sie beim Volke eine Sympathie für ihren Beschluß voraussetzten, seine Freunde irrten gleichfalls in der Annahme des Gegentheils. Dem Zürchervolk lag die Frage zu fern, berührte es zu indirekt, um offen Partei für Einen oder Andern zu ergreifen. Ueberdieß war ein Fremder der Gegenstand der Frage und dieß ist ein Grund mehr, warum der Partikularismus die Herrschaft so unbestritten behielt. — Doch fehlte es dessenungeachtet nicht an Stimmen, welche energisch gegen das reaktionäre Vorhaben des großen Rathes protestirten. Es giebt in der Schweiz eine nicht unbedeutende Zahl Männer, welche, sich mit Ekel von der flachen Tagespolitik abwendend, auf den ersten Anblick als Kosmopolitiker erscheinen; wenn es ihnen aber gar zu bunt hergeht, dann zeigen auch sie ihre Zähne, und welche Hauer! welcher glühende Haß gegen

alle Despotie leuchtet aus ihren Augen hervor. Ich kenne mehre solcher alter Republikaner von Eisen. Sie gleichen dem Verina, ehe er sich blamirte und zwischen zwei Uebeln das kleinste wählte. — Einer dieser wahren Demokraten war es auch, der im Schweizerischen Republikaner seinen Groll in folgenden wenigen Worten Luft machte.

»Aus der ganzen Angelegenheit des Herrn Herwegh »geht die — — — — sattsam bekannte Lügenhaftigkeit »der Conservativen, noch greller aber die Feigheit der Libe»ralen hervor, die wie eine Heerde von Schafen sich von »den Conservativen dahin treiben lassen, wo diese sie haben »wollen. Und welche Schande für einen ächten »Republikaner, daß wir dem würtembergischen »Ministerium einen Dienst erweisen wollen, »den nun dieses verschmäht!«

Ein Altschweizer.

Die Verweisung Herweghs war die Veranlassung zu einem offnen Bruch der Deutschen und Schweizer in Zürüch. Der bittere Ton des »Schweizerischen Republikaners« (damals in den Händen Fröbels und Eigenthum des literarischen Comptoirs) unterminirte die liberale Partei mit jedem Tage mehr. — Doch bevor wir über die ferneren Unfälle der Deutschen sprechen, ist es nöthig, einige Worte über die schweizerische Journalistik im Allgemeinen zu sagen.

Wir haben bereits angeführt, daß die ganze Schweiz nicht ein einziges selbstständiges politisches Journal besitzt, ein Journal, welches, frei von der Censur seiner Coterie, reden darf, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Die Par-

teiblätter sind auf Actien gegründet und der Redacteur ist weiter nichts als eine Art Gérant. Den Hauptmitarbeitern liegt die Pflicht ob, Alles was die Partei, als deren Organ das Blatt gilt, Dummes begeht, jeden Schritt derselben zu rechtfertigen, wobei es natürlich nicht ausbleiben kann, daß Alles, was die Gegenpartei unternimmt, getadelt und angegriffen werde. Auch der flüchtigste Blick in die Journale der verschiedenen Cantone genügt, um sich von der Prinziplosigkeit und Inkonsequenz der schweizerischen Parteiorgane zu überzeugen. Hier klagt man über Geiz, wenn kein Geld in der Casse, dort über Verschwendung, hier schreit man über Unterdrückung der Meinungsfreiheit, der Presse, dort wird Meinungs-, Gewissens- und Preßfreiheit auf das Schmählichste mit Füßen getreten von Männern, welche sich zu derselben Partei bekennen, wie jene, welche unter dem Druck seufzen. Z. B. der Canton Waadt und der Canton Zürich. — Hier jammern die Radikalen über Preß- und Gewissenszwang, während sie dort keck Gewissen und Meinung mit Gensdarmen in Ordnung halten. — Ueberall Herrschsucht, überall Willkühr! Natürlich! die Ausschließlichkeit ist ja die politische Basis des schönen Schweizerlands und die Konsequenzen müssen malgré, bongré dem Prinzip entsprechen.

Ein Versuch, den politischen und sozialen Gesichtskreis der schweizerischen Politiker zu erweitern und ein allgemein menschliches Interesse zur Hauptaufgabe zu machen, scheiterte in Zürich auf das Großartigste.

Am Ende des Jahres 1842 boten die Häupter der radikalen Partei dem Professor Julius Fröbel die Re-

daction des Schweizerischen Republikaners an. Fröbel, welcher sich in einer Zeit, als die Liberalen durch die Charlatanerie der Rohmer nicht recht wußten, was anfangen, durch Entlarvung dieser Coteriebetrüger große Verdienste erworben hatte, schien ganz der Mann, welcher der Aufgabe, den Parteikampf mit aller Energie zu Ende zu führen, gewachsen war.

Fröbel nahm das Anerbieten an, und das Blatt erschien im Verlag des literarischen Comptoirs, und wurde auf solche Weise ein selbstständiges, von jeder Coterie unabhängiges Journal.

Doch hatte sich die radikale Partei verrechnet, als sie glaubte, in Fröbel eine ihrer Kreaturen zu finden. Fröbel ist ein zu selbstständiger Charakter, ein viel zu enschiedener Demokrat, als daß er mit dem hohlen Radikalismus unserer Tage nicht hätte in Conflict kommen sollen. — Er nahm die Worte, welche er so lange mit angehört, für Ernst, er traute dem radikalen Bewußtsein eine Thatkraft zu, welche ihm abgeht und so lange abgehen wird, bis es den Radikalismus in seiner ganzen Bedeutung als Brücke zum Humanismus betrachtet und aufgehört hat, sich seiner eignen Fahne zu schämen!

Es mußte etwas Entscheidendes geschehen, um der demokratischen Partei zum Siege zu verhelfen. Der Baum der Freiheit mußte tiefere und festere Wurzeln im Volke fassen, das Volk mußte deutlich und unwiderlegbar einsehen, daß seine vorgeblichen Freunde hochherzig genug seien, um ihre Interessen mit denen des Volks vollständig zu amalgamiren. Ein durchgreifender, hier zerstörender,

dort schaffender Radikalismus mußte an die Stelle des Demokratismus à bon marché treten. — Dann aber, wenn dies gelungen, war die aristokratische und conservative Partei vernichtet.

Zu diesem Zweck war es nöthig, den politischen Augiasstall von seinem Mist zu reinigen.

Fröbel nahm den oben bezeichneten Standpunkt ein. Eine mehrjährige Erfahrung mußte jeden denkenden Politiker überzeugt haben, daß es mit dem sich selbst und über seinen Zweck unklaren politischen Radikalismus Nichts mehr sei, und der einzige Vorwurf, den wir Fröbel machen könnten, ist der, daß er überhaupt auch an die alte Taktik anknüpfte und, wenn er sich schon kritisch zu ihr verhielt, dennoch den frommen Glauben hegte, als sei mit diesen festgerannten radikalen Starrköpfen etwas anzufangen. So schnell er auch diesen Irrthum einsah, so war es doch bereits zu spät. Er hätte vom Anfang an gleich seinen Standpunkt außerhalb der Tagesparteien einnehmen und den Charakter seiner politischen Freunde genugsam kennen sollen, um einzusehen, daß an ihnen das Fegefeuer der Kritik vergebens angebracht war. Das radikal-socialistische Programm in Nr. 47 des Republikaners hätte gleich in der ersten Nummer erscheinen müssen. Gewiß ist, daß Fröbel dann gleich die politischen Stimmführer gegen sich gehabt, aber auch eben so gewiß, daß er sich von allen Rücksichten frei gemacht hätte. Und die Partei, welche er dann sich bildete, war frei von allen unlautern Elementen und hätte den Radikalismus zwingen können, wenn nicht sich ihr anzuschließen, doch die größte

Rücksicht auf sie zu nehmen. Was that's, wenn das Häuflein klein war? Zehn wahre Demokraten bilden ein größeres Gewicht in der Waagschale der Geschichte, als hundert politische, radikale Phrasendrescher. Babeuf, der sociale Adam, hat auf die Gesellschaft mehr influirt, als Robespierre, dessen Geist über den Wassern schwebte, während jener seine Tiefen durchwühlte.

Man hatte Fröbel förmlich gebeten, den »Republikaner« zu übernehmen, denn die Radikalen wußten Niemand, welcher in einer Zeit, wo die Existenz der ganzen Partei schwebte, der Rolle des Vorkämpfers gewachsener wäre. Doch gleich die ersten Nummern des Blattes waren der Anfang zum Bruch mit Fröbel. Die Worte seines Programms, »jedem politischen Zustande liegen materielle Lebensverhältnisse zum Grunde« wurden von den Organen der Reaction auf Communismus gedeutet, und die Radikalen zitterten, als man ihnen die Ehre ertheilte, sie für wahre Volksfreunde zu halten. — Als Fröbel aber vollends, statt Alles, was seine Verbündeten thaten, gutzuheißen, dieselben kritisirte, als er sich nicht dazu bequemen wollte, geschossene Böcke für Hochwild auszugeben, verriethen sie ihn in der Angst ihres Herzens und zogen es vor, sich von den Conservativen gängeln zu lassen, als das zu thun, was ihnen der »Republikaner« rieth, selbst wenn es ihr eigner Vortheil war. Mancher Schweizer wird diesen Ausdruck zu hart finden — aber was ist aus euren radikalen Heroen geworden, welche jämmerliche Rollen spielen die Furrer, Zehnder und Andere, nach den Ausdrücken der schweizerischen Journalistik selbst?! —

Vier Monate lang hatte Fröbel den Republikaner redigirt. Die radikalen Stimmführer waren seine erbittertsten Feinde geworden, weil ihre Taktik in ihrer ganzen Hohlheit nachgewiesen war. Es war eine förmliche Denunziation, welche Fröbel begangen hatte und den Radikalen blieb kein anderer Weg mehr, als sich entweder dem Demokratismus in die Arme zu werfen, oder den Conservativen anzuschließen. Faktisch geschah das Letztere. Sie desavouirten öffentlich ein Organ, weil es ihnen »zu extrem« geworden und nicht leicht gab es wohl ein eklatanteres Beispiel von der Lächerlichkeit des formell-politischen Liberalismus, als damals in der Schweiz. — Rath- und thatlos, wie eine Schafheerde, wenn ihr ein Gewitter über den Hals kommt, standen die Männer der Freiheit, auf der einen Seite vorwärts gedrängt, von der andern in die Falle gelockt, und die Meinung einiger entschiedenen Demokraten, daß der heutige Radikalismus total ruinirt und eine verjüngte demokratische Partei sich bilden müsse, wäre sicher realisirt worden, wenn nicht ein Ereigniß den gefährlichen Fröbel gestürzt, und die Liberalen momentan aus ihrer Angst befreit hätte. Das Drolligste dabei war, daß die conservative Regierung selbst es war, welche die Liberalen von dem furchtbaren Bundesgenossen befreite.— Und nicht etwa durch einen schlau angelegten Staatsstreich, durch eine großartige Machination, o nein! das Signal, welches die Mine platzen ließ, war eines jener Wesen, dessen Stand der hochgebildeten bonne société, wie dem gesammten Plebs, als Zielscheibe ihrer Witze

dient, war die Gefangennehmung eines — armen Schneidergesellen!

Im Mai 1843 war der durch sein Buch »Garantieen der Harmonie und Freiheit« bekannt gewordene W. Weitling aus dem Canton Waadt nach Zürich gekommen, um hier die Herausgabe seines bisher in Vivis erschienenen kommunistischen Journals »die junge Generation« fortzusetzen. — Die socialen Ideen, welche im »Republikaner« vorherrschten, wie der bekannte Eifer, womit Fröbel das Studium des Socialismus betrieb, ließen Weitling hoffen, in ihm einen Bundesgenossen zu finden und bis zu einem gewissen Punkte hatte er sich nicht geirrt.

Ohne Communist zu seyn, verkannte Fröbel die welthistorische Bedeutung des Communismus keineswegs, und wenn er kein Apostel dieser Lehre wurde, so erging es ihm wie den meisten selbstständigen demokratischen Charakteren, welche die Gesellschaft, durch die Aufopferung der freien Persönlichkeit nicht zu einer inerten Masse umgestaltet wissen wollen.

Was mich betrifft, so gestehe ich aufrichtig, daß ich, etwas voreilig, für den Communismus schwärmte. Das Leben in der brüderlichen Gemeinschaft, die Ueberzeugungen, was sich mit vereinten Kräften Großartiges erringen läßt, waren der Phantasie reizende Gegenstände genug, um das Studium der Individualitäten zu übersehen. Zudem auf der einen Seite eine Schaar lächerlicher politischer Schönredner, auf der andern die Masse des Volks, seine imponirende Mehrheit und der Gedanke, es als einen ganzen und untheilbaren Körper zu sehen — es ist wohl

eine verzeihliche Jugendsünde, wenn man den Werth des Individuums, seinen Einfluß auf die und seine Wichtigkeit in der Gesellschaft nicht beachtet!

Wie man jedoch darüber urtheilen möge, Weitling ist der erste Deutsche, welcher dem niedergedrückten Proletarierbewußtsein Worte verlieh und sein Buch jedenfalls eine wichtige Erscheinung in der deutschen Literatur.

Die beste Widerlegung des Weitlingschen Systems ist seine Existenz selbst. Bei allem Kampfe gegen die Persönlichkeit steht der Autor selbst inmitten der abstractesten Persönlichkeit mit seinem System. Das System, als solches — und Niemand macht doch wohl ein System, als in der Absicht, ihm Geltung zu verschaffen — setzt schon die Individualität als Prätendentin der Herrschaft voraus. (Die spätern Schriften Weitlings zeugen von seiner Ichsucht.) Er kann nicht über die Person hinaus, sie steht ihm überall im Wege und beherrscht ihn. Am auffallendsten zeigt sich das in dem ersten Satze, wo er anfängt, die Gesellschaft zu reformiren. Er verwirft bei Wahlen u. s. w. das Prinzip der Majorität und übersieht, daß er selbst zur Verwerfung derselben erst der Majorität bedarf. Und warum verwirft er sie? Weil die Entwickelung der Menschheit nicht ohne Kampf vor sich geht, weil aber der Communist den »ewigen Frieden« à tout prix, selbst um den Verlust der freien Persönlichkeit will.

»An der Spitze der Gesellschaft steht das Trio oder »der Drei-Männerrath.« Gut, aber auf welche Weise wird dieser Rath zusammengebracht. Durch Wahl oder

durch selbst errungene Herrschaft? — Letzteres wäre despotisch, erstere aber hervorgegangen aus der Wahl der Majorität. — Glaubt nun der Communist, die Verwaltung seiner Gesellschaft auf ein Prinzip gründen zu dürfen, welches er verwirft? Es wäre dasselbe, als wollten wir keine Steine zu unsern Bauten verwenden und legten doch einen Grundstein. Folglich leidet Weitlings Gesellschaft bei ihrer ersten Zusammensetzung Schiffbruch, und nothwendig war es, daß er in seinem Staate im Mißtrauen, in Anonymität u. s. w. die Garantieen gegen Irrthümer der Majorität sucht. (Vergl. S. 136—140.)

Die Majorität ist nothwendig, weil sie das Object des Individuums, die Bedingung seiner Entwickelung, die Stählung seiner Kraft ist.

Die Erhaltung der Individualität gegenüber der Gesammtheit ist nothwendig, weil diese aus jener besteht, weil sie ohne Individualitäten (d. h. freie und selbstständige) einer todten Masse gleichen würde, weil jeder Gedanke, jedes Neue ursprünglich Idee, und weil jede Idee Eigenthum des Individuums ist, womit es die Gesammtheit benutzt, weil endlich beide sich ergänzen müssen, um überhaupt existiren zu können, nicht aber die eine der andern geopfert werden darf.

Der Kampf gegen die Individualität ist seinem wahren Wesen nach ein Kampf für die Individualität. Das kämpfende Ich kämpft, indem es scheinbar gegen sich kämpft, im Grunde für sich, für seinen Willen. Die absolute Herrschaft der Gesammtheit ist folglich eben so unmöglich, wie die absolute Herrschaft des Individuums.

Das aber ist gewiß, daß dieses bei Construirung der Gesellschaft gerettet werden muß.

Es ist überhaupt eine interessante und im höchsten Grade belehrende Erscheinung, daß alle Prediger der Gemeinschaft zuletzt immer, hingerissen von dem Prinzip der abstracten Egalité, auf ein se rendre à discrétion, auf das Vertrauen zum Individuum, auf — die Dictatur hinauskommen.

Weitling redet S. 260 ganz deutlich von einem neuen Messias, der da kommen soll.

Cabet, in seiner Voyage en Jcarie, welche sich von Weitlings System durch das humane, liebevolle und phantasiereiche einer verklärten Pariser Société, in welcher selbst die Omnibusse reizend geschildert sind, rühmlich auszeichnet, — Cabet leitet alle die Herrlichkeiten seines Reiches von einem Individuum (Jcarus, dem Dictator) ab. Tout en déclamant contre l'individualité!

Phillot, („Ni chateau, ni chaumières“!) rückt unter den neuen Communisten am plumpsten mit seiner wahren Ansicht heraus, die sich aber, wir wiederholen es, selbst widerlegt, durch seine Keckheit, womit er, Monsieur Phillot, sie geltend machen will. Nachdem er uns die Grundzüge seines neuen Reiches gezeichnet, schließt er:

„Mais l'on nous demande, si l'humanité n'en veut pas?“

„Mais, je vous réponds, si les pensionnaires du Bicêtre ne veulent pas des Douches?!“ —

In der That, wir sind begierig zu erfahren, welche Ge-

sellschaft die „pensionnaires du Bicêtre“ bildeten, auch wenn sie wollten! — —

Doch ich werde im Verlauf dieser Schrift noch Gelegenheit haben, auf den Communismus und seine Bekenner zurückzukommen.

Weitling lebte die ersten Tage incognito in Zürich, was später zu den abgeschmackten Gerüchten Veranlassung gab, er habe sich wiederholt mit den seltsamsten Namen bei den Leuten eingeführt. Als ich seinen Aufenthalt erfuhr, besuchte ich ihn und leugne gar nicht, daß ich, wie einer meiner Freunde mir später vorwarf, »fast die Hacken nach ihm abgelaufen« habe. Es war für mich von keinem geringen Interesse, die Bekanntschaft eines Mannes zu machen, welcher, wie Weitling, für sein Prinzip glühte. Der Anfang meiner Studien des Socialismus ließ mich Weitlings Umgang gleichfalls als ein erwünschtes Mittel betrachten, über diesen und jenen Punkt in's Reine zu kommen und die Hebung mancher bereits in mir aufgestiegenen Zweifel zu suchen.

Bei dieser Gelegenheit machte ich auch die persönliche Bekanntschaft Fröbels, welcher damals grade, einiger Preßvergehen wegen, »brummen« mußte.

Weitling freute sich, in mir einen so begeisterten Jünger der socialen Schule kennen zu lernen, und da ich, was die negative Seite des Communismus betraf, wo möglich noch entschiedener als er selbst war, so war ein Beisammensein von kaum einer Stunde genügend, daß wir Freunde wurden.

Und es ist wahr, Weitling ist ein Charakter. Er ist ein

Schwärmer, seine Begeisterung für seine Sache trägt ein religiös-fanatisches Gepräge, aber der heilige Ernst, womit er seine Ueberzeugung vertheidigt, die Selbstständigkeit, nach der er wenigstens strebt, mit einem Wort, der Proletarierstolz dieses Mannes ist mir lieber, als aller gelehrter Tand unserer Politiker zusammen genommen.

Als er mich einige Tage darauf in M. besuchte, sprachen wir ausführlicher mit einander über den Communismus. Er theilte mir den Entwurf seiner erst jetzt erschienenen Schrift »das Evangelium eines armen Sünders« mit. Ich trat seiner Meinung, das neue Testament im Sinne des Communismus auszubeuten, schroff entgegen und machte ihn darauf aufmerksam, daß dies Verfahren nicht nur im höchsten Grade unklug, sondern auch grundfalsch sei? Grundfalsch, weil die praktische Ausbeutung eines Theils des Christenthums dem Wesen des Christenthums widerstritte, welches die Erde für den Himmel negirt, und die Religion ihrer absoluten Autorität, als welche er sie benutzen wollte, beraube u. s. w. Unklug, indem er sich dadurch seinen besten Bundesgenossen, die neueste kritische Philosophie, entfremden, die bestehende rohe Gewalt aber auf's Aeußerste gegen sich erbittern würde. — Umsonst! Weitling widerlegte mich zwar nicht, aber er appellirte — etwas brüsk — an den Erfolg. — Andere Einwendung, wie das Construiren detaillirter Systeme, in einer Zeit, wo die Welt ohnehin schon mehr als zu transcendent lebt im Himmel, dieses Bewußtsein auch auf die Erde übertragen zu wollen, suchte er mit meiner »Unkenntniß des Volkes« u. s. w. zu widerlegen. Indeß war er mit mir zufrieden, als

ich die gleiche Berechtigunng eines jeden Menschen anerkannte und schrieb an seinen Freund August Becker lobend über mich.

Doch zum Apostel taugt Weitling nicht. Priestertalent fehlt ihm. Wir begegneten auf der Landstraße einigen jungen Mädchen. Weitling machte sich gleich von mir los, ging auf sie zu und redete sie sans façon an.

— Warum geht Ihr denn so allein? — Habt ihr keinen Schatz? —

Die Mädchen sahen ihn groß an und lachten ihn aus.

Weitling ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern wiederholte seine Frage.

— Mer want chein'! — (Wir wollen keinen) war die Antwort.

»Geben Sie sich keine Mühe, lieber Freund, rief ich ihm lachend zu, die rigorose Prüderie unserer Weiber hier heilt kein Gott, ich weiß das aus Erfahrung!«

Aehnliche Fälle habe ich mehre mit ihm zusammen erlebt.

Ungeachtet wir in vielen Punkten auseinanderwichen, that ich doch, was in meinen Kräften stand; ich sprach und schrieb für das sociale Princip wo und wann ich Gelegenheit dazu hatte. Ich machte selbst eine Reise nach Schaffhausen, eigends in der Absicht, die Brodtmannsche Buchhandlung, mit welcher ich in literarischer und freundschaftlicher Verbindung stand, zur Verlagsübernahme künftiger, radikalsocialistischer Werke zu bewegen und aus einer in ihrem Verlag erscheinenden Zeitschrift unser Organ zu machen; scheiterte jedoch mit beiden Projecten.

Der Communistenspektakel in Zürich.

Inzwischen war die Stimmung der Conservativen, wie der radikalen Häupter gegen Fröbel immer drohender geworden. Das frühere Hauptorgan der Liberalen nahm jetzt den Standpunkt ein, den es gleich Anfangs hätte einnehmen müssen. Der »Republikaner« bekämpfte die conservative Heuchelei sowohl, als die liberale Halbheit. Von dem einen verfolgt, von dem andern desavouirt, kam die persönliche Bekanntschaft Weitlings mit Fröbel den Aristokraten wie gerufen, um Fröbel laut das Haupt der Communisten zu nennen. Mit einer wahren Tollwuth schrieen seine Gegner über die Gefahr, welche dem Eigenthum drohe; die Religion ward gleichfalls in Gefahr erklärt und kein Mittel unversucht gelassen, um das Volk gegen Fröbel und die Deutschen aufzuwiegeln. Die Liberalen sahen diesem Treiben der reaktionären Partei, welches Fröbel stürzen mußte, mit geheimem Vergnügen zu, ja die Gutmüthigsten unter ihnen gingen nicht weiter, als daß sie bedauerten, ihn nicht unterstützen zu können, indem sie sich — kompromittiren würden. Alle Dienste, welche ihnen Fröbel geleistet hatte, waren vergessen und die Elenden, welche sich erlauben konnten, verrückte Bauermädchen für Prophetinnen auszugeben, Gauner, welche mit Steckbriefen von den deutschen Regierungen verfolgt wurden, (der bekannte Heerdegen aus Stuttgart) als Vorkämpfer der Reaction zu proklamiren, diese Elenden siegten, ohne daß das Ehrgefühl den liberalen Maulhelden die Schamröthe in die Wangen trieb.

Der Republikaner, aufs Aeußerste getrieben, sah sich endlich genöthigt, eine Art Glaubensbekenntniß abzulegen.

Um sich einen Begriff von der Gereiztheit der Parteien machen zu können, citire ich hier einzelne Stellen aus dem Programm, welches leider nicht vollständig erscheinen konnte, weil Fröbel, seiner eignen Sicherheit wegen*), sich genöthigt sah, zurückzutreten.

»Man muß in der That unwissend sein, wie manche un»serer großen politischen Schreier auf beiden Seiten es »sind, unwissend bis zur vollen Ignoranz alles heutzutage »politisch Wissenswürdigen, wenn man noch nicht gemerkt »hat, daß sich in der Menschenwelt ein Kampf vorbereitet, »vor dem alle unsere politischen Streitigkeiten verschwinden, »wie das Gekeife einiger zänkischen Weiber vor dem Donner »einer Völkerschlacht. Die demokratische Richtung unserer »Tage ist unaufhaltsam. Jeder kräftige Geist, jedes edle »Gemüth und der ganze Instinct der Völker wendet sich ihr »zu und glaubt an dieselbe. Diese neue Demokratie tritt »auf, nicht als ein politisches System, sondern als ein Zu»stand des gesellschaftlichen Lebens, als eine den ganzen »Menschen erfassende Geistes- und Gemüthskraft —: als »die Religion der Freiheit. Und wie jede tief den ganzen »Menschen erfassende Ueberzeugung, wird sie Euch, die ihr »Euch verstockt den gerechtesten Forderungen entgegenstellt, »die Ihr Euch an den Irrthum hängt und ihn zum Ver»brechen stempelt, statt ihn mit der Liebe (?) des Christen-

*) Wir haben selbst einige anonyme Drohbriefe gegen ihn gelesen.

»thums, welches Ihr heuchelt, zur Wahrheit zu lenken und »derselben zu gehorchen — treffen mit dem Fanatismus der »Vernichtung und ein unbarmherziges Gericht über Euch »halten!«

Trefflich geißelt Fröbel die Ausschließlichkeit und den bornirten Gesichtskreis der schweizerischen Politiker.

» — Wenn einmal das niedergetretene und niedergehal»tene Volk auf die so naheliegende Entdeckung »seiner ungeheuren Mehrzahl geriethe und sich »zum Kampf erhöbe, von dem nackten, hungernden Irlän»der im Westen bis zum geknuteten Leibeigenen im russischen »Osten, wenn sich einmal ein Drama entfalten sollte, von »dem der deutsche Bauernkrieg nur ein Vorspiel war: wird »dann unsere Schweiz verschont bleiben? Ist nicht das Chri»stenthum sogar von Palästina bis in unsere Schweiz, bis »in unser gutes Pfäffikon*) gedrungen? Hat nicht diese »Schweiz die ganze Reformation, die doppelte französische »Revolution sammt allen ihren Folgen mit durch und durch»machen müssen?«

Das hieß beiden Parteien den Handschuh zu keck in's Gesicht werfen. Fröbel hatte die politische Grundlage der Schweiz, den Partikularismus, welcher leider einmal zu tief mit dem Volksbewußtsein verwachsen ist, angegriffen. Er, ein geborner Deutscher, hatte es gewagt, weiter zu sehen, als die schweizerische Staatskunst! Dieses Verbrechen verzieh man ihm nicht. Alle positiven, wahrhaftig nicht

*) Ein durch und durch pietistisches Dorf.

übertriebenen Forderungen seines Programms blieben unbeachtet. Die Liberalen suchten die Abonnenten des Republikaners abwendig zu machen, die Conservativen predigten laut den Fremdenhaß. Fröbel stand allein. Jeden Augenblick konnte das Ungewitter, welches über seinem Haupte schwebte, losbrechen.

Weitling hatte inzwischen sein Werk »das Evangelium eines armen Sünders« vollendet und es dem Buchdrucker Heß zum Druck übergeben.

Am 9. Juni, Nachts Ein Uhr, drangen zwei Staatsanwälte nebst einer Anzahl Landjäger (Gensdarmen) in die Wohnung des Druckers ein. Die gedruckten Bogen des Weitlingschen Buchs sammt dem Manuscript wurden confiscirt und man durchstöberte sogar die Privatpapiere Heß's. Umsonst beweißt dieser, daß er den Druck nicht vollenden würde, daß Weitling sein Manuscript zurückziehen wolle — die Kommunistenfeindliche Regierung Zürichs blieb bei der Verletzung des Hausrechts, dem Angriff auf das Privateigenthum, dem nächtlichen Einbruch ohne vorhergegangene Citation (was in Frankreich mit den Galeeren, ohne Unterschied der Person, bestraft wird) und nahm alles auf Weitling bezügliche mit sich fort.

Einige Stunden vor diesem saubern Streich hatte man Weitling auf der Straße überfallen und ins Gefängniß geworfen.

Das Sterbeglöckchen des »schweizerischen Republikaners« läutete. Die liberalen Völksrepräsentanten hatten kurz nach der Verhaftung Weitlings nichts Eiligeres zu thun, als sich

Angesichts des versammelten großen Raths, mit ungeheurem Redeaufwand von Fröbel loszusagen. —

Fröbel antwortete in der vorletzten Nummer seines Blattes u. A. folgendes:

»Aber das ist ja vollständig eine moutarde après diner! »Haben diese Herren vergessen, wie sich der Republikaner schon »vor Monaten über sein Verhältniß zu den Liberalen ausge»sprochen hat?«

Allein sein Spiel war verloren. Der Republikaner mußte eingehen. In seiner letzten Nummer appellirte er zwar noch einmal an das Volk. Er wollte, daß es sich ausspräche und verlangte daher bis zu einem gewissen Termin eine Zahl von mindestens tausend Abonnenten, als Zeichen, daß er das Blatt mit gutem Gewissen als ein Parteiorgan betrachten könne.

Diese Zahl kam — Dank den Bemühungen der Liberalen — nicht zu Stande. Die Reactionäre dagegen boten Alles auf, um den Republikaner fortbestehen zu lassen. Sie wußten recht gut, daß Fröbel wohl der liberalen Feigheit den Todesstoß versetzen könne, daß er, als geborner Ausländer aber nicht so leicht die Abneigung des Volks gegen das Fremde besiegen würde und wollten aus ihm ein Werkzeug machen, noch mehr Spaltung in die Reihen der liberalen Partei zu bringen.

Die conservativen Blätter waren angefüllt mit Nachrichten über die große communistische Verschwörung, von deren Existenz man durch die bei Weitling vorgefundenen Papiere, Gewißheit zu haben behauptete.

Man sprach von einer großartigen Ausweisung der Frem-

den; täglich wurden einige Handwerksburschen gefänglich eingezogen und die Regierung setzte eine Commission nieder, unter deren Mitgliedern sich auch der berüchtigte Staatsrath Dr. Bluntschli, der Erfinder der Nabeltheorie (siehe dessen psychologische Studien über Staat und Kirche) befand. —

Ich hatte mit Weitling in Briefwechsel gestanden. Unsere Corresspondenz drehte sich meistens um Personen, von deren Einfluß er sich viel für sein Princip versprach. Außerdem hatte ich ihm meine Mitwirkung an seinem projektirten Journal versprochen.

So wenig geeignet diese Umstände auch waren, mich in diese Geschichte zu verwickeln, so hielt ich es doch für gerathen, mich auf einige Zeit aus dem Canton Zürich zu entfernen, denn ich kannte die Gehässigkeit der Conservativen zu gut, um nicht zu wissen, daß man alles aufbieten würde, um so viel Personen wie möglich mit der Weitlingschen Angelegenheit zu compromittiren, und dem nächtlichen Einbruch in das Haus des Herrn Heß und der Verhaftung Weitlings den Schein von Wichtigkeit zu geben, welchen die Regierung zur Entschuldigung ihrer despotischen Maßregeln so sehr bedurfte. —

Die Veröffentlichung des Berichtes der Commission über »die Communisten in der Schweiz« bewies, daß ich mich nicht geirrt hatte. Die Erwähnung Follens, welche ich ganz en passant in einem meiner Briefe machte, wurde benutzt, um diesem Mann die unverdiente Ehre anzuthun, ihn des Communismus zu verdächtigen.

Weitling schrieb mir unterm 22. Mai 1843: »Je mehr ich Prof. Follen kennen lerne, je mehr gefällt mir der

Mann. Er hatte sich einmal in Gesellschaft von 6 Personen recht energisch für den Communismus ausgesprochen.« Hierauf antwortete ich ihm, was S. 58. des Bluntschlischen Berichts »die Communisten in der Schweiz« steht. Und die meisten der angeführten Beweismittel haben keine größere Wichtigkeit, wie denn die ganze Sache eigentlich auf weiter nichts berechnet war, als Fröbel und den Deutschen eine Grube zu graben. Wie lächerlich sich Bluntschli durch diese Broschüre gemacht hat, ist bekannt. Die Pariser Communisten sandten ihm ein Dankschreiben, daß er ihre Grundsätze so eifrig verbreitete und der schreibselige eitle Staatsrath, dessen allererster positiver Antrag gegen die Communisten dahin lautete, daß seine Schrift auf Staatskosten gedruckt werde, soll für die großartige Blamage, welche er sich dadurch gegeben, nichts geärndtet haben als einen Orden von Baiern und das Kreuz der Ehrenlegion Frankreichs. In Bezug auf Letzteres, wenn wir es je an der Brust des Herrn Staatsraths sehen sollten, würden wir ausrufen: Sic transit gloria mundi!

Meine Ausweisung!

»Was ein guter Haken werden will, der krümmt sich bei Zeiten.« Und wenn besagter Haken in einiger Analogie steht mit meinem unruhigen Kopfe, so haben von jetzt an Zeit und Umstände, ihr Redliches dazu beigetragen, mich bei allen Polizeibehörden in Mißkredit zu bringen,

und die praktische Anwendung meiner geographischen Kenntnisse auf ein paar □Meilen Hamburger Gebiet beschränken zu müssen.

Hol' der Kuckuck das Martyrthum! Ich will ihnen den Gefallen nicht thun, unter meinem Kreuze zu seufzen. Wenn ich mir's recht überlege, so war und ist die ganze Geschichte nicht werth, daß man sie sich ernstlich zu Herzen nimmt. Indeß, jeder honette Mann muß sich einmal den Kopf am Zwinguri der Gegenwart einrennen. Das ist so ein schuldiger Tribut, den man seinem Vaterlande abträgt. Und es ist besser so, als die Bahn des Gesetzes nie zu verlassen. — Warum auch der Jugend wehren, daß sie in dem Himmel ihres Glaubens an ihr Volk schwärmt, daß jedes Atom ihres Ichs einem Pole zufliegt. So nothwendig es dem Schmetterling erscheint, die Flamme des Lichts in immer enger werdenden Reigen zu umkreisen, bis er in ihren Gluthen den Flammentod findet, eben so gewaltsam reißt es auch die Herzen der Jugend fort, sich in ihr Ideal zu versenken. — Doch wie beneid' ich den Schmetterling! ihm ist es vergönnt den Tod im Feuer zu finden. Sein Blut siedet, seine Adern springen und die Zerstörung einer Illusion ist sein Tod. Wir aber, je mehr wir uns unserm Pole nähern, um so eisiger wird alles um uns her. Tausendmal müssen wir sterben, um tausendmal zu größern Qualen zu erwachen. Wir suchen die Sonne und finden einen kalten Nordlichtschein, wir streben, nach dem Feuer und unser Blut, unser Leben steckt in dem Eise, welches wir finden, unser Wille, unser Hoffen, unsere Thatkraft — erstarrt. O daß man doch mit zwanzig Jahren,

mit allem Hoffen und Lieben sterben, und das Leben um seine bittere Satyre betrügen könnte!

Mir wurde bei dem Lärm, den man über Weitling und den Communismus schlug, etwas unheimlich zu Muthe. Die Verhaftungen verdächtiger Personen nahmen kein Ende. Auf Schutz oder Theilnahme von Seiten der Züricher Liberalen war nicht zu rechnen, denn mit geheimer Schadenfreude sahen diese Herren dem verfassungswidrigen Treiben ihrer politischen Gegner zu. Waren es doch nur Fremde, welche als Opfer fielen! — Da es ohnehin meine Absicht war, im Laufe des Sommers eine Vergnügungsreise durch die Schweiz zu machen, so hielt ich es für gerathen, dieselbe schon jetzt anzutreten, um dadurch etwaigen Citationen und andern polizeilichen Aufmerksamkeiten aus dem Wege zu gehen.

Zwei Tage vor meiner Abreise erhielt ich ein Schreiben von dem Präsidenten des deutschen Handwerkervereins in Zürich, Friedrich H—r. Ich hatte die Bekanntschaft dieses Mannes bei Gelegenheit der Ausweisung Herweghs gemacht, wo er besonders thätig war, Unterschriften zu unserer Petion an den großen Rath zu sammeln. Fr. H—r. bat mich, falls ich auf meiner Reise die französische Schweiz berühre, doch die Handwerkervereine zu besuchen, in denen »das politische Element weit mehr hervorträte als es in der deutschen Schweiz möglich sei.« Zu diesem Zweck empfahl er mich an Hermann Döleke in Lausanne, als den Hauptleiter der Vereine.

Ich gab damals nicht viel auf diese Empfehlung. Die Vereine, von welchen in H—r's Brief die Rede war, gehörten der sogenannten jungdeutschen Richtung an, und was ich aus Weitlings Munde darüber vernommen, war

eben nicht geeignet, mich ihre Bekanntschaft wünschen zu lassen*), und wenn ich dessenungeachtet Döleke und die Jungdeutschen besuchte, so geschah es nur, um H—r's Gefälligkeit nicht zurückzuweisen. —

Anfangs Juli trat ich meine Reise an. Durch die Cantone Schwyz, Uri, Wallis, Bern (Oberland) gelangte ich in's schöne Waadtland. Der Anblick dieser Natur, deren imposante Größe mit dem Erhabensten, was die Erde besitzt in die Schranken treten darf, drängte alle Besorgnisse, ja, ich möchte sagen alle frühern Erinnerungen in den Hintergrund. Auf den Schnee- und Eisfeldern Berns und Wallis, hocherhaben über alle Vegetation, wo das dunkle Blau des Himmels dem Auge, das von der weißen Schneefläche geblendet ist, den einzigen Ruhepunkt gewährt, fühlt die Brust sich erweitert und der Gedanke sich verschmolzen mit dem Universum; beim Donner des Aarfalls bei Handeck, dem die Sonne im höchsten Sommer nur zwei Stunden ihre Strahlen spendet, so furchtbar ist diese Wildniß, jauchzt das Herz in wilder, dämonischer Lust und das Auge blickt mit Wollust in den Schlund hinab, aus welchem die Staubwolken des zerschellenden Wassers emporqualmen und — es ist ein toller Gedanke! — brüllend zum Selbstmord einladen; am Fuße des Schreckhorns und der andern Bergesriesen, des Mönchs, der Jungfrau, deren blitzende Gipfel Tod und Verderben in die stillen Thäler herniederschleudern und in Lavinendonner zu den Menschen reden — da müßt Ihr, wenn Ihr es könnt

---

*) Im 2ten Theile dieser Schrift, ist Alles dies ausführlich erörtert. —

an Kron und Scepter, an das römische und deutsche Reich denken und das Pasquill unserer Außenwelt tritt deutlich vor Euere Blicke! Aber allein, nur allein gebt Euch diesem Eindruck hin, profanirt ihn nicht durch die Gemeinschaft eines Andern, welcher nicht so fühlt wie Ihr. Allein blickt auf die Wunder der Natur — und fühlt Ihr dann auch den Drang nach Mittheilung in Euch, so denkt, grade in der unbefriedigten Sehnsucht liegt der ewig sich erneuernde Reiz, die wollüstige Qual des Lebens. Die Natur ist das Schmelzfeuer der Seele. Umzieht Euer Herz mit einer dreifachen Eisrinde, sie ist der sicherste Schutz in unserer »Welt,« seyd schroff, kalt, arrogant, wie man's nennt, gönnt der Welt nicht den Triumph, voll Hohn Eure Gefühle mit Füßen zu treten, aber die Perle des Herzens, sein Lebensfeuer — tragt es nie zur Schau. — An dem Busen der Natur, der treusten, wahrsten Geliebten, nur da wird sie hervortreten aus ihrer Schale — laßt sie Euch nicht rauben!

Fast sechs Wochen war ich unterwegs. Ich hatte die Verbindungen der Handwerker kennen gelernt und war entzückt über das rege Streben im Volke, welches ich bis dahin kaum für möglich gehalten hatte. Nur ungern trennte ich mich von den schönen Ufern des Leman's und trat den Rückweg an. —

Kaum in Zürich angekommen, erfuhr ich von einem Freunde, daß mein Name »auf der Liste der proscribirten Communisten stände.« Man rieth mir, selbst meine Papiere zu fordern, um dadurch einer formellen Ausweisung zuvorzukommen. Dazu konnte ich mich jedoch nicht entschließen. Mir selbst keiner gesetzwidrigen Handlung bewußt, bestand mein ganzes Verbrechen nur darin, mit Weitling persönlich

bekannt zu seyn und in dem Studium socialistischer Systeme. Darauf hin mich auszuweisen, wäre zu toll gewesen. — Aber, wenn eine Regierung einmal mit verrückten Maßregeln begonnen hat, sind ihre folgenden Handlungen selten wieder in ein vernünftiges Gleis zurückzuführen.

Als ich wieder in M. war, ließ mich der dortige Stadthalter Billeter zu sich kommen und zeigte mir an, daß mir der fernere Aufenthalt verweigert sey. — (B. zählte zu den Häuptern der radikalen Partei.)

Auf meine etwas trotzige Frage: »mit welchem Recht?« erwiederte der Statthalter, er sey nicht verpflichtet, mir Gründe anzuführen. (Ich hatte mich vor längerer Zeit einmal, bei einer unbedeutenden Veranlassung über ihn lustig gemacht.)

— Dann halte ich mich auch nicht verpflichtet zu gehen, erwiederte ich, und sie mögen Gewalt anwenden. Ich bin mir keiner Verletzung der Gesetze bewußt. —

— Sie sind des Communismus verdächtig.

— Ist es das?! Seit wann ist es denn Sitte auf einen Verdacht hin zu strafen, wo das Factum fehlt? Aber gesetzt, ich wäre Ihnen verdächtig, so war ich es bereits vor meiner Reise und als Staatsbeamter hätten Sie damals Maaßregeln ergreifen müssen; zumal sie wußten, daß der Communismus officiell als staatsgefährlich erklärt war.—

—Sie werden mir doch wohl keine Vorschriften machen wollen, was ich zu thun und zu lassen habe? —

— Ich bin weit entfernt davon.

— Nun können Sie läugnen, daß sie sich mit dem Communismus beschäftigt haben? —

— Ich läugne nicht einmal, daß ich mich auch ferner mit dem Studium desselben befassen werde. Aber erlauben Sie mir noch eine Frage. Haben Sie direkten Auftrag mich speciell auszuweisen.

Als der Herr Statthalter sah, daß ich mich so zu sagen, in Vertheidigung setzte, zog auch er — denn sie sind feig, diese Liberalen unserer Tage — gelinde Seiten auf. Er versicherte mich, wie unendlich leid es ihm thue, wie er aber in Rücksicht auf seine politischen Gegner nicht anders handeln könne u. s. w. — Vergebens bewies ich ihm, daß mir mit der Wegweisung eine unverdiente Ehre widerführe — ich mußte fort, weil ein »radikaler« Beamter sich bei seiner conservativen Regierung einen Stein ins Brett setzen wollte.

Da war ich nun aus meiner Carriere gewaltsam herausgerissen und auf eine Bahn gedrängt, deren Ende ich nicht abzusehen vermochte. Ich stand auf dem Punkt, wo der Philister das Geschütz seiner hausbackenen Moral spielen lassen kann. — Anstellung und Brod war verloren. Einige Thaler Geld, meine Zeugnisse und einige brillante Empfehlungsschreiben (worunter sogar eins von dem berühmten Banquierhause Arnstein & Eskeles) sollten mir den Weg in die Zukunft bahnen. —

Wohin mich wenden? — In die französische Schweiz! Ich zog meine blaue Blouse über, setzte meinen grauen Jungschweizerhut auf, nahm den Wanderstab in die Hand und trollte mich. Ein kleiner Ranzen enthielt etwas Wäsche; meine übrigen Effecten ließ ich mir per Fuhre nachkommen.

Und nun vorwärts; zu Fuß gereist! — Die Sonne brannte glühend, etwa 25 Grad Wärme, ein Wetter wie ich es liebe,

als ich Zürich verließ. Die ersten Paar Meilen machte ich, wie der Peter in der Fremde. Alle hundert Schritte stand ich still und schaute rückwärts; so lange ich in der Ferne den blauen Züricherſee wahrnehmen konnte, wollten die Füße nur mit Widerwillen weiterschreiten. Meine Brust fühlte sich so gedrückt und beklommen, als sollte ich zum Schaffot. Es war das Erstemal in meinem Leben, daß ich auf mich selbst angewiesen war und wahrhaftig, kleinmüthig genug debütirte ich in dieser Rolle.

Den ersten Tag übernachtete ich in Aargau in einer Kneipe, wo es nichts als Kalbsbraten zu essen und schlechten Wein zu trinken gab. Am folgenden Morgen erquickte ich mich mit einem aschgrauen Gebräu, welches die Prätention hatte, für Kaffee gelten zu wollen. Meine ganze Rechnung betrug, inclusive Stallung für Wagen und Pferde, die ich nicht hatte, 48 Kreuzer.

Ehe ich Aargau verließ, verproviantirte ich mich mit Würsten. Ohne ein Einzigesmal in ein Wirthshaus zu treten erreichte ich am zweiten Tage Kilchberg (vier Stunden vor Bern). Mein Diner hatte ich im Schatten eines Birnbaums gehalten, von dem ich mir auf dem Wege des siebenten Gebots das Dessert herunter holte.

Am folgenden Abend spät kam ich endlich ganz ermattet, mit blutig gegangenen Füßen, in Freiburg der Residenz der Jesuiten an. Ich hatte 12 Schweizerstunden in einem Tage gemacht. — Ein Paar arme Handwerksburschen (denen ich mich von Bern aus angeschlossen) schleppten mich mehr, als daß sie mich führten in ein Wirthshaus, denn als wir die große Drathbrücke passirt hatten und das schlechte Pflaster

Freiburgs betraten, brachen meine Kniee unter mir zusammen und ich war unvermögend allein weiter zu schreiten.

Am vierten Tage meiner Pilgerfahrt, erreichte ich endlich Lausanne. —

Und nun meine Herren Philister! Ihr seht jetzt einen Menschen, dessen Carrière ohne sein Verschulden zerstört war, es müßte denn sein, daß Ihr es dem Kaufmann verdächtet, wenn er die Ereignisse des Tages nicht wie ein Stockfisch an sich vorüberziehen ließe. Ich war noch immer nicht öffentlich kompromittirt; ich hatte die besten Zeugnisse und Empfehlungen, hatte Lust und Kraft zu arbeiten und konnte keine finden. Die Welt ist freilich groß — aber der Inhalt meiner Börse war klein. Schulden soll der Mensch auch nicht machen; stehlen darf er noch viel weniger. Eh bien Ihr Moralphilosophen, denkt Euch einmal, mein Herr Papa würde seinem Sohn keine Wechsel geschickt haben, was dann? Freilich ich hätte mich nicht geschämt, Holz zu hauen, um nach Euern Begriffen ein ehrlicher Mann bleiben zu können. Seht, wenn man physisch nicht zu Grunde gehen will, blieb mir immer noch ein Ausweg, das ist wahr, ob der moralische Mensch dabei zu Grunde geht, ob der Geist dem Magen geopfert werde, was kümmerts Euch. Willst Du leben, haue deine 16 Stunden per Tag Holz und wirf deine verrenkten Glieder Abends auf's Stroh! Nichts Geringeres verlangt Ihr als jahrelange Intelligenz zum Fenster hinauszuwerfen! Das hält schwer und ich bin zu wenig Philosoph dazu.

Ich hatte in Lausanne wenig Bekannte und diese wenigen gehörten dem Volke an. Auf mich selbst beschränkt, unabhängig, fühlte ich rasch den Entschluß dem Kaufmannsstand

zu entsagen. Meine Bedürfnisse waren gering. Ich quartirte mich in eine Mansarde (früher ein Taubenschlag) ein und beschloß, mir meine Existenz von Stundengeben zu fristen. Hauptsächlich aber war meine Absicht, mich den Bestrebungen der Handwerkervereine anzuschließen und mir dadurch eine politische Thätigkeit zu verschaffen. —

Hiermit beschließe ich den ersten Theil meiner Bekenntnisse. Im zweiten wirst du einen tiefen Blick in die untersten Schichten der Gesellschaft thun. Möchte es mir dadurch gelingen, die Aufmerksamkeit unserer Liberalen auf das eigentliche Volk zu lenken!

Zweiter Theil.

Das junge Deutschland

von

1845.



„Freiheit, Gleichheit, Humanität!"

Das junge Deutschland.

Geschichtliche Einleitung.

Es bestand selbstständig seit dem Jahre 1835/1836. — Die bei den Auftritten in Hambach und Frankfurt a/M. compromittirten Demagogen hatten sich in die Schweiz geflüchtet und setzten hier ihre propagandistisch-revolutionären Bestrebungen gegen Deutschland fort. —

Schon damals — und namentlich im Canton Zürich — suchten der bekannte Rauschenplatt, Strohmeyer u. A. die deutschen Handwerker gegen die bestehenden Verhältnisse in Deutschland aufzuwiegeln. In Wort und Schrift wurde der glühendste Fürstenhaß gepredigt. Die Gedichte Harro Harrings trug jeder Arbeiter im Felleisen mit sich herum und das Lied »Fürsten zum Lande hinaus« war bei den Handwerkern eben so berühmt geworden als der Göthe-sche Faust bei den Gebildeten. —

Doch fehlte damals den Führern sowohl, wie den Massen ein klares Bewußtsein über ihre Zwecke. Erstere aus Deutschland verjagt, hatten dort »Nichts gelernt und Nichts ver-

gessen.« Sie brachten den Haß gegen die deutschen Regierungen mit über den Rhein, ohne aus den Erfahrungen, welche sie am Volke gemacht eine Lehre zu ziehen. Sie waren das Opfer eines schlechten Prinzips geworden, und richteten nun alle ihre Waffen auf seine Repräsentanten. Die ganze Bewegung jener dreißiger Jahre, war darum eigentlich nur ein Personalkrieg. Die Fehler der Individuen springen leichter in's Auge, als die Fehler der Gesellschaft und es ist ein verderblicher Irrthum, wenn man jenen in die Schuhe schiebt, was wir dieser zu verdanken haben.

Wie gesagt, die Arbeit ist leicht, die Massen momentan mit Haß gegen einzelne Personen zu erfüllen. Die Welt erschrickt vor dem Fürstenmord nicht so sehr als vor durchgreifenden Reformen des eigenen Bewußtseins und der sozialen Einrichtungen, ohne deren Sanctionirung wir weder über Könige noch Pfaffen uns zu beklagen hatten.

Man conspirirte, wie man überhaupt nur dann conspirirt, wenn man die Sache für leicht abzuthun hält. — Die Conspirationen haben sich seit Brutus Zeiten — überlebt. —

Es war natürlich, daß die deutschen Flüchtlinge von einem bewaffneten Einfall in Deutschland träumten. Es war eben so natürlich, daß das Project nicht zu Stande kam. Aber auch ohne den Lärm, welchen die Behörden darüber schlugen, auch ohne der unverdienten Wichtigkeit, welche sie der Sache beilegten, wäre aus dieser abenteuerlichen Expedition nie etwas geworden.

Die Schweiz war mit deutschen, polnischen, französischen und italienischen Flüchtlingen angefüllt. Alle beseelte der glühendste Haß gegen ihre Unterdrücker. Alle waren, von

ihren Regierungen verjagt, in der kleinen Schweiz bunt zusammengewürfelt; — was konnten sie besseres thun als zu conspiriren? Wir dürfen die Bestrebungen jener Tage nicht mit demselben Auge ansehen, mit dem wir heute die Welt betrachten. Der revolutionäre Kampf war damals Religion, jetzt ist er innere Nothwendigkeit geworden. — Damals erregte er die Phantasie, jetzt ist er eine Sache des kalten, berechnenden Verstandes, der es vor allen verstehen muß, den Fanatismus in bewußte Leidenschaft zu verwandeln.

Während die deutschen Demagogen in Zürich ihre Propaganda betrieben, hatten sich die Polen nach und nach den Italienern und Franzosen in der westlichen Schweiz angeschlossen.

Die „giovine Italia *)“; bereitete die unter dem Namen

---

*) Das „junge Italien“ (nicht zu verwechseln mit dem Carbonarismus), dessen Gründer und Oberhaupt Mazzini, bezweckte die Einheit und Unabhängigkeit Italiens, zuvörderst die Befreiung Oberitaliens vom österreichischen Joch. Ob dasselbe so „tief religiös und demokratisch“ war, wie Louis Blanc meint, möchte ich bezweifeln. Die Bekanntschaften, welche ich unter seinen Uebriggebliebenen, gemacht, lassen mich höchstens auf eine Vermittelung zwischen dem Skeptizismus der Carbonari und der katholischen Religion schließen. Beiden werden Conzessionen gemacht. — Eben so wenig scheint es mir Ernst mit ihrem Demokratismus gewesen zu sein, denn weiter als Einheit Italiens erstreckten sich ihre ziemlich vagen Projecte nicht. Ihre gänzliche Unkenntniß des eignen Volkes, bewog Bounarotti, diesen Veteran der Freiheit, von der Expedition, als einer zu frühzeitigen abzurathen. Und Buonarotti, gehörte nicht zu den Saumseligen, sobald es einen Streich gegen den Despotismus zu führen galt. —

»Savoyer Zug« so unglücklich ausgefallene Expedition in Italien vor, dem sich namentlich die Polen anschlossen. Aber auch eine große Anzahl der in Genf und dem benachbarten Canton Waadt lebenden Deutschen schloß sich an.

Das totale Mißlingen dieses Zuges ist bekannt. Die Colonne, welche sich unter Anführung des Polen Grabski in Nyon eingeschifft hatte, um zu Wasser nach Savoyen zu gelangen, ward auf Befehl des Gouvernement eingeholt und entwaffnet.

Die andere Colonne, welche von Genf aus in Savoyen einrückte, marschirte, statt gerade nach Bonneville vorzudringen, dem See entlang.

War es nun schon ein gewaltiger Fehler, mit einer kleinen aus fast lauter Abentheurern bestehenden Colonne, und ohne der Sympathie des italienischen Volks gewiß zu sein, die Revoltirung Italiens mit Waffengewalt herbeizuführen, so war die Art und Weise, wie man dabei zu Werke ging, geeignet, auch ohne das erwähnte Hinderniß, die ganze Expedition zu vereiteln. Ein Häuflein irregulärer, aus allen Nationen zusammengesetzter Truppen mußte beschäftigt, von Sieg zu Sieg geführt werden. Mazzini verglich in einer Rede, die er in einer der letzten Sitzungen des Comités hielt, das Unternehmen mit einer Schneeflocke, welche im Fallen zur alles mit sich fortreißenden Lawine würde. — Man könnte das Bild beibehalten und ihm den gerechten Vorwurf machen, daß die Schneeflocke den Schnee vermieden habe? — Denn wer Savoyen kennt, kennt auch den Stumpfsinn der Bewohner dieses Vaterlandes der Cretins. Ganz unter der Leitung ihrer Pfaffen leben die Savoyarden theilnahmlos für

Alles, was um sie her vorgeht. In die Gebirgsstädtchen hat die sardinische Regierung nicht einmal Garnison gelegt. Die Douaniers halten die weltlichen, die Priesterschaft die geistlichen Angelegenheiten in Ordnung.

Mazzini's Kolonne wurde nirgends mit Begeisterung begrüßt. Ein dumpfes Schweigen und ein neugieriges Anstarren waren die Antwort auf seine Aufforderungen zum Aufstand. Soldaten ließen sich nirgends sehen. Die Savoyarden wußten nicht woher, wohin, wie und warum?

So war der Empfang auf italienischem Gebiete. Die kleine Truppe war voll Begeisterung ausmarschirt und fand nun nicht einmal die Genugthuung, von ihren Waffen einen, wenn auch vergeblichen, Gebrauch zu machen. Mazzini wurde von einem Fieber befallen und die Colonne löste sich auf.

Dies war der erste Schlag, welchen die Verbindung der »jungen Europa« in der Section des »jungen Italien« erlitt. — Uebrigens ist auch der »jungen Europa« lange nicht die Wichtigkeit beizulegen, die man ihr gewöhnlich giebt. Gewiß war der Gedanke einer europäischen Universalrepublik ein kühner und hochherziger, jedoch fehlte dem Ganzen die in jener bewegten Zeit zwar unmöglich gewordene aber doch unumgänglich nothwendige Einheit und die Sectionen des »jungen Deutschlands« und der »jungen Schweiz«, welche sich gebildet hatten, verfolgten mehr oder minder gleich im Anfang ein fast ausschließlich nationales Interesse: Erstere die Umwandlung Deutschlands in eine einige und untheilbare Republik, Letztere die Centralisation der Schweiz.

Dazu kam noch das geheimnißvolle Dunkel, in welches das Centralcomité (die »Universalventa«) in Paris sich hüllte. — Wenn auch die Organisation, so taugte doch die Taktik des Carbonarismus nicht mehr für die Zeit, und mögen die Anschuldigungen, welche den Franzosen gemacht wurden, Alles dem französischen Nationalehrgeiz zu opfern, nun wahr sein oder nicht, das bleibt gewiß, eine Verschwörung, welche sich einen positiven Zweck gesetzt hatte, durfte nicht die Diktatur in die Verschwörung hineinbringen, ohne Gefahr zu laufen, sich die Herzen ihrer Verbündeten zu entfremden. Wenn überhaupt beim Conspiriren eine oberste Leitung besteht, so muß ihr Einfluß auf das Ganze nur ein moralischer, der wirkliche Bestand desselben aber Allen unbekannt sein.

Nach dem Schlag, welchen das »junge Italien« erlitten, organisirte sich das »junge Deutschland« kräftig. In den allgemeinen Taumel hineingerissen, begann es seine Propaganda unter den deutschen Arbeitern in der Schweiz, von denen jedoch nur wenige in den geheimen Bund aufgenommen wurden. Aber schon nahm die Theilnahme der Schweizer, welche von Frankreich, (dessen Gouvernement sich, niederträchtig genug, von Oesterreich, Preußen und Rußland als Spion und Mauernbrecher der Freiheit brauchen ließ,) mit Noten überschwemmt wurden, merklich ab. Das junge Deutschland entstand, fast isolirt dastehend. Straßburg, Zürich, Biel und Bern waren seine Hauptsitze. Frankreich sandte seine Emissäre schaarenweise in die Schweiz und in den Tuilerien war man von dem Stand der Dinge so genau unterrichtet, als an Ort und Stelle selbst. Na-

mentlich war es jener Schuft, Conseil, welcher dem Herzog von Montebello die wichtigsten Dienste leistete und dafür einen wohlverdienten Dolchstoß nicht empfing.

Die Versuche, welche das junge Deutschland zur Aufwiegelung seiner Landsleute machte, geschahen zur Unzeit. Die Versammlung der Deutschen im sogenannten Steinhölzli bei Bern, woselbst man die schwarz-roth-goldene Fahne hoch wehen ließ, während die Wappen und Zeichen der deutschen Bundesstaaten mit Füßen getreten wurden, gaben endlich das Zeichen zu einer allgemeinen Hetze.

Auf den welschen Bergen (Jura) hatten die Arbeiter ebenfalls Verbindungen gestiftet, in deren Versammlungen laut und öffentlich Empörung gepredigt wurde,*) als mit einem Male die Schweiz den drängenden Noten Frankreichs nachgab und die Ausweisungen der Haupträdelsführer begannen. Rauschenplatt, Georg Fein, Strohmeyer und Harro Harring machten den Anfang und eine

---

*) Auch in die ernstesten Dinge mischt sich oft eine lächerliche Episode. Während in einem Wirthshause bei La Chaux de Fonds die Deutschen, welche bereits Nachricht von den gegen sie beabsichtigten Verfolgungen erhalten hatten, rathschlagten, was zu thun sei und Alles sich in der höchsten Gährung befand, entsteht auf einmal ein Streit im Zimmer. Ein betrunkener Schuster hatte sich geweigert, seine Zeche zu bezahlen. Er wird heftig, springt auf einen Stuhl und ruft: „Man hat mir gesagt, hier sei Freiheit! Ich bin von Neufchatel heraufgekommen und soll hier zahlen! Ist das Freiheit?!"

Die ganze Propaganda des j. D. war damals ein bloßes Aufwiegeln. Man suchte die Leute für Dinge zu begeistern, die sie nicht verstanden.

Menge Anderer, theils aus dem Gelehrten=, theils aus dem Handwerksstande folgten.

Dies geschah im Jahre 1836. Das »junge Deutschland« war aufgelöst und hatte, was das Schlimmste war, unter den Arbeitern ein tiefes Mißtrauen gegen die »Gelehrten« zurückgelassen. — Wenn auch die Hauptführer, rechtschaffene, edle Charaktere, so hatten sie doch den unverzeihlichen Fehler begangen, sich meistens aus Leuten ihres Standes zu rekrutiren und die Verbindung erhielt dadurch einen aristokratischen Anstrich. — Sodann waren mit den eigentlichen Flüchtlingen eine Menge Vagabunden und Tagediebe in die Schweiz gekommen, welche sich, da es ihnen gerade an andern Beschäftigungen fehlte, der Conspiration anschlossen und auf Kosten der deutschen Republik in spe flott drauf los lebten, die Gastfreundschaft der Schweizer mißbrauchten und ihre eignen Landsleute auf's schmählichste hintergingen. Es sind mir einige solcher politischen Industrieritter bekannt, denen die armen Handwerker ihren letzten Pfennig hingaben, damit sie für das Geld revolutionäre Schriften verbreiteten. Zwei jener Herren hatten auf diese Weise eine Summe von dreihundert Franken collectirt, welche sie, in Straßburg angekommen — in einem Bordell verpraßten!

Fassen wir unser Urtheil über das junge Deutschland zusammen. — Es war eine Verbindung, welche, zwar vom besten Willen beseelt, sich selbst über ihr Prinzip und seine nothwendigen Konsequenzen nicht klar war. Zu wenig philosophisch ausgebildet, um der herrschenden physischen Gewalt, die Zerstörung und absolute Negation der Begriffe,

worauf sie basirt, entgegenzusetzen, ließen ihre positiven Bestrebungen das Bewußtsein ihrer Anhänger zu vag und leer. Die Idee Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, welche nur dann zu realisiren, wenn man im Stande und stark genug ist, einen Streich zu wagen, (ein Wagniß, welches jedoch stets das Ergebniß eines Moments sein muß) diente nur dazu, sie in einem revolutionären Somnambülismus gefangen zu halten. Ihre »Kriegsnamen« (siehe hierüber weiter unten) entlehnten sie aus der Römer- und Griechenzeit und je mehr ihnen die Wirklichkeit über den Kopf wuchs, desto mehr rannten sie sich in ihre abstracten Königsmörder- und ähnliche Gedanken fest. — Doch kann man ihnen das Verdienst, den Keim zu dem erwachenden Volksbewußtsein gelegt zu haben, nicht absprechen.

Wiederaufnahme der politischen Verbindungen durch die Arbeiter.

Die politischen Umtriebe hatten aufgehört. Das »junge Italien« war schon früher vom Schauplatz verschwunden, das »junge Deutschland« ihm nachgefolgt. Die Hauptführer der deutschen, italienischen und polnischen Section hatten die Schweiz verlassen müssen und die »junge Schweiz« fiel in sich selbst zusammen. Gleichzeitig nahmen die Unruhen im eignen Lande, die Angelegenheit Louis Napoleons u. s. w. die Aufmerksamkeit Frankreichs zu sehr in Anspruch, um über die Umtriebe in der Schweiz ein eben so wachsames Auge als bisher zu haben.

Aber der Geist der Widersetzlichkeit war einmal geweckt worden, und hatte jetzt Zeit und Muße, über eine neue und sicherere Bahn nachzudenken, und seine Operationen planmäßiger zu gestalten.

Als die Verfolgungen gegen die Handwerker in Zürich, auf dem Jura u. s. w. losbrachen, wandten sich diejenigen, welche zum Bunde des jungen Deutschlands gehörten, nach den Cantonen Waadt und Genf, fest entschlossen, die Zwecke ihrer Führer weiter zu verfolgen, jedoch selbstständig ins Werk zu setzen. Vereint mit einigen ihrer Landsleute, welche Theil am Savoyerzug genommen hatten, gründeten sie eine neue geheime Verbindung unter dem alten Namen, beschlossen jedoch, nur Handwerker in derselben aufzunehmen.

Indessen diente dieses »junge Deutschland« nur dazu, die zersplitterten Kräfte einander so viel wie möglich wieder näher zu bringen. Von politischen Demonstrationen konnte keine Rede sein, weil die von der allgemeinen Verfolgung verschont gebliebenen Glieder des Bundes numerisch und moralisch zu schwach waren, um irgendwie den alten Faden in derselben Weise wieder aufzunehmen.

Dazu kam noch, daß die schweizer Polizeien ihre Aufmerksamkeit in Bezug auf die deutschen Arbeiter verdoppelte, und so wäre jede Propaganda, welche in die Fußtapfen der alten getreten, unfehlbar ein vergeblicher Versuch gewesen.

Die Arbeiter sahen dies wohl ein. Sie begriffen recht gut, daß sie im günstigsten Falle nur conserviren konnten, was zu conserviren war; und es machte ihrem Eifer für die Sache alle Ehre, wenn sie das Erdreich offen hielten, damit es zu jeder Zeit einen neuen Samen in sich aufzunehmen

vermöchte. — Klein an Zahl, war die Verbindung doch aus Leuten zusammengesetzt, welche eine revolutionäre Erfahrung für sich hatten. Einige hatten Antheil am Savoyerzug genommen, andere hatten die »Steinhölzligeschichte« mitgemacht, noch andere endlich dem Hambacher Fest beigewohnt; Alle aber waren mehr oder minder Gegenstand der Verfolgung der Behörden gewesen.

Vorläufig war es nun die Erinnerung an die jüngste Vergangenheit, wodurch die kleine Schaar zusammengehalten wurde. Man gründete in Genf — anfangs außerhalb der Stadt — einen Leseverein, in welchen durch Einführung des Gesangs bald auch Arbeiter, die nicht zur Verbindung gehörten, sich aufnehmen ließen. Die »Volkshalle« von Wirth, welcher sich damals noch nicht aus Weltschmerz in die Gestirne verstiegen hatte, machte die Hauptlectüre des Vereins aus, wie die Gesänge fast durchgängig aus der »Volksstimme« und andern Dichtungen Harro Harring's, Fein's u. A. gewählt wurden.*)

*) Ein neuer Beweis, was unsere Oppositionsmänner wirken könnten, wenn sie wollten und ihre jetzigen Thaten mehr wären als die Pfauenfedern der eignen Eitelkeit. Fast jeder Arbeiter trug seine „Volksstimme" bei sich, als sein Evangelium, und wenn auch jener tautologische Patriotismus für unsere Zeit vorwaltet, so ist das Volk eben so willig, auch auf die neuern Zeitideen einzugehen. Als wir die Zügel des Bundes in Händen hatten, war „die Religion der Zukunft" eben so verbreitet und oft erschraken wir selbst über die Revolution, welche diese Schrift in den Köpfen der Arbeiter hervorgebracht und sie vom Kopf bis zur Zehe feuerfest gemacht hatte. Wollt Ihr Propaganda machen, so zieht die Glacéhandschuhe aus!

So war also der Grund zu der spätern in der ganzen Schweiz und noch etwas darüberhin verzweigten Verbindung gelegt. Was auch später Döleke, Standau und ich gethan, um dem Ganzen jene dem status quo so furchtbare Richtung der neuen Philosophie zu geben, wenn wir auch unsere Posten bis Marseille und Neapel vorschoben — der Ruhm, das Werk begonnen zu haben, die Erkenntniß der Nothwendigkeit eines solchen Bundes, gehört jener Handvoll deutschen Arbeitern, jener Classe, der wir in Deutschland den Bettelpfennig aus dem Wagen zuwerfen.

Der »Sing- und Leseverein« zählte bereits nahe an hundert Mitglieder, als ein Herr Weitzel, Organist an der deutschen Kirche in Genf und mit ihm der aus Bluntschli's Communistenbericht bekannte August Becker, ein deutscher Flüchtling, welcher, in Ermangelung eines bessern »wartete bis die Lärmtrommel in Deutschland« gehe, den Entschluß faßten, »einen Bildungs- und Unterrichtsverein« der Arbeiter zu stiften.

Nicht ohne Schwierigkeit gelang es, diesen Plan durchzuführen. Die Jungdeutschen, an welche man sich zuerst wandte, fürchteten, Herr Weitzel habe die Absicht, dem zu begründenden Verein eine pietistische Richtung zu geben. Ein großer Theil der übrigen Arbeiter in Genf scheute eine Verbindung mit den Jungdeutschen, deren Hauptführer in zu revolutionärem Geruche standen. Auch war es bekannt, daß die Genfer Polizei verschiedene Male Gensdarmen in ihre Versammlungen geschickt hatte und sie überhaupt nur tolerirt wurden. Obgleich die Jungdeutschen in einem Verein nur ausschließlich einen Boden für ihre politische Thä-

tigkeit erblickten, so fügten sie sich doch, als sie endlich Herrn Weitzel beitraten, dem Beschluß, auch Schweizern die Aufnahme zu gestatten, weil deren Theilnahme die beste Schutzwaffe gegen polizeiliche Verfolgungen zu sein schien.

Wir bekennen es gern, daß der Vorwurf, welchen uns die Communisten später machten, als seien wir versessen auf die deutsche Nationalität, damals nicht unbegründet gewesen wäre. Wie war es anders zu erwarten? Die Zukunft bot den auf sich selbst beschränkten Arbeitern nichts, und die Gegenwart (1839—40) huldigte mehr als je dem Patriotismus. Der Himmel der deutschen Politik hatte wieder seine schwarz-roth-goldene Färbung angenommen, war es ein Wunder, wenn die Erdbewohner diese Trikolore reflectirten?!

Es handelte sich jetzt darum, den Verein als solchen, den Behörden gegenüber, sicher zu stellen. Man verfaßte daher einen Paragraphen in den Statuten, welcher lautete: Der Verein ist kein politischer. Dessenungeachtet wurde öffentlich politisirt, und als der etwas ängstliche Herr Weizel und sein Anhang behaupteten, der angeführte Paragraph verbiete — ein ganz richtiger Schluß — Vorträge, so wie Diskussionen, welche die Politik beträfen, so entstand eine heftige Debatte. Man sprach von Unterdrückung der Meinungsfreiheit und Gewissenszwang und die weitzelsche Partei mußte nachgeben. Es wurde folgende, allerdings lächerliche Ergänzung dem Paragraphen hinzugefügt: »Der Verein mischt sich nicht direkt in die praktische Politik (!); allein die Politik gehört mit zu den Bildungsmitteln des Vereins,

alle politischen Meinungen haben daher das Recht, sich frei zu äußern.«

Die freisinnige Partei hatte kaum diesen Sieg errungen, als neue Stürme ausbrachen. Es befanden sich in dem Verein eine Menge Uhrmacher und Goldarbeiter, denen der Umgang mit den Blousenmännern auf die Dauer nicht zusagen wollte und welche es gern gesehen hätten, wenn aus dem ganzen Unternehmen eine Art Casino à bon marché würde. — Diese bildeten den Anhang des Herrn Weitzel, welcher, zwar selbst ein durch und durch von dem besten Willen für das Wohl des Volks beseelter Mann, doch zu ängstlich war, um das laute Politisiren im Verein mit anhören zu können, und als die j. d. Partei die Oberhand bekam, traten Weitzel und seine Anhänger aus.

Bald darauf folgte eine Anzahl Schweizer. Es ist wahr, man cultivirte die deutsche Nationalität zu abstract, als daß die Schweizer uns nicht hätten entfremdet werden sollen, und wenn später wieder fast der vierte Theil der Vereine aus Schweizern bestand, so ist das nur unsern Bemühungen zu verdanken, womit wir durch allgemein humane Fragen den Nationalzopf verdrängten.

Diese kleinen Zwistigkeiten bildeten jedoch nur die Vorläufer eines größern Kampfes, welcher die Masse der Arbeiter in zwei Lager spaltete, Communisten und Jungdeutsche.

W e i t l i n g war von Paris nach Genf gekommen. Seine Gegner behaupten, die communistische Propaganda in Paris habe ihn abgeschickt. Ich kann dieser Meinung nicht beipflichten. Weitling ist zu selbstständig. Er ist Verfasser

zweier communistischer Systeme; er hat ein eigenes Glaubensbekenntniß und ist daher eher Messias als Apostel.

Man kann wohl sagen, daß Weitling durch sein erstes Auftreten sich selbst das größte Hinderniß geschaffen. Er hatte es mit Leuten zu thun, denen die patriotischen Leiden und Hoffnungen der alten Burschenschaften das Höchste waren, welche ihr Ideal nur im Halbdunkel sahen, während der Communist das seinige mit den Augen einer seeligen Verzückung betrachtet. Weitling begann damit den Communismus zu proklamiren. Die meisten seiner Zuhörer wußten kaum, was das war, und als ihnen Weitling das Glück in der Gütergemeinschaft schilderte, verlachten ihn die einen, während andere ihn gradezu für verrückt u. s. w. erklärten.

Doch dies war nicht das Haupthinderniß des Communismus. Das in Deutschland (1840—43) gang und gäbe Stichwort »geistige Freiheit« — nur von Wenigen seinem wahren Begriffe nach verstanden — war auch in den Handwerkerverein in Genf gedrungen, und wenn die Communisten ihrerseits nicht Unrecht hatten, mit ihrer Behauptung: der Mensch könne nicht eher geistig frei werden, bevor er nicht materiell sicher gestellt sei, so hatten die Jungdeutschen eben so wenig Unrecht mit der Behauptung des Gegentheils. Darin aber fehlten beide Parteien, daß sie den Begriff der Freiheit nicht erfaßten. Die Communisten hatten es nicht weiter als bis zur »Kasernenwirthschaft« und der Nichtachtung des Individuums gebracht, während sie die Religion als Lockvogel, als Reizmittel und zur Förderung ihrer Propaganda wie eine dürre Zitrone ausquetschten. Die j. D. waren nicht über einen republikanischen Constitu-

tionalismus hinaus und huldigten dem Rationalismus. An eine totale Emancipation von allen äußern und innern Schranken zu denken, fiel Keinem ein, daher denn auch abwechselnd bald die »geistige Freiheit«, bald der Communismus in die Brüche kam. — Das Kind dieses Dualismus war, daß die Anhänger der geistigen Freiheit in Genf die communistische Doktrin mit Censur und Interdict belegten und die Communisten von Freiheit überhaupt gar nichts wissen wollten.

Doch bevor wir den totalen Bruch des j. D. mit den Communisten schildern, müssen wir eine kurze Charakteristik der Hauptführer beider Parteien geben. Communistischer Seits waren es außer Weitling August Becker und Simon Schmidt. Die Führer der jungdeutschen Partei heißen: Herrmann Döleke und Julius Standau.

August Becker.

Der Sohn eines hessischen Pfarrers, jetzt etwa 34 Jahr alt, war in den Weidigschen Prozeß mit verflochten. Bei den burschenschaftlichen Verbindungen in den dreißiger Jahren betheiligt, ward er zu vierjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. — Becker, welcher einen natürlichen Hang zum Nichtsthun besitzt, ist einer der aufrichtigsten Anhänger des Communismus, der ihm seine höchsten Herzenswünsche zu gewähren verspricht. — Wenn es ihm an wissenschaftlicher Bildung im strengen Sinne des Wortes fehlt, so besitzt er dagegen das, was man »Naturgenie« zu nennen pflegt. Er ist nicht ohne Witz und das Drollige, oft Kindlich-gemüthliche seiner Art und Weise, sich auszudrücken, macht

ihn zu einem recht angenehmen Gesellschafter. Sein Styl ist burlesk, aber klar, er plumpt mit seinem Thema in die Litteratur hinein, als wäre er überzeugt, Gott und die himmlischen Heerschaaren wanderten auf Erden und predigten den Communismus.

In der Wahl seiner Mittel nicht allzu gewissenhaft, glaubt er steif und fest, daß die ganze Welt »ein Schweinestall« sei, weil die Völker nicht schaarenweis zur Fahne der Communeauté eilten.

Wäre Becker mehr Verstandes= als Gemüthsmensch, er könnte ein Volksschriftsteller sein, welcher als solcher genannt zu werden verdiente. — Aber das Unselbstständige seines Charakters, die Leichtigkeit, womit man, wenn man seinen Lieblingsideen schmeichelt, ihn leiten kann, macht ihn nur zu einem Werkzeug Anderer. Becker ist charakterlos. »Ein Kerl wie ein altes Weib.«

Die Niederträchtigkeiten, welche er sich in unsern Fehden zu schulden kommen ließ, sind weniger ihm, als seinen Lenkern zuzuschreiben. Becker ist von Natur zu feig zur Offensive.

Er war nicht immer Communist. Seine Ideen, welche eigentlich nie mit sich selbst recht im Klaren waren, fanden in der neuen Lehre einen Anhaltepunk, welcher seinem trägen Verstand, wie seinem Gemüth zusagte, denn sie lieferte ihm ein Object seiner Phantasie, der er nur den Zügel schießen zu lassen brauchte, um sich behaglich zu fühlen.

Ganz anders erscheint dagegen der nur zu wenig bekannte

Simon Schmidt,

in Mann, mit welchem leider — und ich bedaure es aufrichtig! — die Verhältnisse unserer Bestrebungen mir nicht gestatteten, ein Bündniß zu schließen.

Simon Schmidt, oder wie ich ihn zu nennen pflegte, St. Simon, war recht eigentlich der Pflegevater des Communismus in der Schweiz.

Denkt Euch eine große, kräftige Männergestalt mit einer hohen Stirn und Augen, welche, ohne stechend zu sein, bis in Euer Innerstes zu dringen scheinen; die Gesichtszüge eines seine Kraft fühlenden Proletariers, denen ein dichter rother Bart den Ausdruck einer unheilverkündenden Wildheit verleihen würde, wenn der sanfte Zug des Mundes nicht vollkommen das Gegengewicht dazu lieferte; kurz eine Physiognomie, welche ihr Eigenthümer völlig in seiner Gewalt hat und welche Alles und Nichts zugleich sagt. Das ist Schmidt.

Und was ist dieser Mann, von dem ich so viel Wesens mache?

Es ist ein schlichter — Gerbergeselle aus *** im Würtembergischen gebürtig.

Schmidt ist nicht nur viel, sondern auch mit Nutzen gereist. — Ein intelligenter Kopf, hat er Alles durch sich selbst gelernt, hat er mehr als alles Wissen — die Kunst, sich unwissend zu stellen, gelernt. Er hat sich unendlich über seinen ursprünglichen Standpunkt erhoben und wird dabei doch von seiner Umgebung als ihresgleichen betrachtet. Indem er stets bemüht ist, als gäbe er sich Mühe, zu lernen, lehrt er. Sein moralischer Einfluß ist unumschränkt.

Die Niederlagen, welche er bei den Seinen zuweilen erleidet, verwandeln sich für ihn stets in Siege.

Dabei ist er liebenswürdig im persönlichen Umgange und diskutirten wir zusammen in Privatkreisen, so waren er und wir in den Hauptsachen nicht selten total einverstanden. Ganz anders in der Oeffentlichkeit. Schmidt ist ein trefflicher Redner. Hat man ihn auch in die Enge getrieben, sieht er sich und seinen Communismus auf dem Sand und ist der fragliche Gegenstand so weit hinaufgeschroben, daß es heißt **hic Rhodus hic salta**, dann kommt das Versprechen einer Erklärung, eine Einleitung zu derselben, der Redner wird breiter und immer breiter und ehe man sich's versieht, hat er die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf ein anderes Bild gelenkt, die Punkte durcheinander geworfen und ist seinen Gegnern wie ein Aal entschlüpft. Am Schlusse pflegt er dann sehr salbungsreich auszurufen: »Ich sagte es ja immer, wir stimmen ganz überein!« — und wäre auch der Unterschied wie schwarz und weiß.

Der Communismus ist sein A und O, ergo, so schließt er, ihm Alles geopfert! Er ragt an Geist weit über Weitling hinaus und es ist sehr die Frage, ob es ihm mit der Zeit nicht noch gelungen wäre, die Schweiz zum Foyer des ganzen Communismus zu machen, wenn materielle Verhältnisse jede Wiedervereinigung der Jungdeutschen mit den Communisten nicht unmöglich gemacht hätten.

Schmidt und Weitling stifteten in Genf »den Bund der Gerechten«, als sie im Verein nicht durchdringen konnten. Gewisse Gründe machen es uns zur Pflicht, über diese geheime Verbindung nichts Näheres zu sagen. Nur so

viel, daß zur Zeit unsres Sturzes der Bund nicht aufgelöst war, und wir seinen ganzen Organismus kannten. Ersteres werde ich im Verlaufe meiner Arbeit beweisen, über Letzteres genügt eine Andeutung, welche denen, die es angeht, zeigen soll, ob wir durch eine Denunciation Veranlassung zu gewissen im Finstern schleichenden Manipulationen gegeben haben.

Herrmann Döleke.

Ich habe nie einen Menschen gekannt, an dem ich fester und enger gekettet gewesen wäre, als an Döleke. Uebereinstimmend bis auf ein Jota in unsern Ansichten, radikal bis zum Aeußersten, war der Eine die nothwendige Ergänzung des Andern. Täglich kreuzten sich unsere Briefe. Jeder wußte, was der Andere that und ein einziger, eines Mißverständnisses wegen entstandener Streit hatte uns belehrt, wie nothwendig Einer den Andern brauchte und schloß ein Band zwischen uns, feuerfester als die Bande des Blutes — das Band der Gesinnung.

Herrmann Döleke, gebürtig aus Schleusingen, gehörte zu denjenigen Menschen, die sich, bevor etwas Ordentliches aus ihnen wird, — austoben müssen. Als Student zeichnete er sich durch sein ungebundenes Leben aus. In Folge eines Duells in Kiel wurde er verhaftet. Er entfloh und ging nach England. Von da kam er in die Schweiz, wo er in den Vereinen der Handwerker eine Thätigkeit fand, wie sie seinem lebhaften Geiste zusagte.

In Gemeinschaft mit Becker wirkte er in Genf, bis der Communismus der Grund wurde, warum sich Beide ent-

zweiten. Döleke, dem all' und jede Empfindelei fremd war, fand den klagenden Weltschmerz der Communisten lächerlich; Becker dagegen lebte schon mit allen Fasern in der Zukunft. Eine ziemlich derbe Kritik des Weitlingschen Communismus, welche Döleke geschrieben, war die erste Ursache seiner Zerwürfnisse mit den Communisten. Doch versöhnten sie sich noch einmal,*) bis endlich spätere Vorfälle sie auf immer entzweiten.

Döleke ist, nach Becker's Ausspruch: »ein Kerl, mit welchem man den Teufel auf flachem Felde fangen kann.«

---

*) Von der Eitelkeit der schweizer Communisten kann man sich kaum einen Begriff machen. Da der Communismus ihre Religion, so verhalten sie sich gegen Alles, was ihrer Ansicht nicht unbedingt beistimmt, fanatisch wie die Pfaffen. Sie fordern zu Diskussionen auf, doch läßt man sich mit ihnen ein und setzt ihrem Materialismus das Recht der freien Selbstthätigkeit entgegen, oder was immer sonst für einen stichhaltigen Grund, und sie können nicht weiter, so heben sie ein Lamento an über das Elend und den Jammer des Volks, daß die Uneingeweihten wirklich zu rühren vermag. Und mit diesem Geplärre, mit diesem aller Gedankenschärfe baaren Manoeuvre wollen sie die Welt erobern — nicht doch, errühren, das ist das Wort!

Ich selbst versuchte es einmal, den Spieß herumzudrehen und fragte einige Communisten, welche unsere fast rein negative Richtung bekämpften, wie denn sie, die „Proletarier", gedrückt an Geist und Körper, ohne die Energie der Negation zu besitzen, an's Construiren bestimmter, detaillirter Systeme nur zu denken wagten? Aber da hatte ich in ein Wespennest gestochen! „Der will uns unsern letzten Trost rauben", hieß es, und ich mußte noch froh sein, nicht als Aristokrat ausgeschrieen zu werden.

Er war, wie dazu gemacht, die Massen zu leiten, denn er weihte sich ausschließlich dem Volke. Die Vereine waren ihm Alles, er überschätzte ihren Werth vielleicht, aber eben dieser Irrthum hat nicht wenig dazu beigetragen, daß unsere Propaganda eine Ausdehnung gewonnen, von der weder die Presse, noch die Regierung Neufchatels etwas ahnten. Das Wort Furcht war ihm unbekannt; er hätte sich, um den geringsten armen Handwerker einen Dienst zu leisten, mit allen Polizeien der Welt zerworfen und er war nie mehr in seinem Element, als wenn es galt, einer Masse seiner Gegner gegenüber zu treten. Als Redner war er zwar etwas breit, und auf das Gemüth seiner Zuhörer durch richtig angebrachte Schlagworte zu wirken, verstand er nicht. Er »schulmeisterte« Alles, was ihm in den Wurf kam. Doch liebten ihn die Handwerker mit wahrer Begeisterung und ich kann wohl sagen, daß, ohne der Mithülfe Döleke's und seiner Autorität, es mir nie gelungen wäre, dem modernen »Atheismus« Bahn zu brechen und die alte Deutschthümelei aus unsern Verbindungen hinauszujagen.

Ueberhaupt war unser beiderseitiges Verhältniß der Art, daß wir uns, wie gesagt, einander ergänzten. Auf der einen Seite konnte Döleke es nicht begreifen, daß ich mit Leuten noch Umgang hegen mochte, die entweder gar keine oder eine der unsrigen entgegengesetzte Weltansicht hatten; ich war ihm zu sehr Epikuräer, und selbst die blaue Blouse, welche ich ihm zu Gefallen trug, schützte mich nicht vor dem Vorwurf der Eitelkeit. Ich mußte mir zuletzt förmlich die Freiheit meiner Person bedingen, indem ich ihm erklärte, daß ich die Menschen als Menschen, nicht als Parteimänner im

geselligen Leben betrachte und mir das Recht, meinen Umgang frei zu wählen, so lange ausbäte, als ich uns und unserer Sache nicht untreu würde.

War Döleke auf diese Weise schroff, fast cynisch, so zeigte er auf der andern Seite, wo es sich um die Sache und ihre Anhänger handelte, weit mehr Gemüth als ich. — Ich bekümmerte mich zu wenig um die Einzelnen und warf Alles, was sich nicht bald bewähren wollte, zur Seite, so daß die Verbindung, in welcher Döleke war, Manchen, den ich bereits aufgegeben hatte, in den Bund einweihte.

Mit einem Wort, Döleke war ein Volksmann durch und durch.

Julius Standau.

Eine ruhige besonnene Natur, welcher den Karren, den Döleke mehr als einmal in den Dreck geschoben, wieder herauszog.

Standau war der Sohn eines Schlossers in Gotha. Er verlor seinen Vater, als er eben zur Universität abgehen wollte. Seine Mutter, zu arm, um den Sohn studiren zu lassen, ließ ihn das Schlosserhandwerk lernen und statt in der Schule der Theorie, ward er ein Mann in der Schule des praktischen Lebens. Leider fehlte ihm oft die nöthige Energie und er beurtheilte die Dinge zu sehr nach den Aeußerlichkeiten.

Standau gehörte schon der ältern Verbindung des jungen Deutschlands an. Man hatte ihn in Straßburg 1835 aufgenommen. Als er in die französische Schweiz kam, bot

sich ihm eine Lehrerstelle an und er vertauschte den Amboß mit dem Katheder.

* *
*

Die Spannung der communistischen und der jung-deutschen Partei im Genfer Verein nahm von Tage zu Tage zu und hatte sich auch bis auf die, inzwischen durch den Wurzelverein Genfs in Morges, Lausanne und Vevey gegründeten Vereine erstreckt. Ich will gern glauben, daß von den Jungdeutschen die Bedeutung der socialen Frage damals nicht in ihrer ganzen Wichtigkeit gewürdigt worden, doch das fanatische Auftreten der Communisten war, wie gesagt, der Hauptgrund, weshalb sie nicht durchdrangen.

Weitling trat mit dem Plan zur Gründung einer Kostwirthschaft zum Besten und auf eigne Rechnung der Vereine auf. In einer der ersten Nummern seines Journals »der Hülferuf« entwickelte er seine Ansichten und Vorschläge hierüber. Er nahm sich recht gut auf dem Papier aus. Er bewies, daß man bei einer gemeinschaftlichen Kostanstalt einen jährlichen Ueberschuß an baarem Gelde von 14,400 Franken haben könne. Er hatte Alles auf Heller und Pfennig berechnet. Und die Rechnung war richtig — ja wohl richtig! Aber es lag ein Fehler in dem Calcül, d. h. nicht in den Zahlen, sondern in den Voraussetzungen, auf welche er die Zahlen basirt hatte.

Z. B. der Wein, welchen Jeder tränke, wurde nicht getrunken.

z. B. die Zahlungen, welche Jeder zu machen hatte, wurden nicht gemacht.

z. B. das Verderben der Speisen und Getränke war nicht in Anschlag gebracht.

z. B. das Theurerwerden der Lebensmittel nicht erwähnt.

z. B. das Vertrauen, welches der Verein auf dem jeweiligen Dekonom setzte, nicht gehörig garantirt.

Die ganze sociale Stellung der Arbeiter, ihre häufige Arbeitslosigkeit, ihr Mangel an Geld, alles dies hatte man übersehen.

Endlich — und das ist außer den vielen Undsoweiter, die ich anzuführen hätte — der Hauptgrund: — Das Ganze hatte den Charakter des Sektirwesens. Inmitten der alten Gesellschaft zu stehen, sich nicht consequent von ihr loszureißen und doch, indem man ihr jeden Tribut zollt, deren Geringster die Möglichkeit fast zu übersteigen scheint, einen praktischen Versuch machen, ihren Vorurtheilen entgegenzuhandeln — — die Waffen sind zu ungleich. Man ist zu Voraussetzungen gezwungen; die Phantasie muß mit ihren Täuschungen die Resultate des Verstandes in den Hintergrund drängen, und die Berechnung, welche wir so eben noch für richtig erklärten, nennen wir jetzt Sophistik.

Am Schlusse seines Artikels zählte Weitling die Vortheile auf, welche man an den 14,400 Franken habe. 14,400 Fr., begann jeder Satz »dafür können wir;« — und nun kamen die Gegenstände: eine prachtvolle Leihbibliothek, ein großartiges Lokal, Unterstützung der Arbeiter, Gründung von Colonien, praktische Einführung des Communismus u. s. w. —

Die Arbeiter mußten durch solche Resultate einigermaßen bestochen werden, um so mehr als der Plan durch Zahlen gegen Zahlen nicht zu widerlegen war. Selbst Döleke, redete der Einführung der Kostanstalt das Wort und sie kam zu Stande. Doch war die Collision der Parteien bereits so stark geworden, daß die Jungdeutschen, Weitling die Leitung nicht anvertrauen wollten. Man wählte einen in Genf etablirten Deutschen, welcher nach einem Jahre mit der ganzen Casse von neuntausend Franken — durchging. Er hatte von seinen Kostgängern das Geld eingezogen, jedoch keine einzige Rechnung bezahlt. —

Man kann sagen, die schlechte Wahl eines Oekonomen sei Schuld gewesen, allein sämmtliche Vereine, in welchen die Kostwirthschaft eingeführt war, geriethen in Schulden. Ja der Lausanner Communistenverein, dem das Gedeihen der Anstalt eine Ehrensache war, hatte nach drittehalb Jahren eine Schuldenlast von 5000 Franken.

Döleke hatte inzwischen Genf verlassen und eine Hauslehrerstell ein der Nähe des Städtchens Morges angenommen, wo er sich eifrig des hier gegründeten Vereins annahm.

Eine Zeitlang hielten es die Communisten und Jungdeutschen noch mit einander aus. Endlich aber als die erstern, gar nichts mehr als ihre Lehre blind anerkannt sehen wollten*), wurden sie zuerst in Genf von Vereins wegen ausgestoßen.

Der Morger Verein folgte dem Beispiel des Genfer. —

---

*) Ein Communist weinte einst in Genf auf offener Straße darüber, daß keine Gerechtigkeit im Himmel sei, weil sonst der Communismus schon längst eingeführt wäre.

In Lausanne dagegen behielten die Communisten die Oberhand. Sie wußten um die Existenz des »jungen Deutschlands,« so wie auch, daß mehre Affilirte desselben sich in ihrer Mitte befanden und als Döleke später nach Lausanne kam und in den Verein treten wollte, machten sie seine Aufnahme zu einer Existenzfrage des Vereins. Die Jungdeutschen zogen sich, dreißig an der Zahl zurück, und gründeten einen neuen Verein. —

Man kann sich kaum einen Begriff machen von dem Parteihaß, welcher damals unter den Handwerkern existirte. Die Jungdeutschen haßten die Communisten und diese wurden beim Anblick einer schwarz=roth=goldenen Pfeifenquaste roth vor Aerger wie die Puter. Doch seien wir gerecht. Die Communisten waren weiter vorgeschritten, als ihre Gegner, aber auch um auf den erreichtem Fleck stehen zu bleiben. Sie hatten ein Glaubensbekenntniß und ein fertiges System. — Die Jungdeutschen dagegen, mit ihrem Stichwort, »geistige Freiheit« huldigten einem Ausdruck, zu dessen klaren Begriff sie sich erst später hinarbeiteten. —

Der Streit, in Folge dessen der Verein in Lausanne sich spaltete, hatte in der Stadt einiges Aufsehen erregt. Männer von Einfluß, wie z. B. der Pfarrer an der deutschen Kirche, Herr Blattner, welcher wahrscheinlich in den Gegnern der Communisten lenksame Lämmer zu finden vermeinte, welche den Schoß der Kirche dicker machen konnten, und Andere nahmen sich der Handwerker an und verbanden sich mit Döleke zur Constituirung eines neuen Vereins.

Anfangs ging alles gut, der Herr Pfarrer thaten entsetzlich liberal. Ebenso ein gewisser Herr Doktor Grauff, ein

kleines, vertrocknetes Männchen, der Typus eines deutschen Gelehrten von Anno Zopf, ein ehemaliger Demagoge, Mitglied der jungen Europa, gegenwärtig nicht ganz Pietist. Grauff war ein sonderbarer Mensch. Noch vor zwei Jahren bei Gründung des ersten Vereins, sollte nach seinem Statutenentwurf kein Mensch ohne »republikanische Gesinnungen« aufgenommen werden; jetzt, seit Grauff sich durch die Pietisten protegiren läßt, zittert er vor dem bloßen Worte »Politik« und reitet den kreuz- und lendenlahmen Gaul, des Deutschthums oder des Teutschdumms.

Ein anderes Subject, ein Professor Rentsch, ein Kerl mit einem Nußknackergesicht, mit einem Auge gen Himmel, mit dem andern auf die Erde schielend, war der Dritte der Protectoren. —

Wie gesagt, Anfangs ging das Ding gut. Wolf und Schaf lebten in Eintracht. Doch mochten die gelehrten Herren bald einsehen, daß ein Verein von Handwerkern kein Weinberg Gottes ist. Sie verboten das Politisiren und warfen namentlich Döleke vor, daß er fortwährend aufreizende Zeitungsartikel vorlas und gottlose und unchristliche Vorträge hielt. Dieser berief sich auf die durch die Statuten garantirte Meinungsfreiheit und forderte zur Wiederlegung auf. Aber ein Theolog widerlegt entweder gar nicht, oder mit den Waffen der Gewalt und Intrigue.

Es mochte auch wohl den Herren, die demokratische Art, wie man sie im Verein behandelte, nicht ganz genehm sein. Man hatte nämlich als Anrede in den Vereinen das Prädikat »Bürger« (citoyen) angenommen und es fiel keinen ein zu den Protectoren Herr Pfarrer, Hr. Doktor oder Hr. Pro-

fessor zu sagen. Den Respect vor höhern Ständen hatten die Handwerker schon damals verloren.

Der Hauptgrund der Collision, welche den Pfarrer und seine Getreuen endlich zum Austritt bewogen, war aber, daß sie den Einfluß der geheimen Verbindung des »jungen Deutschlands« fühlten. Sie konnten seine Existenz zwar nicht beweisen, wagten aber doch einen entscheidenden Schlag gegen Döleke, in dem sie das Haupt der Verbindung zu sehen glaubten.

In einer öffentlichen Sitzung, bei einer heftigen Debatte über, ich weiß nicht mehr, welchen Gegenstand, erhob sich Grauff und erklärte, der Verein werde von einer geheimen Coterie regiert. Als Mitglieder derselben bezeichnete er außer Döleke noch drei andere Individuen. Nun befand sich ein Schlosser zugegen, welcher dem alten »jungen Deutschland« angehört, Farbe gewechselt und sich den reactionären Bestrebungen Grauffs und des Pfarrers angeschlossen hatte. Er wußte um die neue Verbindung, zählte sogar halb und halb zu den Eingeweihten. Einige Tage vorher hatte er gedroht, zu plaudern, wenn die alte Streiterei sich erneuern würde. Dölekes Lage war kritisch, denn bei Kundwerdung einer geheimen Verbindung wäre die Regierung unfehlbar eingeschritten. Man schrieb an das »Centralbüreau*)« nach Genf. Die Antwort blieb aus und die Sitzung begann, ohne daß der Bund in Lausanne Nachrichten erhalten hatte.

Doch ging der Sturm, Dank der Keckheit Dölekes glücklich vorüber. — Als Grauff seine Pfeile abgeschossen hatte,

*) Siehe hierüber weiter unten.

waren die Betreffenden einen Augenblick wie vom Donner gerührt. Plötzlich erhebt sich Döleke, fest entschlossen alles an einen Wurf zu wagen. — Wohl wissend, daß S.... (der Name des Schlossers) Grauff bereits halbe Mittheilungen gemacht habe, blickte er ihn fest und unverwandt an und verlangte mit heftiger Stimme Beweise. Ein oder drei Ankläger müßten nach den Vorgefallenen den Verein verlassen und er bestände auf die strengste Untersuchung. Einen Augenblick erhob sich S.... halb von seinem Sitze, doch als er Dölekes stechenden Blick begegnete, sank er eben so muthlos als traurig zurück.

Er hatte zwei Stunden, ehe die Sitzung begonnen, ein anonymes Schreiben von Genf erhalten. —

Jetzt versuchte die »Pfaffenpartei« — diesen Namen hatte man den Anhängern des Pfarrers gegeben — ein letztes klingendes Mittel um zur Herrschaft zu gelangen. Herr Blatner hatte sich von einer reichen wohlthätigen Wittwe, Madame Laharpe (der Wittwe des bekannten Generals Laharpe) tausend Franken erbettelt, welche er dem Verein schenkte. Darauf rückte er mit seinen Plänen hervor, verlangte, daß die Politik ausgeschlossen bliebe, der Verein sich zu einer Art Handwerkerakademie gestaltete u. s. w. — Als er auch hiermit nicht durchdringen konnte, zog er die Schenkung zurück, berief sich auf gewisse, ihm mündlich gemachte Bedingungen der Geberin und lockte, indem er mit dem Gelde voranklingelte, an zwanzig Mitglieder des Vereins nach, mit denen er einen dritten Verein deutscher Handwerker in Lausanne bildete. —

Der Pfaffenverein oder die Kleinkinderschule.

Ehe wir in der Schilderung der weitern Entwickelung des jungen Deutschlands fortfahren, wollen wir uns in der Kürze noch ein Wenig mit dem volksfreundlichen Pfarrer beschäftigen. —

Seine Absicht war durch einen neuen Verein, den revolutionären Tendenzen der Handwerker einen Damm zu setzen. Er glaubte es genüge ein glänzendes Lokal, so wie eine Menge Lehrstunden, um die ehrlichen Arbeiter zu blenden, anzulocken und so die bestehenden Vereine total zu ruiniren. Es ist wahr, das Geld wurde nicht gespart, und als die tausend Franken fort waren, zeigte man, wie gut es sich Schulden machen ließe.

Doch von dem Allen wollten wir schweigen. Wir könnten die Art, auf das Volk zu wirken, für eine der politischen Ueberzeugung der Stifter entsprechende ansehen, wenn uns nicht, die von ihnen entworfenen und angenommenen Statuten aufs Klarste zeigten, welch eine jesuitische Tücke und volks*feindliche* Gesinnung sie im Hintergrunde bargen, und wie der Herr Pfarrer und Consorten nichts bezweckten, als die absolute Herrschaft über den Verein auszuüben und sein Schicksal stets in ihren Händen zu halten. Am deutlichsten zeigte sich dies an denjenigen Paragraphen der Statuten, welche von der Auflösung und dem Eigenthum des Vereins handelten.

»So lange noch sechs Mitglieder für den Fortbestand des Vereins stimmen, kann derselbe nicht aufgelöst werden, es sei denn, daß *der Zweck des Vereins so wenig erfüllt*

würde, daß die Absicht der Stifter nicht mehr erreicht würde.«

Die Stifter waren Grauff, ein politischer Ueberläufer, Rentsch, ein Pietist, und Blattner in Lausanne, bekannt durch seine Herrschsucht. —

Doch hatte man außerdem noch ein Schiedsgericht festgestellt. —

»Einer oder mehrere Schiedsrichter, von den Stiftern aus Männern gewählt, welche nicht Mitglieder des Vereins sind, überwachen das Eigenthum desselben, entscheiden bei vorkommenden Streitigkeiten über die Erklärung des Zwecks der Stifter — von denen sie gewählt sind? nun ja, clerus clericum non decimat! — und können, im Fall sie denselben falsch ausgedeutet oder die Handlungsweise der Mitglieder damit im Widerspruch finden, den Verein für aufgelöst erklären.«

Der Schiedsrichter war der Herr Polizeipräfect.

»Sobald der Verein sich auflöst oder in der im vorigen § angegebenen Weise als aufgelöst erklärt wird, hat das Schiedsgericht das sämmtliche Eigenthum desselben dem löbl. deutschen Kirchenrathe (!) zu Lausanne in Verwaltung einzuhändigen. Derselbe wird so lange es ihm möglich ist, die Zwecke des Vereins so lange damit zu fördern suchen« — Bauer hat Recht, ein Theolog kann nicht schreiben! Welches »Vereins« etwa des nicht mehr bestehenden? — »bis wieder wenigstens sechs Mitglieder sich gefunden, welche sich bereit erklären, den Verein nach seinem ursprünglichen Zweck wiederherzustellen. Doch soll dann der neue Verein, so lange er

nicht über zwanzig Mitglieder zählt, für den anzuvertrauenden Werth eine angemessene Bürgschaft stellen.«

Der Präsident des Kirchenrathes war Pf. Blattner. Wenn nun die Stifter den Verein auflösen lassen, was bei den getroffenen Bestimmungen auf eins herauskommt, so nimmt die Kirche Besitz von »sämmtlichem Eigenthum,« auch von dem, welches die Handwerker für sich von ihrem sauer verdienten Gelde angeschafft haben. Die Stifter haben also das Schicksal des Vereins in ihren Händen und bilden mit der Kirche und der Polizei das Gouvernement. — Zuletzt dann, bei einer etwaigen Rekonstituirung des Vereins, wird an arme Handwerker die zum Todtlachen naïve Forderung einer Caution für ein dem Verein als moralischer Person rechtmäßig zukommendes Eigenthum, verlangt. Bleibt das Eigenthum, Vereinseigenthum, so lange die Zahl Sechs der Mitglieder vorhanden, so ist damit die Norm für das Minimum der Anzahl Personen gesetzt, welche als berechtigt zum Verein gelten. Aus der Bürgschaftsforderung geht aber deutlich hervor, daß die Herren Stifter der Rekonstituirung den Weg nicht besonders eben zu machen gedachten.

So war denn alles in letzter Instanz ein Legat für die Kirche. —

Der Verein ward, was seine Stifter bezweckten — eine Abendschule. Seine Mitglieder fromme lenksame Menschen, welche nie in Versuchung kamen, den deutschen Regierungen gefährlich zu werden, da sie als Mitglieder jenes Vereins, vom Präfekten ein Loyalitätszeugniß in's Wanderbuch geschrieben erhielten.

Die Communisten nannten diesen Verein die Klein-

kinderschule, die Jungdeutschen gaben ihm den Namen Pfaffenverein.

Organismus des jungen Deutschlands. Stiftung des Lemanbundes.

In der französischen Schweiz leben nächst Genf in Lausanne die meisten deutschen Arbeiter. Die Route, welche die (namentlich süd-) deutschen Handwerker auf ihrer Wanderschaft nehmen, geht durch die Schweiz über Basel, Zürich, Bern, Lausanne, Genf in's südliche Frankreich. Ueber Paris kehren sie dann gewöhnlich in ihr Vaterland zurück. In der Schweiz pflegen sie, besonders in jeder der genannten Städte, längere Zeit zu arbeiten. — Die Propaganda des jungen Deutschlands war daher auch zeitig darauf bedacht gewesen, in jenen schweizerischen Hauptorten Vereine zu organisiren, wobei natürlich die politischen Zustände der betreffenden Cantone stark auf die Entwickelung der Handwerker influirten. So mußte in Basel von jeher der Verein officiell als bloßer Gesangverein auftreten, und die Bundesglieder konnten nur eine äußerst vorsichtige und geringe Propaganda machen. In Zürich traten die Vereine schon mehr als »Bildungsvereine« hervor, und wenn in Bern furchtlos politisirt wurde, so war die revolutionäre Tendenz der Handwerkervereine in dem freien Waadtland offenkundig und Niemandem ein Geheimniß.

Es mußte natürlich alles daran liegen, in Lausanne, der Hauptstadt des Canton de Vaud, einen tüchtigen Kern zu

bilden, denn mit Lausanne, dem Hauptsitz der Communisten, wäre der deutschen Propaganda der größte Theil ihres Einflusses auf die übrigen Städte der französischen Schweiz entrissen worden.

In Lausanne selbst aber, hatten die Jungdeutschen durch die doppelten Spaltungen stark gelitten und die glänzende Einrichtung des Pfaffenvereins (ich will diesen Namen der Kürze wegen beibehalten), so wie die unermüdliche Thätigkeit der communistischen Propaganda, machte es ihnen schwer, sich zahlreich zu rekrutiren.

Das »junge Deutschland« war zu jener Zeit folgendermaßen organisirt.

Der Bund, wie es §I. seiner Statuten ausspricht, weihte sich dem Dienst der Freiheit. Er war seiner Natur nach geheim; seinem Wesen nach eine politische Propaganda. In jedem Orte, wo entweder ein Verein bestand, oder sonst ein für die Bestrebungen des Bundes empfänglicher Boden war, bestand »eine Familie,« d. h. eine stärkere oder geringere Zahl der Eingeweihten. — Als vorzüglichsten Boden seiner Thätigkeit, betrachtete der Bund volksthümliche Vereine. Solche, überall wo es anging, ins Leben zu rufen, oder die bestehenden im Sinne der Propaganda auszubeuten, war sein Hauptaugenmerk. —

Ein eben so kluger, als zur Verhütung despotischer Gewalt, welche in geheime Verbindungen so leicht einreißt, geeigneter § bestand darin, daß die Art und Weise auf das deutsche Volk zu wirken, einem Jeden nach Zeit, Ort und Umständen freigestellt war. Hiedurch ward die individuelle Freiheit, durch deren Verlust man fast immer bisher

die Aufnahme in eine geheime Verbindung erkaufen mußte, gesichert.

Der Bund war keine Verschwörung. Großartige Umwälzungen sind nie durch Conspirationen hervorgebracht worden. Eine Revolution wird nicht gemacht, sie macht sich selbst. — Dies wußten die Bundesglieder und deshalb war ihre ganze Thätigkeit dahin gerichtet, vorzubereiten, die Gemüther mit Haß gegen die bestehenden Zustände zu erfüllen, und sie für die Revolution empfänglich zu machen.

Bedingungen zur Aufnahme waren: sittlicher, untadelhafter Lebenswandel, Charakterfestigkeit und Verschwiegenheit. Das Recht der Aufnahme stand jeder Familie zu und es brauchte das Centralbüreau nicht erst davon in Kenntniß gesetzt zu werden, da nirgends ein Namensverzeichniß aufbewahrt wurde, der Bund also selbst nie genau wußte, wie stark er sei. Dagegen hatte man verschiedene Erkennungsworte und Zeichen*). Unter andern gaben sich die Bundesbrüder stets die linke Hand, gewöhnlich mit einem dreimaligen leisen Schütteln. Auf Reisen pflegte jeder ein Epheublatt am Hut oder im Knopfloch zu tragen und die Gewißheit ob

---

*) Ich halte es um so mehr für meine Pflicht, dieselben zu veröffentlichen, als ich weiß, daß die Neuffchateller Regierung, der wir unsern Sturz verdanken, im Besitz fast sämmtlicher unserer Geheimnisse ist. Die Perfidie, welche dieses Gouvernement gegen uns an den Tag gelegt, berechtigte mich, ihm den Charakter der (fernern) Spionage nicht streitig zu machen. Es mögen daher meine Enthüllungen meinen bekannten und unbekannten Gefährten als Warnung dienen. —

Jemand zum Bunde gehörte, erlangte man durch Aussprechung eines unverdächtigen Wortes. —

Der Wahlspruch war Freiheit, Gleichheit, Humanität. Das letztere Wort diente als Erkennungs- und Losungswort. Es vermuthet Jemand in einem Unbekannten einen Eingeweihten zu sehen, oder er tritt in einen Verein und will die Seinen erkennen, so flicht er in sein Gespräch als Frage den Namen »Human —« ein. Hierauf naht sich ihm einer der Verbündeten und ergänzt die Losung, indem er leise die Sylben —»ität« ausspricht.

Jede Familie hatte einen »Sprecher,« eine Art Präsident; ein Amt, welches indeß gewöhnlich derjenige übernahm, welcher Beruf und Lust dazu hatte. —

Die nach Deutschland zurückkehrenden Brüder waren gehalten, halbjährlich wenigstens einmal dem Centralbüreau Bericht über ihr seitheriges Wirken zu erstatten. Allein dies wurde später auf allenfalsige, besonders wichtige Mittheilungen beschränkt. Der Sicherheit wegen nahm jeder in seinen Briefen einen andern, sogenannten »Kriegsnamen« an.

Das Centralbüreau befand sich in Genf. In jeder Stadt an der Schweizerseite bestand eine Familie. Auf diese Weise fiel es nicht schwer den Einfluß des jungen Deutschlands auf die Vereine zu sichern, denn da nur die intelligentesten Handwerker in der Verbindung waren, so war jede Familie die Leiterin ihres Vereins, denn die Vereine selbst wußten von der Existenz des geheimen Bundes nichts.

Seit den Zwistigkeiten in Genf und namentlich in Lausanne, führten die Familien unter sich und mit dem Centralbüreau die lebhafteste Correspondenz. Man hatte es nicht

mehr allein mit den Communisten zu thun, welche troß aller Fehden doch immer gewissermaßen moralische Verbündete blieben, es hatte sich eine Reaction unter der Maske des Liberalismus in den Vereinen erhoben. Das Geld und Ansehen der Pietisten war auf der Seite des »Pfaffenvereins« und aller Bemühungen ungeachtet, nahm die Zahl seiner Mitglieder täglich zu.

Die Jungdeutschen hatten einen schwierigen Standpunkt. Die Communisten zogen die fremden Arbeiter an durch ihre Kostwirthschaft. Det Pfarrer Blattner impfte durch seinen Anhang den guten Deutschen das Polizeifieber noch tiefer ein. Die conservative Presse saß den Jungdeutschen häufig auf dem Nacken und anstatt für ihre Ueberzeugung wirken zu können, hatte die Familie in Lausanne genug zu thun, sich ihre Gegner fern zu halten. Hätten diese Verhältnisse noch einige Monate lang fortgedauert, so wäre der Verein der Jungdeutschen in Lausanne unfehlbar zu Grunde gegangen.

In dieser Lage des Vereins stellte Standau endlich einen Antrag, dessen Erfolg Aller Erwartungen übertraf. —

Standau, damals Hauslehrer in der Nähe von Morges, war der Hauptlenker des dortigen Vereins und der Lausanner Familie affilirt. Er veranlaßte sie, beim Centralbüreau darauf hinzuwirken, daß unter dem Vereine der Jungdeutschen eine engere Verbindung zu Stande käme, indem, der bis dahin bestehende Cartellvertrag nicht genüge*). Er

*) Die Mitglieder befreundeter Vereine, waren nämlich, überall frei von einer nochmaligen Aufnahme und Aufnahmsgebühren bei ihrem Eintritt in einem andern im Cartell stehenden Verein.

schlug vor, einen Bund der Handwerker am Genfersee (Leman) zu stiften, wodurch sämmtliche Vereine gleichsam nur einen einzigen bildeten.

Es wurde an alle Familien geschrieben, damit in ihren Vereinen der Sache vorgearbeitet werde, und die Bemühungen gelangen so gut, daß, als Standau am Tage des Stiftungsfestes des Genfer Vereins, zu welchem von sämmtlichen Vereinen Abgeordnete und Gäste gekommen waren, mit seinem Antrag hervortrat, dieser nach kurzer Debatte einstimmig angenommen wurde.

Auf diese Weise entstand der sogenannte »Lemanbund.« —

Ich kann mich eines spöttischen Lächelns nicht enthalten, indem ich dies Wort niederschreibe. Mir fällt dabei das Geschrei ein, welches die schweizer Blätter nach unserer Auflösung darüber erhoben, ein Geschrei, zu dem die deutsche Journalistik das getreue Echo bildete. Freilich es liegt in der Natur der Denunzianten, nicht auf den Begriff, sondern auf den Klang der Worte Gewicht zu legen. Der »Lemanbund«, den Ihr mit zollangen Lettern drucken ließet — was war er?! —

Ich will es Euch sagen.

Die befreundeten Vereine schlossen einen Vertrag nach dem Muster der Cantone, aus welchen die schweizerische Eidgenossenschaft zusammengesetzt ist. Man setzte fest, daß die Mitglieder jedes im Bunde befindlichen Vereins in allen übrigen die gleichen Rechte genössen, als in dem ihrigen. Ebenso sollten die Geschäfte, die Verwaltungen u. s. w., so weit es anging, gemeinschaftlich geführt werden. Zu diesem

Ende sollte halbjährlich jedem Verein der Reihe nach die Leitung der Bundesangelegenheiten übertragen werden. Diese bestanden in Anschaffung von Büchern und Gesängen, in der Entgegennahme von Vorschlägen, welche den Bund betrafen und die der »Vorort« — so nannte man den mit der Bundesverwaltung beauftragten Verein — zu befördern und die Beschlüsse darüber einzuholen hatte.

Der Vorort war somit seiner Bestimmung nach nur der Commissionär der übrigen Vereine. Z. B. ein Individuum hätte sich Betrügereien zu Schulden kommen lassen, so zeigt der betroffene Verein dies einfach dem Vorort an, welcher durch Cirkularschreiben die andern Vereine davon in Kenntniß setzte und vor dem Betrüger warnte u. s. w.

Der »Lemanbund« sollte ein engeres Band unter den Vereinen knüpfen. Er war ein kleiner demokratischer Staat, und regierte sich selbst wohl besser und glücklicher, als Metternich Oesterreich regiert, eben weil er sich gar nicht regierte, im jetzigen Sinne des Worts.

Oeffentlich, in einem öffentlichen Garten, wurde der Entschluß zu seiner Gründung diskutirt und gefaßt. Die Genfer Polizei, welche wahrhaftig nicht zu den toleranten gehört, hatte die Statuten dieses Lemanbundes, worin sogar, wenn ich mich recht entsinne, von staatsbürgerlichem Bewußtsein die Rede war, eingesehen und approbirt. Es scheint mir, als ob unsere heutigen Aristokraten, wenn sie am Ruder sind, weit mehr Takt haben, als die »Liberalen«. Unter dem Gouvernement der Mômiers und Doktrinäre genossen wir im Canton Waadt die unbeschränkteste Freiheit; unter dem ultraradikalen Gouvernement

Druey jagte man uns zum Teufel. In der ganzen Schweiz sind die Vereine aufgehoben mit Ausnahme von — — Genf, dem aristokratischen Genf! —

Ich will zwar keineswegs in Abrede stellen, daß das junge Deutschland aus der Errichtung des Lemanbundes eine reiche Ausbeute für seine Zwecke zog, indem es in ihm seine Wurzeln geschlagen hatte, allein daß man über die Existenz jenes Bundes, welche der Polizei wie der Regierung gar kein Geheimniß war, die Lärmtrommel rührte, ist eben so abgeschmackt, als lächerlich. Der Lemanbund und das junge Deutschland waren zwei verschiedene Dinge. Das eine öffentlich, das andere geheim, jener ein rein Aeußerliches, dieses die revolutionäre Seele, welche das Ganze zu durchdringen bestimmt war.

Der Lemanbund kam zu Stande und Lausanne wurde zum Vorort gewählt.

Inzwischen war der »Pfaffenverein« auch nicht unthätig gewesen. Er hatte an sämmtliche Vereine, namentlich der deutschen Schweiz, geschrieben und ihnen Cartellverträge angeboten. In den Briefen war die Macht und der Glanz des Vereins auf die übertriebenste Weise geschildert und nichts unterlassen worden, um die Handwerker anzulocken. Doch es war verlorne Mühe. Die Familie in Lausanne hatte zu gut vorgearbeitet. Die reaktionären Bestrebungen der Geistlichen waren bereits überall bekannt geworden und von allen Seiten kamen auf die Einladung abschlägige, oft höhnische Antworten zurück. Ja, der Verein in Fribourg sandte die ihm von Lausanne aus zugeschickte Vereinskarte zurück, nachdem er darauf eine Federzeichnung hatte machen

lassen, die den Pfarrer Blattner auf einem Krebs reitend, in der einen Hand einen Krug, in der andern einen Beutel mit 1000 Franken haltend, darstellte.

Es bestanden jetzt in Lausanne vier Vereine.

Der erste, welcher nur Schweizer von Geburt aufnahm, war der sogenannte »Grütliverein.« Seine Tendenz die Centralisation der Schweiz.

Der zweite, der sog. »Jungdeutsche« Verein nahm Deutsche und Schweizer auf. Dieser Verein war ein Bild der Bewegung im Kleinen. Vom deutsch-nationalen Standpunkt ausgegangen, gelangte er bis zur Negation des »Patriotismus« und erreichte die Extreme auf socialem und philosophischem Gebiete. Von dem Pfaffenverein wurde er gewöhnlich der Anarchisten- und Atheistenverein genannt.

Drittens der Verein der Communisten. Tendenz: Gütergemeinschaft, Abschaffung des Geldes und Eigenthums.

Viertens endlich der tendenz- und bewußtlose sog. Pfaffenverein.

Der Grütliverein nahm in Bezug auf die andern Vereine eine indifferente Stellung ein. Es wurde in ihm das abstrakteste Schweizerthum gepredigt und man ging so weit, daß man selbst die Reden im schweizerischen Patois gehalten wissen wollte.

Zwischen den Communisten und Jungdeutschen war seit einiger Zeit Ruhe eingetreten. Eine Partei kümmerte sich um die andere so gut wie gar nicht. Dagegen wurde der Pfaffenverein die Zielscheibe der andern Vereine.

Die Communisten hatten in der ganzen Schweiz drei Vereine. In Genf, Lausanne und La Chaux de

F o n d s. Die »Jungdeutschen« waren außer dem Leman-bund, zu welchem die Vereine in G e n f, N y o n, A u-b o n n e, R o l l e, M o r g e s, L a u s a n n e, V e v e y und A i g l e gehörten, mit dem Vereine in F r i b o u r g, Y v e r-d o n, Z ü r i c h, Z u g, L u z e r n, W i n t e r t h u r, C h u r, B a s e l und S t r a s b u r g im Cartellvertrag.

So standen die Angelegenheiten der Vereine, als ich in die französische Schweiz kam.

Das Volk.

„Ihr beobachtet ins Große hin, seht von der Warte auf den am Markt gedrängten Volksklumpen herunter; wir gehen tiefer ins Einzelne, nehmen Jeden besonders, und forschen ihn aus. Wer, meint ihr wohl, wird mehr erfahren?“

(F i c h t e, Beiträge zur Berichtigung der Urtheile über die franz. Revolution.)

Ist es wahr, daß in Deutschland der Gegensatz zwischen bourgeois und peuple nicht existirt, wie einige unserer Weisen und Schriftgelehrten behaupten? Wenn Nichtsehen-w o l l e n eins ist mit Nichtsehenk ö n n e n, wenn man auf der Oberfläche des Oceans lesen kann, was in seinen tiefsten Tiefen vorgeht, dann haben die weisen Männer Recht.

Wir sehen einen Haufen Menschen auf dem Markte zusammengedrängt; ein Gewimmel, gleich dem eines Ameisenhaufen. Wir sehen die Masse den Polichinellenkasten auf den Jahrmärkten gaffend umstehen, sich drängend nach Allem, was bunt und neu ist. Wir sehen sie heute den Krö-

nungswagen eines Monarchen mit tollem Freudengejauchze umtanzen, und sprechen: das ist das Volk.

Und wir sehen sie morgen das Schaffot desselben Monarchen mit finstern Blicken umstehen, das blutende Haupt, welches der Henker hoch emporhebt, mit fanatischem Geheul begrüßend.

Und wir sagen: das ist das Volk.

Aber wir sehen nicht in die feuchten schmutzigen Kellerwohnungen.

Wir sehen nicht in die Mansarden, diese modernen Bleikammern im Sommer und Eisgruben im Winter.

Wir sehen nicht das Innere der Leihhäuser; nicht die zerrissenen Betttücher und Strohmatratzen, welche hier »aufbewahrt« werden.

Wir sehen nicht die Kranken- und Findelhäuser, sehen nicht die Orte, wo selbst die Prostitution prostituirt ist, wo sie im Fieberrausche ihre scheußlichen Orgien feiert, wo die Schande wetteifert mit dem Laster und Verbrechen und der Branntwein zum Lethestrom geworden ist.

Ich gebe Euch mein Wort darauf, die Schilderungen in den Mystères de Paris sind n i c h t übertrieben.

Weder die Gartensalons der Großen, noch die Tapis franc.

Weder das Boudoir des Vicomte St. Remy, noch die Mansarde des Steinschneiders Morel.

Weder die patés und d'indans aux truffes, noch der „Arlequin."

Davon wissen wir freilich nichts, weil wir nichts davon wissen w o l l e n, denn wir sehen nur den Haufen.

Wir sehen in unsern feinen Salons mit einem Gefühl des Ekels auf die Orgien der Canaille herab.

Mitleidig fällt unser Blick auf die Armuth.

Spöttisch auf die Belustigungen der unteren Volksklassen.

Ich tadle diese Seelenerregungen nicht. Wir müßten uns selbst belügen, wollten wir Geschmack an dem finden, was den Menschen roh erhält oder ihn degravirt.

Aber wir sollten doch bedenken, daß für jene Menschenklasse ihre Zerstreuungen genau dasselbe sind, was unsere Soiréen und Gesellschaften für uns.

Wir sollten bedenken, daß jene Menschenklasse die ungeheuer große Mehrzahl der menschlichen Gesellschaft überhaupt bildet.

Wir schlossen von dem Aufstand der Weber auf ihre Noth. Wir hätten lieber aus der Noth auf den Aufstand schließen sollen.

Aber wir folgerten rückwärts und machten so gleichsam die Konsequenz zum Prinzip.

Was wir von dem Volke wissen, sind seine Schattenseiten. Und der Schattenseiten sind so viele, und das Volk ist so zahlreich!! — —

Sollte der Gedanke an die Zukunft nicht wie ein Wermuthstropfen in unsere Freudenbecher der Gegenwart fallen?

Aber denken wir denn auch an die Zukunft? — — —

— — — — — — — — — — — —

Der abstracte Begriff Volk, der Begriff der Gesammtheit, der Gattung ist Theorie, deren Wahrheit durch die neueste Philosophie auf ewige Zeiten festbegründet ist. Ab=

stract aber bleibt der Begriff, so lange er subjectiv erfaßt wird. Erst das unmittelbare, das direkte, praktische Verhalten, die Fleisch und Blut gewordene Objectivität vermag die Theorie in die Praxis aufzulösen. Die aus dem Begriff der Gattung nothwendig entspringende Forderung ist — das Studium des Individuums.

»Volk«, im Sinne unserer bisherigen Philosophen, Dichter und Politiker ist ein romantischer Begriff. Die Romantik ist ein Spuk. Das Volk bisher ein Gespenst, und, je nach dem der Standpunkt des Beobachters war, ein finsterer dämonischer Knecht Ruprecht mit borstigen Haaren, oder eine hehre, lichtumflossene majestätische Gestalt. Hier Feuerbach, dort Stirner.

Stirner macht sich lustig über die Gattung Feuerbachs. Er schilt diesen einen Theologen. Die Gattung aber ist das Fundament, der Boden der individuellen Thätigkeit, den Stirner selbst malgré bongré anerkennt, indem er ihn »verzehrt.« Auf der Höhe der Dialectik, zu welcher Stirner sich aufgeschwungen hat, ist es keine sophistische Wortklauberei, wenn man den Spieß umkehrt. Hier müssen die Beweise das Gebiet der Theorie verlassen und der »Einzige«, welcher schlechterdings nicht über sich hinaus kann, andern Einzigen gegenübergestellt werden. Da haben wir bereits zwei »Einzige«. Jeder von ihnen ist Egoist, bewußter Egoist. Ist nun Feuerbach ein »Theolog«, so ist Stirner, wenn es ihm mit seinem ausschließlichen Egoismus Ernst ist, ein Baalspriester. Aber es kann ihm nicht Ernst sein mit diesem Windmühlenkampf, denn, wie gesagt, das »Verzehren« seines Objects ist die Anerkennung des Objects

und Stirner hat einen Kreis beschrieben, sich, den »Einzigen« von der »freien Gemeinschaft« entfernend, wie auf dieselbe zurückkommend.*) Stirner hat, wenn man ein Paradoxon gelten lassen will, den negativen Beweis der freien Gemeinschaft geliefert. Sein Buch ist ein treffliches Fegefeuer des heutigen Communismus, der Troß der freien Persönlichkeit gegen den Despotismus der unfreien Gemeinschaft. Es ist dies der Gipfel der Theorie, und die Götter müssen jetzt wieder den Olymp verlassen und den trojanischen Krieg mitkämpfen.

Das demokratische Sichanschließen an die demokratische Bewegung unserer Zeit ist daher nichts Geringeres als das Verlassen der theoretischen Ausschließlichkeit, nichts Geringeres als ein Bündniß mit der »Brutalität«, um die Brutalität zu stürzen. Nicht von Außen hinein, sondern von Innen heraus ist die Aufhebung des Pöbels zu realisiren. Die Blouse darf nicht den Geist, sondern der Geist die Blouse adeln. Die Emancipation des Volks geschieht vom Standpunkte des Volks selbst aus und der emancipirte Geist muß zur Emancipirung Anderer dieselbe Häutung in der Form, in der »confreten Wirklichkeit«, im Außenleben noch einmal mit durchmachen. Das wäre ein schöner Arzt, der nicht den Muth gehabt hätte, die Spitäler zu besuchen! Ich möchte mir von ihm den Staar nicht stechen lassen!

Ist diese Forderung ungerecht? Ist sie wohl gar cynisch? »Wir! wir sollen die Manieren der gebildeten Welt ablegen,

*) Oder was ist der „freie Verein", der „Verein von Egoisten" anders als die freie Gemeinschaft?

wir sollen uns in den Kloak der alltäglichen Gemeinheit stürzen, wir sollen mit den Wölfen heulen?!« — Immer noch besser als mit den Schafen zu blöken? Doch wer spricht denn von Gemeinheit, wer spricht denn von Kloak? — Sagt doch selbst, was machte die Armeen eines Alexanders, eines Napoleons zu Heroen! War es nur das Genie ihrer Führer? war es nicht vielmehr das Beispiel, das Theilen der Mühen und Gefahren? Oder was waren jene Weltbesieger anders, als der Spiegel, in dem sich die Armee verklärt und veredelt wiedererblickte; vom ersten Marschall bis herab auf den letzten Trommelschläger? — Geht mir mit Euerm Genie, Ihr modernen Götter! Um das homo homini Deus est zur allgemeinen Devise zu machen, werdet erst selbst Menschen mit Menschen. Auch Apollo kam auf die Erde, hat es aber nicht weiter als bis zum Viehtreiber gebracht! — — — —

Ihr liebt das Volk, sagt Ihr. Ich glaube es gern. — Ich kenne ja die meisten unserer humanistischen lumina mundi persönlich. Aber die Sache ist schwerer, und mit dem Einsatz des eignen Kopfes, den ihr, das bin ich gewiß, gern dem Beile darbieten würdet, um das Volk zu retten, gewinnt man sie nicht. Nicht von dem Tode, von dem Leben kommt das Heil. — Nicht um das Wissen aller Schulen der Welt wollte ich die Erfahrung vertauschen, welche ich im Volke mit ihm und durch es gesammelt habe, ob sich gleich das Resultat dieser Erfahrung in ein paar Worten zusammenfassen läßt. — Ihr macht das Volk, die Menschheit zu euerm Object und ihr kennt sein Wesen nicht. Ich weiß, daß ich eines Stahles bedarf, um Funken aus einem

Stein zu schlagen. Der Stein liegt vor mir. Ich aber halte eine gelehrte Abhandlung über die Erzeugung des Feuers; ich docire über das Gesetz der Bewegung, über das Verhältniß der Körper zu einander — glaubt Ihr, daß das Feuer, welches mich erwärmen soll, auf den Ruf meiner Worte sich entzünde und mir dienstbar würde? Die Lyra des Orpheus, bei deren Klange die Löwen apportirten, und die Berge Kratzfüße machten und die Elephanten Polka tanzten, gehört in's Reich der Fabeln! — Si philosophus non curat, philosophia non durat.

Unter Volk verstehe ich — um es hier ein für alle Mal zu sagen — die ganze Klasse der Producenten, d. h. derer, welche von ihrer Hände Arbeit leben — diejenigen, welche zuletzt exploitirt werden, welche von einer socialen Umgestaltung direkte materielle Vortheile haben. Ich stimme deshalb hierin auf ein Jota mit den extremen Socialisten überein, daß ich nur zwei Parteien anerkenne: Aristokraten und Demokraten. Die einseitig politische Opposition, der Bourgeois-Liberalismus, ist obgleich er in dieser faulen Zeit die Hauptrolle spielt, doch in Wahrheit der Troß, der nebenherläuft. — Die weitern Konsequenzen hieraus mag sich Jeder selbst suchen.

Ich kehre jetzt zu unsern Vereinen zurück.

Vereine.

Döleke war ein närrischer Kauz. Gleich am zweiten Tage nach unserer Bekanntschaft machte er Glossen über mein »aristokratisches Aeußere«. Ich klagte ein wenig über die Hitze. »Warum trägst Du keine Blouse, wie ich?« Da half kein Weigern. Er schleppte mich in den ersten besten Laden und zog mir einen blauen Kittel über den Kopf.

Ehe er mich in den Verein brachte, setzte er mich einigermaßen au fait mit der Geschichte desselben. Während wir uns noch in Döleke's Wohnung unterhielten, kam ein einfach, aber anständig gekleideter junger Mann zu uns, dessen Sprache und Manieren eher Alles andere nur keinen Handwerker, wie man sie gewöhnlich in Deutschland findet, verrieth.— Er besprach sich mit Döleke über mehrere, den Verein betreffende Gegenstände und das Gespräch kam auch auf den Communismus.

»Wozu sollen wir Leuten, von denen die größte Mehrzahl zu träge ist, nur ihre Lage als das zu begreifen, was sie wirklich ist, noch Phantasiegebilde vormalen?« antwortete er auf meinen Vorwurf, daß die Jungdeutschen sich von den Communisten getrennt hielten.

»Diese Leute glauben, fuhr er fort, sie hätten die Wahrheit in Pacht genommen. Fanatisch, unverträglich, herrschsüchtig, wie sie sind, ist es nicht möglich, mit ihnen auszukommen.«

Ich warf ihm ein, daß das Volk doch nothwendiger

Weise schon seiner Natur nach für die Socialreform sein müßte.

— »Auch wir sind ganz dafür, wollen aber nicht, daß die Socialreformen auf Kosten der Vaterlandsliebe geschehen.«

Der Patriotismus spuckte damals noch in den Köpfen Jungdeutschlands. Der Patriotismus ist eine ansteckende Krankheit, eine Art magnetischer Schauer, welcher auch mich wieder erfaßte. Ebenso schwärmte Döleke noch für die Vaterlandsliebe. Jetzt ist das Anders. Wir haben Welt und Menschen kennen gelernt und hätte ich Riesenkräfte und bliebe das Vaterland mir unter den Schuhsohlen kleben, ich würde mir doch als ein gebildeter Mann erst die Füße reinigen, ehe ich in des Nachbarn Zimmer träte.

Döleke galt als das Haupt der Vereine. Die Morgenröthe, welche in der deutschen Philosophie aufstieg, hatte nur einige dürftige Strahlen in die französische Schweiz geworfen. Ueber Strauß war noch Keiner hinaus. Und, im Grunde genommen, bekümmerten sich Döleke, wie das junge Deutschland überhaupt, wenig um den Herrgott und die himmlischen Heerschaaren. Döleke hatte den Hegel verdauet und Hegel, popularisirt, wird unverdaulich. Deshalb blieb man bei dem alten politischen Wahlsystem stehen. Aus der Mannheimer Abendzeitung schöpfen die Vereine ihre Staatswissenschaft und Helds »Lokomotive« hat das ihrige zur Belebung des Eifers der Handwerker in der Schweiz beigetragen.

Die Communisten verbrachten ihre Abende in ihrem Verein, indem sie die neue Gesellschaft bis ins Kleinste construirten. Sie handelten mit Sozialismus en gros und en

detail. Von allem Andern wollten sie nichts wissen. Und sie waren bereits der Art in die Zukunft hineingeritten, daß sie für die Gegenwart nur noch Thränen hatten.*)

Der Communismus ist der Ausdruck der Kraftlosigkeit des Willens. — Das Vertrauen auf sich selbst fehlt den Communisten. Unter dem socialen Drucke leidend, suchen sie nach Trost, statt nach Waffen, um sich zu emancipiren. Es ist ein zusammengepreßter Weltschmerz, welcher die Illusion als Lebensbedingung verlangt. Die Communisten sehen die scheußliche Ungleichheit auf Erden, aber sie sehen sie durch die matten Gläser des Proletarierbewußtseins. In ihren Schriften beschreiben sie wohl den status quo, aber sie erklären ihn nicht. Sie gestehen dem Menschen wohl das Recht der Reformen zu, aber sie sind nicht ehrlich genug, auf den Menschen die Ursache der Dinge zurückzuführen. Ueber die égalité ist ihnen die liberté abhanden gekommen, und die gesellschaftlichen Zustände sind ihnen nicht der Ausdruck des socialen Bewußtseins der Menschheit, sie sind ihnen ein aufgedrungenes Aeußerliche. Den passiven Theil der Schuld, den sie selbst davon tragen, daß Alles ist, wie es ist, wollen sie nicht wahr haben. Sie respectiren das Vorurtheil, indem sie es anerkennen und — schonen. —

Im Aeußerlichen liegt dem Communisten die Wurzel alles Bösen. Der Communismus ist die sociale Theologie. Sie hat ihre heiligen Bücher, ihre Propheten, ihre

*) Wenn ich hier und im Folgenden vom Communismus rede, so ist damit der Communismus in seiner jetzigen Erscheinung gemeint, so weit er nämlich construirend auf das praktische Leben influiren will. —

Messiasse, ihren Himmel Es giebt orthodoxe Christen unter ihnen. — Die Schnurre vom Anania und der Saphira ist die Basis ihrer Religionsgeschichte. Sie gebären verschrobene Dogmatiker und Kirchenväter. Weitlings »Evangelium der armen Sünder« ist eine Probe davon. Sie nehmen was in ihren Kram taugt, das Andere ignoriren sie entweder, oder sie quetschen und drehen und deuteln an klaren Worten herum, wie Theologen comme il faut. —

Die christlichen Communisten sind die unausstehlichsten. Der Dualismus des Christenthums ist in ihnen verkörpert. Sie wollen es nicht mit dem lieben Gott, aber auch nicht ganz mit dem Teufel verderben. Der Obrigkeit wollen sie nicht gehorchen, nicht »seufzen und klagen,« aber sie wollen égalité, d. h. Gütergemeinschaft, und zwar keine christliche, nein eine höchst epikuräische. Praktische Heiden, sind sie theoretische Christen. Sie brauchen das Christenthum als Mittel zur Propaganda, ohne selbst etwas anders als Deïsten zu sein. »Mit Speck fängt man Mäuse!« sagte August Becker zu mir.

Die nothwendige Folge dieses Autoritätsglaubens, welcher die Communisten charakterisirt, ist der Glaube an den Messias, der da kommen soll, oder schon gekommen ist. Es giebt der socialen Propheten viele, von Cabet an bis zu dem Landstreicher Kuhlmann herab. Jeder hat seinen Anhang und der Communismus wird nicht durch eine compacte Masse, sondern durch so und so viel Sekten repräsentirt, welche, einige in der Negation der alten Gesellschaft, einige im Prinzip, wie Hunde und Katzen einander gegenüber-

stehen, sobald es sich um die positive Seite des Communismus handelt. —

Ich erschrecke vor keiner Konsequenz. Périsse l'univers pourvu que le principe soit sauvé! Aber das Blut empört sich in mir, wenn ich das Eingeständniß der absoluten Abhängigkeit des Menschen von der Materie, als Prinzip aufgestellt sehe. Jenes Eingeständniß, ist die kürzeste und prägnanteste Definition des Communismus. Zuerst erkläre ich, ich sei ein Sclave. Dann, daß ich mich nicht über meine Despoten erheben kann. Aus der Aufhebung des persönlichen Eigenthums die Gütergemeinschaft abzuleiten, widerstrebt selbst Proudhon, dem Todtfeind des Eigenthums*). Ich hebe das Eigenthum als Sache auf, ist aber damit die innere Gier nach dem Eigenthum aufgehoben? Nur die Verzweiflung an sich selbst, die eigne Degradation berechtigt zu einer Annahme, die uns jenem Wolf gleichstellt, welcher nie ein Schaf gefressen, weil er seit seiner Jugend an der Kette lag. Man kann an der Welt verzweifeln, ja, es gehört sogar ein gewisser Muth dazu, aber an sich selbst — niemals! Der Ausgangspunkt des heutigen Communismus ist die Erklärung, der Mensch ist Sclave der Materie und unfähig, sich selbst zu emancipiren. —

---

*) Z. B. Du reste si la propriété est impossible par l'émulation d'acquérir, la communeauté le deviendra bientôt par l'émulation de fainéantise. — — — La communeauté est essentiellement contraire au libre exercice de nos facultés, à nos penchans les plus nobles. — — Der Mensch kann und darf sich nicht aufopfern „par une obligation servile."

(Proudhon, Qui est ce que la propriété! S. 284).

War nun bei den Communisten das abstrakt materielle Interesse die Hauptrichtung, so politisirte man in den Vereinen der Jungdeutschen und namentlich in Genf wacker über Deutschlands Einheit und Fürstenhaß. Bei meinem ersten Aufenthalt in der französischen Schweiz hatte ich mit Döleke eine Rundreise in den Vereinen am Genfersee gemacht und ich will hier dem Leser einen Blick in das Innere dieser kleinen improvisirten Republiken thun lassen.

So ein Verein ist das getreue Abbild eines demokratischen Staates im Kleinen. Das Verdienst dieser volksthümlichen Verbindungen wird noch größer, wenn man bedenkt, daß es Deutsche sind, welche hier den Schafspelz des Indifferentismus abstreifen.

Ein Vorstand, welcher vierteljährlich aus den Mitgliedern neu gewählt wird, leitet die Angelegenheiten des Vereins. Doch hat er nur exekutive Macht. Der Verein als solcher faßt Beschlüsse und der Vorstand hat für die Ausführung derselben Sorge zu tragen. Das Wort »Bürger« ist überall das Anredungsprädikat, eben so ist das »Du« — nicht das »vertrauliche preußische« — eingeführt. Diesen durch und durch demokratischen Formalitäten hat sich jeder zu fügen. Ehrenmitglieder kannte man nicht. Vorrechte, welcher Art sie auch seien, waren verhaßt.

Nun denke man sich solche Vereine in einem Lande mit Preß- und Redefreiheit, in einem französischen Lande, wo die deutschen Arbeiter schon durch Unkenntniß der Landessprache auf die Vereine hingewiesen sind — und man wird einsehen, welchen fruchtbaren Boden hier eine Propaganda vorfindet. —

Der erste Schritt, welcher hier gethan wird, ist, aus dem

Arbeiter einen sittlichen Menschen zu machen. — Die Mäßigkeits= und wie die Vereine alle heißen mögen, welchen der Cadaver deutscher Philistergemüthlichkeit ausschwitzt, Kirche und Polizei können nicht durchsetzen, was hier ohne Gesetze, ohne Strafen, einzig und allein durch den Reiz der freien Gemeinschaft möglich gemacht wird. Ich kann mich nicht entsinnen, daß ich je einen unserer Handwerker betrunken oder in einer Schlägerei verwickelt gesehen habe. Ein Bursch aus den Vereinen würde eher Hungers sterben, als betteln.

Doch dies alles waren immer nur Bildungsmittel für den äußern Menschen. Hier war das Beispiel genügend. — Anders verhielt es sich mit der innern Bildung.

Es wurde der Propaganda leicht auf die Vereine zu wirken. Zuerst trug sie dafür Sorge, daß in den Vorständen die wichtigsten Aemter in die Hände eines Bundesgliedes gelangten. Die Stelle des Präsidenten und des Schreibers, welcher die Protokolle der Sitzungen, wie die Correspondenz zu führen hatte, ward entweder aus der Familie besetzt, oder durch ein Individuum, welches durchaus unter dem moralischen Einfluß der Propaganda stand. Besonders wichtig wichtig war das Amt des Schreibers. Man konnte das revolutionäre Feuer nicht besser unterhalten, als durch eine ausgedehnte Correspondenz. Ich habe Handwerker gekannt, welche sich Monate lang nur 4—5 Stunden Schlaf täglich gönnten, um unbeschadet ihrer nothwendigen Handarbeit, für die Sache arbeiten zu können. Ich habe Handwerker gekannt, welche auf den leisesten Wink hin, ihr Bündel schnürten, ihren Broderwerb aufgaben und auf's Gradewohl oft

dreißig Stunden weiter gingen nach andern Orten, wo man ihre Gegenwart für nutzbringend hielt.

Der Verein, welcher damals am weitesten vorgeschritten, war derjenige von Lausanne. Es war das erstemal in meinem Leben, als mich Döleke dort einführte, daß ich mich in Gesellschaft mit lauter Handwerkern befand.

Das Vereinslokal bestand aus einigen recht hübsch dekorirten Zimmern. Eine Bibliothek, von etwa hundert Bänden, ein Pianoforte, Landkarten, Bilder und blank gehobelte Stühle und Tische bildeten das Ameublement des Lokals.

An vierzig junge Handwerker saßen im Zimmer, theils mit Lesen von Büchern und Zeitschriften beschäftigt, theils in Diskussionen begriffen. Döleke stellte mich den Leuten vor und von Stund an behandelte man mich als ein Mitglied des Vereins. — Ich mußte ihnen erzählen, was es in Zürich Neues gegeben, was aus Weitling werden würde, und ob Bluntschli noch immer derselbe E—l sei, und ich sagte ihnen, was ich wußte, ich sagte ihnen, daß Weitling auf Latten gelegt und daß der Staatsrath Bluntschli noch ein größerer E—l geworden sei, als er bisher gewesen. —

Am folgenden Tage besuchte ich Simon Schmidt. Ich habe diesen Patron der Schweizercommunisten später nur Saint Simon genannt. Er war damals noch Gerbergeselle. Ich traf ihn in der Werkstatt. — Meinen Namen wußte er bereits; Weitling hatte ihm und Becker von mir geschrieben. Schmidt hielt mich für einen enragirten Communisten und ich kann mir kaum Rechenschaft geben, ob ich es nicht war. Das Geistliche, welches die neue Lehre in sich

aufgenommen hatte, mißfiel mir entschieden, dagegen schwärmte ich aber noch in dem Traum vom ew'gen Frieden. Das Systematisiren der Communisten haßte ich und den Communismus, das Prinzip der Gleichheit liebte ich und — liebe es noch. Ich war Theoretiker und das brachte mich bei den praktischen Communisten in Mißkredit. —

Schmidt nahm mich mit in den Communistenverein. Ich glaubte im eigentlichen Sinne des Wortes in eine Schneiderherberge gerathen zu sein. Unter hundert Communisten aus dem Handwerksstande kann man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, sind 60 Schneider. Diese Erscheinung hat indeß nichts Auffallendes. Der Schneider bei seiner ruhigen mechanischen Arbeit, hat unter allen Arbeitern am meisten Muße zum Denken. Er wird durch keinen Lärm gestört. Sein Körper durch die unnatürliche Stellung, welche er gezwungen ist, bei seiner Arbeit einzunehmen, welkt, seine Nerven werden bis zum höchsten Grade reizbar und seine Denkthätigkeit, die einzige freie Bewegung, bedarf nur des geringsten Anstoßes, um in die fieberhafteste Schnellkraft versetzt zu werden. Die verwahrloste Erziehung, welche er erhalten, liefert ihn rettungslos seiner Phantasie aus, die bei ihm die Stelle der Verstandeslogik ersetzt. Schneider sind extrem. — Entweder die größten demokratischen Fanatiker, oder die arrogantesten Aristokraten, je nachdem der Impuls war, welchen sie erhalten. — Aber so wie ihr Aristokratismus Carrikatur, so wird ihr Demokratismus nicht Begeisterung, sondern Fanatismus. — In Deutschland ist der Schneider Hauptgegenstand der Satyre, in der Schweiz muß er ein Gegenstand des ernstesten Mitleids sein. Hier erscheint er als Opfer der Gesell-

schaft, deren Institutionen er glühend haßt. Doch wäre der Spott hier malplacirt. Schneider und Communist sein, ist übrigens in der Schweiz fast synonym, und der Communist gleichsam die Consequenz des Schneiders. —

Er glaubt an den Herrgott, weil er nicht gesagt hat, das persönliche Eigenthum sei heilig; er glaubt an Christus, weil er gesagt hat, ein Reicher kommt nicht in's Himmelreich. Die Emancipation von der Religion ist ihm hart; er haßt die Pfaffen der Religion, um die Religion der Pfaffen zu gründen. Er will selbst Pfaffe sein in seiner transcendenten Welt. — Den Himmel läßt er nicht fahren. Praktisch negirt er ihn, indem er das Himmelreich zwingen will auf die Erde zu kommen, theoretisch aber ist er der beste Christ, weil er auch den himmlischen Himmel nicht fahren läßt.

Der Atheismus gedeiht am besten unter den Tischlern, Schlossern und überhaupt unter denjenigen Handwerkern, deren Körper nicht durch eine weibische Arbeit entkräftet ist. Das physische Elend ist die Quelle der Religion. Noth bricht Eisen, wenn man Kraft hat, wenn nicht, so lehrt Noth beten.

Wenn auch der Himmel nicht wäre, sagte ein Schneider, unser Elend würde zu fürchterlich sein.

Und wären auch alle Beweise Eurer Philosophen nicht, ich versündigte mich doch nicht so an mir selbst, um an den religiösen Krimskram zu glauben. Schlechter kann ich's nicht haben und muß ich in der Hölle brennen, so habe ich hier auf Erden desto mehr frieren müssen. —

So sprach ein Tischler. —

Ich deklamirte den Communisten etwas vor und hielt

eine kleine Rede, worin ich Ihnen die Nothwendigkeit eines totalen Bruchs mit der Gegenwart auseinandersetzte, von Negation des Christenthums und andern ersprießlichen Dingen mehr sprach, und schloß aus dem Bravo, welches mir zu Theil ward, daß ich nicht tauben Ohren gepredigt habe. Schmidt meinte, es sei ein wichtiges Thema, er werde darüber nachdenken. —

Der Versuch, Döleke und die Jungdeutschen mit den Communisten zu versöhnen, mißlang mir total und ich gerieth dabei so in die Enge, daß ich mich gegen die Communisten en garde halten mußte. Ich hatte es nämlich versucht, ihnen eine Art Strafpredigt zu halten und mich dabei ein bischen blamirt, indem ich, zu unbekannt mit den Verhältnissen, nicht immer mit scharfen Waffen antworten konnte und zudem allein einer Menge communistischer Wortführer gegenüberstand. Schmidt und ich schieden zwar als Freunde, aber doch ziemlich mißvergnügt von einander und ich war nur die Veranlassung geworden, daß Communisten und Jungdeutsche ihren Waffenstillstand aufgaben und die Parteikämpfe von Neuem begannen.

Ich kehrte nach Zürich zurück, um mich ausweisen zu lassen. Döleke ging nach La Chaux de Fonds als Lehrer der deutschen Sprache am dortigen College und ich ersetzte, später von Zürich ins Waadtland zurückgekehrt, seine Stelle im Verein.

Der Leman.

Ich kenne Neapel nicht; ich habe nur Abbildungen davon gesehen, aber nach diesen zu schließen, muß es ein Paradies sein! Und ich kenne den Lemansee, und ich möchte lieber hier als in dem neapolitanischen Paradiese wohnen.

Wenn man in den Alpen bis dahin gedrungen ist, von wo aus die Gewässer dem mittelländischen Meere zuströmen, sieht man ein anderes Blau des Himmels, eine andere Wärme strömt uns entgegen. Vor uns liegt noch eine Alpenkette. Diese überstiegen und wir sind in Italien.

Aber schon hier fließt das Blut rascher durch die Adern, schon hier spricht man kein Deutsch mehr. Die Leute reden Französisch und zwar das Französisch von **1790**, das **exemple aux peuples.** Und die Frauen fangen schon hier an zu lieben und das Herz schlägt dreimal so schnell als bei uns in Deutschland. Die Frauen besitzen jenes Quantum Treue, welches die Liebe pikant macht, die gehörige Flatterhaftigkeit, um die Abwechselung nicht durch Opfer zu erkaufen. Das liegt an der Luft. Es ist eine durch die Schneeberge des Montblancs filtrirte Atmosphäre, die Essenz des italienischen Himmels. — Wie schön, wenn bei Sonnenaufgang das ganze Firmament mit Silber überzogen scheint! Der Himmel ist dann nicht blau. Das Morgenr o t h ist vor Bergen nicht zu sehen und der Reflex des Schnee's auf diesen Bergen siegt über das Blau des Himmels und den grünen Farbenschmelz der Landschaft. Und der Sonnenball steigt höher.

Immer blauer und dunkelblauer wird der Himmel. Die Morgennebel kriechen in die Felsspalten zurück und warten auf günstigere Gelegenheit, um als Donnerwetter hervorzubrechen und der Sonne und dem italienischen Himmel den Krieg zu erklären.

Aber das Alles ist noch nicht Alles! Am Abend schleudert die Sonne ihre letzten Strahlen gegen die Alpen. Die Felswände der Dent d'Oche werfen sie trotzig zurück, während die Schneegipfel der Dent de midi, des Montblanc und anderer ihr rosenüberhauchtes Festkleid anziehen. Der See scheint ein Flammenmeer zu sein. Und immer tiefer sinkt die Sonne und der Mond hebt sich, eine riesige, anfangs blutrothe Kugel hinter den weißen Alpen empor. Dann geht man spazieren am Arm eines schönen schwarzäugigen Mädchen, welches kein Deutsch spricht und sechzigmal in einer Stunde fragt, „m'aimes-tu?" Es ist mein voller Ernst und ich glaube es gewiß und wahrhaftig, ein deutsches Mädchen kann nicht so lieben wie ein welsches. Jene bleibt unter allen Umständen Herr ihrer selbst, auch wenn sie sündigt. In Deutschland ist die Liebe ein langsames Kohlenfeuer, an dem man ganz herrlich eine Kartoffelsuppe kochen kann. Im Welschland ist sie das belebende ewige Feuer, ohne welches die Natur nicht bestehen könnte, ein Feuer, in dem es schöner ist, zu sterben, als das erfrorne Herz an jenem Kohlenfeuer zugleich mit der Kartoffelsuppe zu erwärmen. In Deutschland ist Gott noch die Liebe, aber die Liebe kein Gott, was gar nicht einerlei ist. Ach der Süden! die romantische Schweiz mit ihrem See und ihren Bergen, mit ihrem Wein und ihren Mädchen, ihren hei-

tern jovialen Männern, ihrem Freiheitsdrang und Männerstolz, — das „les armaillis dei Calambette" jener Kuhreigen, die Napoleon proscribirte, weil ihm die Schweizer desertirten, die Devise „Liberté et Patrie" auf dem Wappen der Waadt, Natur, Freiheit und Liebe — ist das nicht genug, um einen deutschen Jüngling toll zu machen? —

Meine Mansarde war gerade groß genug, um ein Bett, einen Tisch und einen Stuhl darin stellen zu können, und klein genug, daß ich mich an die Thür stellen mußte, um den Rock auszuziehen. Und in dieser Mansarde, welche meine Bekannten, eingedenk dessen, was sie einst war, den Taubenschlag nannten, besuchten mich meine revolutionären Landsleute, oft sechs, acht Mann an der Zahl. Des Sonntags Morgen, wenn gute Christen zur Kirche gehen, trug ich Feuerbachs »Religion der Zukunft« vor, und bewies ihnen, daß der König von Preußen ein gescheidter Mann sei, weil er den deutschen Liberalismus nach Gebühr nasenstüberte. Und dann gingen wir hinunter nach Ouchy, fuhren auf dem See spazieren und priesen die Natur, die Freiheit und die Liebe.

Die Deutschen sind im Allgemeinen nicht beliebt am Leman, aber nicht so verhaßt wie in Zürich, weil sie so frei sind, Menschen sein zu wollen. Dort herrschet ja noch Sanct Simplicius Bluntschli.

Die Waadtländer sagen: Nous n'aimons beaucoup les Allemands, parcequ'ordinairement ils dotent notre république de trop de citoyens.

Eine Fahrt auf dem Lemansee ist das Interessanteste, was ich kenne. Kein Schweizersee vereinigte so sehr das

Liebliche mit dem Pittoresken. Die Schweizerseite bietet eine ununterbrochene Kette von Weinbergen dar, während das Auge auf der piemontesischen Seite die höchsten kahlen und rauhen Gebirge erblickt. Bei Morges zeigt sich auch der Montblanc, den man fast bis Genf wahrnimmt. Aber es gehört ein heiterer Himmel dazu. Bei stürmischem Wetter tobt der See fast wie das Meer, und vor lauter Wolken kann man das jenseitige Ufer nicht sehen.

Die französische Schweiz ist wie gemacht zu einem Foyer einer revolutionären Propaganda. Das Land, die Bewohner, die Institutionen, Alles regt einen an. Man will nicht zurückbleiben, will sein Leben nicht in gedankenloser Apathie verbringen; man erkennt, fühlt, verflucht seine Nullität. Man kann kein Deutscher bleiben. Und weil es unmöglich ist, Theil an den Kämpfen des Landes zu nehmen, wendet sich Herz und Sinn dem fernen Vaterlande zu, das doch so schlecht, so prosaisch ist gegen den schönen, poetischen Leman. Man fühlt das Bedürfniß des Schmerzes und das Herz schlägt für einen Gegenstand, für welchen es reichlich Ersatz finden könnte. Ich glaube, Viele sterben daran.

Propagandistische Bestrebungen.

— — Ich bin aber nicht daran gestorben. Ich habe ein zähes Leben und bin, was man so nennt, ein hartgesottener Bösewicht.

Als ich das erste Mal in Lausanne war, hatte ich einige

lange Unterredungen mit Döleke über die Wege, welche man mit den Vereinen in Zukunft einschlagen müsse. Feuerbachs »Wesen des Christenthums« — ich trug es auf allen meinen Reisen bei mir — hatte Döleke für die neue Philosophie gewonnen. Die »Religion der Zukunft« zu proklamiren, ward unsere Aufgabe. Wir korrespondirten später noch ausführlicher über diesen Gegenstand und kamen überein, eine fast durchweg kritische Richtung zu verfolgen. Den Communisten, welche noch stolz waren, daß sie Weitling die Montagnards genannt hatte, sollte dadurch ein Anknüpfungspunkt mit uns geboten werden. Konnten wir doch nichts besseres thun, als an der Auflösung der alten Welt arbeiten. Die Massen können nur unter das Banner der Nothwendigkeit — der Negation — vereinigt werden. Das Positive aber ist Product der Individualität. — Jenen Akt der Negation des Staats, den die Communisten, durch einen gemüthlichen Instinct geleitet, durchgemacht hatten, wir vollzogen ihn bewußt. — Die communistische »Gesellschaft« war der Staat vor seinem Sturz, der Staat, wie er, noch im wüsten Traum, seine letzten Kräfte zusammennimmt und den Ruin der freien Persönlichkeit predigt. Wohl ist der sichtbare Monarch nicht mehr, aber das unsichtbare Gespenst »Gesellschaft« ist der neue Moloch, dem die Menschen geopfert werden. Wir nahmen die Gesellschaft ernst, wir wollten auch die Gemeinschaft, aber die freie, und während die Communisten noch an der Frage kauten, ob man nicht zwischen zwei Uebeln das kleinste wählen müsse, waren wir bereits auf dem Standpunkt angelangt, wo wir

— nicht mehr weiter konnten, wo wir uns in die Theorie festgerannt hatten.

Wir sahen ein, daß die ganze Außenwelt ein Product des Bewußtseins ist. Sollten ihre geschraubten, gezwungenen Formen sich in freiere, humanere umgestalten, so mußte zuerst das eigne Bewußtsein total reformirt werden. — Wollten wir eine freie, gleiche Gesellschaft, so hieß es beschränkte, engherzige Weltansicht, wenn wir mittelst unserer Phantasie die neue Welt eher detaillirt construirten, als bis uns keine Schranken mehr hinderten an der freien Selbstbethätigung. Der Geist, »der stets verneint,« bahnt der Zukunft allein den Weg und ich habe mehr Vertrauen in ihm, als in den frommen Wünschen der Patrioten und Communisten.

Zuerst führte uns dies auf die Negation all und jeder Religion. Die »Religion der Zukunft« war der Mensch. Der Mensch als das Höchste, das Erste und Letzte, was ich erkenne. Die reellste Realität.

Doch die Vereine waren keine philosophische Fakultät.— Mit diesem, dem Himmel entrissenen Menschen, durfte man sich nicht begnügen. War die göttliche Persönlichkeit in die menschliche Allgemeinheit aufgegangen, so verstand es sich von selbst, daß »die Idee der Menschheit« der Ausgangs- und Endpunkt unsers Denkens wurde. Mit einem Wort — die Nothwendigkeit.*) — So gelangten wir zur

*) Gott als Gott z. B. ist nicht „nothwendig". Für den Menschen ist er nichts, ohne den Menschen. Dieser aber bleibt immer Mensch. Der Mensch ist Gott nothwendig,

Negation des »Patriotismus«. Das Vaterland war uns Object des Verstandes, nicht des Gemüthes geworden. Unser Wirken war durch unsere Sprache bedingt. Die Communisten waren Prahlhänse mit ihrer Universaltheorie. Strohrenomisterei ist es, eine Parole zu wählen, der man nicht entsprechen kann. Wir waren nichts weniger als ausschließlich: Mensch sein oder nicht, darin bestand unsere ganze Frage und wir konnten über die Pfaffen der Communisten lachen, wenn sie uns des Patriotismus verdächtigten, um so mehr, als wir sicher die Letzten gewesen wären, welche für deutsche Bornirtheit und Philisterthum aufgestanden wären. Die Idee ist der große Werkmeister der Welt, die Sprache sein Werkzeug, die Völker das Objekt seiner Thätigkeit. — Das ist mein »patriotisches« Credo!

Daß wir mit solchen Prinzipien keine Anhänger des monarchischen Prinzips waren ist wohl überflüssig, zu erörtern. Der »Staat« war uns nur eine Form, in welcher die Gesellschaft sich läutern müsse, um zur freien, humanen Selbstherrschaft überzugehen. Wir faßten daher den Endzweck unseres ganzen Strebens in den Worten zusammen: Die Demokratie mit allen ihren Konsequenzen.

Wer war humaner, die Communisten, welche die Zukunft mit der Gegenwart stabil machen, oder wir, die wir den Menschen ganz und voll anerkannten? Zu welchen Konsequenzen wir noch getrieben wurden, als es nöthig war,

---

Gott nicht dem Menschen. Die Idee Gottes ist nur Realität, Wahrheit in der Idee der Menschheit.

die Mittel zu nennen, wird man später sehen. Man kann uns wahnsinnig nennen, aber gewiß nicht feig.

Die Vereine waren ein Feld der Theorie. Die Communisten behaupteten, wenn man Jedem das Bild einer neuen Gesellschaft zeige, mache man mehr Propaganda. Wir erwiederten nein, und zwar aus dem Grunde nicht, weil auf diese Weise nur eine Einheit in die Massen kommen würde. Die Systemelei sei es, welche die französischen Socialisten in eine Menge Sekten zerspalten habe. Das Prinzip sei das sicherste Bindemittel.

Und wir hatten Recht. Jedes Ereigniß, ein Krieg, eine Pest u. s. w. vertilgt die herrschenden positiven Ansichten über die Gesellschaft. Mit dem Wechsel der Bedürfnisse ändern sich die Ansprüche. Die Begebenheiten der Außenwelt zertrümmern jedes idealistische Kartenhaus.*) Aber die Idee, das Prinzip ist unerschütterlich. Die äußere Form, welche bisher die Freiheit annahm, war Lüge, aber die Idee der Freiheit eine Wahrheit. Die äußere Form veredelt sich im Verhältniß zur Herrschaft der Idee. Die Schöpfungen des Bewußtseins haben noch immer dem Bewußtsein selbst entsprochen.

Ja, die Sache ist nicht so leicht, wie man glaubt und auch der Communismus hat die sociale Frage noch nicht gelöst. Ist denn aber die Gesellschaft schon eine Wahrheit? Sehen wir denn schon freie Menschen, ist nicht viel-

---

*) Die Communisten fürchten — und mit Recht — nichts mehr als den Krieg, weil er eine Umwälzung anderer Art ist, welche ihre Systeme über den Haufen wirft.

mehr fast Alles Dressur? — Die wahre Gesellschaft beantwortet die sociale Frage, indem sie die Frage überflüssig gemacht hat. — Bildet euch doch ja nicht ein, ihr Propheten, daß der Stein der Weisen zu finden sei. Und wäre er zu finden, so könnte nur ein Weiser ihn entdecken und der — braucht ihn nicht. Ach, es werden noch viele, viele Opfer fallen, noch manche Wunden bluten müssen, ehe unsere Ideale sich verwirklichen. Die Zeit schreit laut nach Thaten und wir legen ihr das Heftpflaster unserer Systeme auf die socialen Wunden! Die Zeit will Brod und wir geben ihr Papier! Wie lumpig!

Ich habe oft des Nachts an die Zukunft gedacht und den Hebel gesucht, womit man Völker in Bewegung setzt. Ich habe ihn gefunden und bei seinem Anblick geschaudert. Er heißt — die Verzweiflung. Zwei Wege gab es noch. Die Menschen zu reformiren und Engel aus Teufeln zu machen,

Oder:

Zu conspiriren. —

Das erste konnten und wollten wir nicht. Wir konnten es nicht, weil die herrschende Gewalt jede freie That unterdrückt. Wir wollten es nicht, weil wir der Zeit ihre Opfer entreißen wollten.

Conspiriren aber ist eine Dummheit. —

Wo es aber zu spät, oder wo man zu schwach ist, den Gang der Dinge zu regeln, da thut man am besten, ihn zu beschleunigen. Vernichtung aller herrschenden Begriffe von Religion, Staat und Gesellschaft war das Ziel, welches wir mit vollbewußter Konsequenz verfolgten. Döleke nannte es »die Trostlosigkeitstheorie.«

Es konnte nicht fehlen, daß uns von Seiten der alten ci-devant Burschenschafter die bittersten Vorwürfe zukamen, theils weil wir den Gott, »der da Eisen wachsen ließ« nicht mehr anerkennen wollten, theils auch weil wir nicht einsahen, wie aus dem Tode der »Fürsten« allein das Heil erblühen müsse. Was man in den Zeitungen von königsmörderischen Plänen, die wir hegen sollten, gefaselt, ist eine possirliche Lüge. Wir achteten uns selbst viel zu hoch, als über solche total verwitterte Historien noch zu reden. Personen waren uns secundär. Freilich Verschwörer haben selten ein Prinzip und die Burschenschafter mit ihren grimmigen Mord- und Jugendgedanken hatten gar keins. Man schalt uns Vaterlandsverräther, klagte uns an — horribile dictu! — undeutsch — also frei! — zu sein u. s. w. Doch wir bekamen nie eine Antwort, wenn wir auf diese Strafreden unsere Meinungen aussprachen und bald war unser Feld rein von teutonischen Eichelfressern.

Ich hatte mich bald mit Döleke über die Nothwendigkeit, der Propaganda diese Richtung zu geben, verständigt. Zwar war ich damals noch nicht Mitglied des jungen Deutschlands, allein Jeder wußte, daß ich die Vereine der Handwerker als demokratische Pflanzschulen betrachtete und so mit der geheimen Verbindung zusammenwirkte.

Mit einer wahren Begeisterung warf sich Döleke auf die Popularisirung der philosophischen Ideen eines Feuerbach u. A., und die Freiheit von aller Religion hatte natürlich zur Folge, daß wir die Selbstbestimmung des Menschen als Norm für jedwede Gesellschaft aufstellten und dadurch in der Theorie die Communisten weit überflügelten.

Die Früchte unserer Bemühungen zeigten sich bald. Döleke, welcher von La Chaux de Fonds aus nach allen Richtungen hin korrespondirte, bahnte mir am Genfersee den Weg. — Die meisten Handwerker waren bei Diskussionen ziemlich schüchtern, wenn Leute zugegen waren, welche einem andern Stande angehörten und troß des Mißtrauens gegen Gelehrte — der Arbeiter nennt Jeden so, der mehr weiß als er selbst —, ein Mißtrauen, welches durch die Gaunerstreiche einiger politischen Flüchtlinge aus den dreißiger Jahren hervorgerufen war, wagten sie nur selten das Wort zu ergreifen. Wir sahen ein, es bedurfte einer Anregung solcher Fragen, welche das Innere des ganzen Menschen erfassen, Fragen, zu deren Entscheidung das Wesen des Menschen selbst eine Revolution erleben muß und was war wohl geeigneter dazu, als das atheistische Pronunciamento, womit wir unsere neue Richtung eröffneten.

Man glaube jedoch nicht, daß wir die neue Philosophie zum Paradepferde unserer Eitelkeit machten. Es kostete Mühe genug, bis wir es dahin gebracht hatten, daß unsere Arbeiter sich offen gegen all und jede Religion erklärten und diese Richtung in allen Vereinen Wurzel schlug. Doch die Zeit und die Thaten der Reaction in Deutschland kamen uns zu Hilfe. Das Jahr 1843 mit seinen Bücher- und Zeitschriftverboten, seinen Verweisungen und Absetzungen bot Stoff genug dar, welcher eben so sehr den Unwillen der Eingeweihten als die N e u g i e r d e r L a i e n erregte. Die Worte »Junghegelei«, »neue Philosophie«, die Namen Feuerbach, Bauer, Ruge u. s. w., welche die Zeitungen füllten, waren den Arbeitern böhmische Dörfer. Die Klage, daß in den

Zeitungen so Vieles stehe, was ihnen fremd sei, hatte die Aufforderung an uns zur Folge, sie mit dem Wesen jener Dinge bekannt zu machen.*) Das Thor war geöffnet. Zuerst trug ich in Lausanne die »Religion der Zukunft« von F. Feuerbach vor. Ich hatte mich auf eine heftige Opposition gefaßt gemacht und daher in meiner Einleitungsrede gesagt, man möge nie vergessen, daß ich nur Feuerbachs Ansicht vortrüge, welche zwar auch die meinige wäre, ich jedoch nicht Willens sei, Jemandem meine Ueberzeugung aufzudrängen. Der Zweck des Vereins, die Zeit und ihre Kämpfe kennen zu lernen, verlangte außerdem, daß wir uns mit ihr beschäftigten. Ueberdies sollten diejenigen, welche etwa vor der »neuen Lehre« Furcht bekämen, sich damit trösten, daß der etwaige Himmel doch gewiß zu stark wäre, um unter unsern Angriffen zusammen zu stürzen.

Diese, zwar nothwendigen, Eingangsworte spannte die Neugierde und Aufmerksamkeit der Arbeiter aufs Höchste und ich hatte die Freude, gleich in dem ersten Vortrag sich eine lebhafte Diskussion pro und contra entspinnen zu sehen. Ich erinnere mich noch deutlich einer eben so treffenden als schlagenden Antwort, welche ein Arbeiter einem Andern gab, auf den Einwurf, wenn kein Himmel und kein Gott sei, so wäre es das Beste hier auf Erden »drauf los zu leben«. — »Glücklich zu leben, entgegnete der Andere, und zwar dadurch, daß man nur das thut, was sich und Andern nicht schadet, zugleich aber aufhört, hier in Knechtschaft

*) Die Censur hat also doch auch ihr Gutes!! —

und Elend zu leben, mit einem Wort, den Himmel mit Händen zu greifen.«

Am Schlusse meines Vortrags machte ich die Arbeiter darauf aufmerksam, wie lebendig die Diskussion gewesen und ermahnte sie, bei jeder Gelegenheit einer Meinungsverschiedenheit das Wort zu ergreifen und nichts auf Treu und Glauben hinzunehmen, was man ihnen vorpredige.

Den Communisten war diese Richtung ein Gräuel, denn es wurde ihnen dadurch die Möglichkeit genommen, ihre christliche Propaganda unter den Handwerkern fortzusetzen. Mich traf ihr Haß zuerst. —

Als Döleke Lausanne verließ, hofften sie, den jungdeutschen Verein, der nun seines Führers beraubt, durch ihre Propaganda aufzulösen und zu sich zu bringen. Meine Ausweisung in Zürich war die Ursache, daß ich in Lausanne meinen Wohnsitz nahm und alle meine Kräfte dem genannten Verein zuwandte. Die Waffen, welche die Communisten gegen mich brauchten, waren Verdächtigungen. Man gab mich für einen — österreichischen oder preußischen Spion aus. Vorher hatte es Schmidt mit Spott versucht. »Ach! ihr laßt den Marr von Zürich kommen, damit er Euch vor dem Communismus schütze!« sprach er zu den Jungdeutschen.*)

*) Ich brauche diesen Namen so oft, daß ich zur Verhütung von Mißverständnissen Folgendes erklären muß. Das Wort „jungdeutsch" ist ein Prädikat, welches uns die Communisten beilegten. So sehr wir auch anfangs dagegen protestirten, so nahmen wir endlich, gewissermaßen aus Trotz, den Namen — freilich nicht officiell — an. Daß man diesen

»Wovon lebt Marr?«

Diese Frage verfehlte ihre Wirkung nicht ganz, denn obschon ich mit zwei Worten eine Antwort geben konnte, welche meine Gegner beschämen mußte, indem ich erklärt hätte, daß ich meinem Stande entsagt, um meiner Ueberzeugung zu leben, daß ich von Papa's Gelde lebte, so war ich doch zu sehr Aristokrat in meinen Prinzipien, um es nicht unter meiner Würde zu halten, auch nur ein Wort auf die Verdächtigungen zu erwidern. Zudem hatte mir Döleke vorhergesagt, daß es das gute Beispiel der That allein sei, wodurch man das Herz des Volks gewönne und daß er und seine Freunde gleichfalls das Fegefeuer der Verdächtigung hätten passiren müssen.

Nichtsdestoweniger hätten es die Communisten vielleicht möglich gemacht, mich zu stürzen, wenn nicht die wackern Burschen aus der Verbindung sich meiner aufs Wärmste angenommen hätten. Sie hatte sich mir von Anfang an angeschlossen. Vor ihnen hatte ich bald kein Geheimniß mehr, und als einige Flugschriften von mir erschienen und den Arbeitern dadurch klar wurde, daß ich weder zu den Spionen noch zu den Zaghaften gehören konnte, saß ich so fest im Sattel, daß unsere Gegner auf die Hoffnung verzichteten, mich in den Sand zu setzen.

Titel jedoch nicht im bisherigen Sinne gebrauchen kann, wird aus dem ganzen Verlauf dieser Schrift zur Genüge hervorgehen.

Das Erste, was ich jetzt that, war eine Rundreise durch die Vereine. In Nyon feierte der dortige Verein sein Stiftungsfest. Die Lausanner*) hatten mich zu ihren Abgeordneten gewählt. Zum erstenmale hatte ich hier Gelegenheit, vor einer zahlreichen, aus Mitgliedern des ganzen Lemanbundes bestehenden Versammlung öffentlich zu reden. Ich lernte die einflußreichsten Mitglieder kennen und gewann dadurch in jedem Orte Leute, mit denen ich in Correspondenz treten konnte. Die Gegenwart einiger Notabilitäten Nyons kam mir sehr erwünscht und ich that alles, um die Vereine in das beste Licht zu stellen. En passant unterließ ich auch nicht, der schönen Wirthin die Cour zu machen. Wenn es in Lausanne keine Communisten gegeben hätte, ich wäre nach Nyon übergesiedelt. Das Journal du Léman konnte am folgenden Tage dem banquet patriotique des braves ouvriers allemands nicht Rühmendes genug nachsagen.

Um dem Leser eine Idee von solchen Festen zu geben, will ich sie kurz beschreiben. — Die Orte, in welchen Vereine waren, lagen fast sämmtlich hart am See und die Communikation fand durch Dampfboote statt. Der ganze Verein war am Landungsplatz versammelt und empfing die ankommenden Gäste mit Gesang. In geordnetem Zuge, umgeben von der Volksmenge, zogen wir durch die Stadt dem Vereinslokale zu. Dasselbe war mit Blumen, Immergrün, Transparenten, oft auch mit Fahnen verziert und gewöhnlich prangten über dem Eingang die Buchstaben T. G. H. —

---

*) Der Kürze wegen, werde ich die Vereine nach den Namen der Orte nennen, wie dies auch bei uns gebräuchlich war.

Gewöhnlich war am Ende des Saales eine Tribüne für die Redner angebracht. Ebenso pflegten Thüre und Fenster stets offen zu sein und Jeder konnte sehen und hören, was bei uns vorging. Wir lebten ja nicht in Deutschland! Während Gesang und Vorträge mit einander abwechselten, hielt der Vorstand mit den Deputirten in einem andern Zimmer eine kurze Sitzung, in welcher die Ereignisse und Fortschritte des Vereins, seine Stellung, seine Verhältnisse zur Sprache kamen.

Hierauf unternahm man einen Spaziergang in's Freie. In den Verein zurückgekehrt, begann das Bankett. — Ernste und launige Vorträge wechselten mit Gesang und Unterhaltung ab und wahrlich, eine einzige solche Versammlung trug mehr zur Hebung unserer Arbeiter bei, als zehn Zweckessen und Sängerfeste zur Hebung des politischen Bewußtseins in Deutschland. — Nicht selten ergriff auch ein Waadtländer das Wort und hielt eine Rede, welche den Arbeitern verdeutscht und worauf die Antwort dann ebenfalls in französischer Sprache gegeben wurde. Die Toaste auf das Wohl der Waadtländer, deren Schluß französisch wiederholt ward „au peuple vaudois!“ wurden stets von dem Hurrah der draußen versammelten Menge begleitet.

Da diese Feste selten statt fanden, so verloren sie nicht an Reiz der Neuheit und trugen wesentlich dazu bei, unsere Macht zu vergrößern. —

Allein um ein Führer des Volks zu werden, in dem Sinne wie es Döleke und Standau waren, reichte die Gesinnung allein nicht aus, wie das später auch Georg Fein erfahren mußte. Besser als alle Lehren, um den demokratischen Geist unter dem Volke zu wecken und zu nähren, wirkt das Bei-

spiel. Die Liebe zum Volk darf nicht Poesie bleiben, sie muß Prosa werden. Wenn das Volk sieht, daß man nur auf der Wahlstatt, nicht aber auch im gewöhnlichen Leben mit ihm fraternisiren kann, dann wird es zu dem, was wir eine bewußte und willenlose Masse nennen. Die Verzichtleistung auf den eignen Nimbus ist das erste, aber zugleich das nothwendigste Opfer, welches der Demokrat bringen muß, um die Herzen des Volkes zu gewinnen. Laßt Euch nicht täuschen durch den Jubel, den Euch das Volk zujauchzt. Eben so leicht wird es, und oft grade dann, wenn Ihr es am wenigsten verdient, über Euch den Stab brechen, denn Ihr habt nur seine Kehlen gewonnen und die Euch fremd gebliebenen Herzen geben sich keine Mühe, Eure Handlungen und die Motive derselben genauer in Erwägung zu ziehen.

Das Interessante des Gegenstandes entschädigte auch mich reichlich für das geringe Opfer, welches ich der Sache brachte, indem ich der ganzen übrigen Gesellschaft den Rücken kehrte und mich ausschließlich dem Volke zuwandte. Die Erfahrung, welche ich hier gesammelt, die Bereicherung meiner praktischen Kenntnisse des Volksgeistes und das daraus geschöpfte richtige Urtheil über die Massen, stempeln jene Entsagung nicht einmal zu einem, wenn auch noch so geringen, Verdienst und statt ein Opfer zu bringen, habe ich einen bedeutenden Gewinn gemacht.

Ich saß oft Stundenlang bei den Arbeitern in ihren Werkstätten und ließ mir von ihnen erzählen, unter welchen Umständen sie groß geworden und manches, manches interessante Stückchen ist mir bekannt von den wohllöblichen Polizeibehörden. Gern würde ich es hier mittheilen, könnte

es geschehen, ohne die Namen der Betroffenen zu nennen, und dies müßte ich schon thun, damit man nicht etwa im Stande wäre, mich lügenhafter Beschuldigungen zu zeihen.

Daß die Armuth zum Verbrechen gestempelt, ist etwas Altes. Daß aber der Arme als Verbrecher behandelt wird, vielleicht nicht. Und doch ist dem so. — In ganz Deutschland und auch in der freien Schweiz muß jeder wandernde Handwerksbursche eine bestimmte Summe »Reisegeld« aufzuweisen haben. — Da ich es liebe die Fehler am »grünen Holze« nachzuweisen, damit ein jeder selbst auf das »dürre« schließen kann, so will ich die Schweiz zum Gegenstand eines kurzen Ueberblicks in Bezug auf den Arbeiterstand nehmen. —

Es ist jeder Arbeiter, welcher die Schweiz bereist — geborne Schweizer nicht ausgenommen — verpflichtet, an der Gränze eines jeden Cantons nebst seinem Wanderbuch die Summe von 6 Schweizerfranken *) Reisegeld aufzuweisen. Handwerker, wie z. B. Schlosser, sind dies ziemlich im Stande. Tischler selten, Schuster und Schneider fast nie. Wird der Bestand ihrer Casse geringer als 6 Franken befunden, so werden sie mit Gensdarmen über die Gränze gebracht. Oft escortirt man einen solchen armen Teufel aus der ganzen Eidgenossenschaft hinaus.

Der durchschnittliche Verdienst eines Arbeiters in der Schweiz ist 15 Batzen täglich. Dies ist hoch angerechnet. —

Wöchentlich also 9 Frk., macht das Jahr:	468 Frk.
Hiervon ab für Festtage, Weihnachten, Ostern rc. 10 Tage	15 „
	453 Frk.

*) Etwa 2 Thlr. 12 Sgr.

Der Arbeiter — ich nehme jedesmal ein durchschnittliches Verhältniß an, rede also gar nicht von den »Proletariern« — zahlt für eine Wohnung, die er mit drei, vier seiner Kameraden theilen muß, monatlich 4 Frk. also im Jahr: 48 Frk.
Für Essen wöchentlich 5 Frk. = = = 260 =

308 Frk.

Diese Summe von der obigen abgezogen bleiben 145 Frk. oder etwa 55 Thlr. 15 Sgr. Hiervon soll er sich kleiden, seine Wäsche halten und eine Menge anderer laufenden Auslagen bestreiten. Der Arbeiter gebraucht erstens viel Schuhwerk; er nutzt seine Kleidungsstücke bei der Arbeit schneller ab, als jeder Andere. Wieviel ein Rock, wieviel ein Paar Hosen, wieviel das Schuhwerk, wieviel der Lohn des Waschens u. s. w. kosten, wissen wir alle. Schlagen wir aber rundweg für alle diese Bedürfnisse ein Minimum von 40 Thlrn. jährlich an, so bleiben uns noch 15 Thlr. 15 Sgr. Von Vergnügungen haben wir absichtlich nicht geredet, wir fürchteten den Vorwurf, ob das Volk zum Vergnügen auf der Welt wäre! — Was fangen wir nun mit diesen 15 Thlrn. 15 Sgr. an? Ja, was wohl? —

Da sind erstens die Gebühren für die Aufenthaltsbewilligung. Da sind ferner die Ausgaben, welche der Handwerker auf seinen Wanderungen selbst zu machen hat. Da sind ferner Krankheitsfälle und **Arbeitslosigkeit.** — Da sind — bah! das genügt schon um die 15½ Thlr. in alle vier Winde fliegen zu lassen*)! — Von den Fabrikarbeitern, welche oft

*) In Baiern herrscht die sonderbare Gewohnheit, daß der Arbeiter auf jedem Amt sein Wanderbuch visiren lassen muß.

täglich **nur vier Batzen** verdienen, will ich gar nicht reden. Das hier Angeführte hat also auf den eigentlichen Proletarierstand noch gar keinen Bezug.

Diese Thatsachen sprechen laut genug. —

Aus solchen Leuten bestanden die Handwerkervereine in der Schweiz.

Sobald der bombastische Hambacherianismus verraucht war, wurden die Arbeiter theilnahmloser gegen die deutschen Zustände, die ihnen zu fremd geworden waren und wandten ihre Thätigkeit meist der innern Organisation der Vereine zu. Der Communismus brachte wieder Leben in das Ganze, und der Arbeiter sprach von »Prinzipien.«

Es war in der That ein würdiger Gegenstand des aufmerksamen Beobachters, dem Arbeiter in seinem Entwickelungsgang zu folgen. Mancher saß bei den Vorträgen still und, wie es schien, theilnahmlos in einem Winkel des Versammlungszimmers, doch bei näherer Prüfung zeigte es sich, daß er nicht eine Sylbe überhört und, mehr noch, das Gehörte trefflich verdaut hatte. Die Propaganda richtete ihre Aufmerksamkeit auf Alles. Sie bemerkte die Lieblingslektüre des Einzelnen auf's genauste und war sorgfältig bemüht, in ihm ein Interesse an politischen und religiösen Oppositionsschriften zu wecken. Kurz nach meiner Aufnahme in das junge Deutschland, beschlossen wir die Lektüre der jungen

---

Alle 3—4 Stunden kommt ein solches Beschnüffelungsbüreau und der Arbeiter, der zehn Stunden des Tags gehen könnte, muß zufrieden sein, wenn er zwei Aemter täglich durchwandert. Unser eins reiset mit der Post! Indessen „Nur immer langsam voran!“

Mitglieder systematisch zu lenken. — Harro Harrings Drama »die deutschen Mädchen« war das erste, was wir dem Arbeiter zu lesen empfahlen. Einen tiefern, innern Gehalt hat das Buch nicht, doch ist die Lektüre desselben spannend und endet romantisch aufregend. — Der Sinn für öffentliches Leben, wurde dadurch spielend bei dem Handwerker geweckt. Ich habe gesehen, daß manche das Buch küßten. Auf Kosten der Vereine wurde sogar eine neue Auflage davon veranstaltet.

Damit jedoch das patriotische Deutschthum contrebalancirt werde, ließen wir »den deutschen Michel« folgen und diese kleine Burleske pflegte von Zeit zu Zeit vorgelesen und besonders erläutert zu werden.

Episoden aus Louis Blanc »Geschichte der zehn Jahre« weckten den Sinn für Volksgröße in den Arbeitern und endlich nach diesen Vorbereitungen, ward mit der »Religion der Zukunft« der alte Adam vollends zum Fenster hinausgeworfen. Die Verbindung trug privatim noch das ihrige dazu bei. —

Zweimal wöchentlich hielt ich Vorträge über die erste französische Revolution. Nichts bietet mehr Stoff zur Propaganda, als dieser erste Akt des großen Drama Volk, als dieses erste Kapitel der Geschichte der Menschheit. Die Ereignisse wurden von allen Seiten, in politischer, sozialer und religiöser Beziehung beleuchtet und auch wir gehörten zu denen, welche die Reaction von dem Tage an datirten, an welchem Robespierre dem conservativen Prinzip eine Concession machte durch Wiederanerkennung des être suprême. Robespierre war darum nicht wahrhaft groß, weil er klein endete.

Man hat so viel von unserm »teuflischen Streben« geredet, das Volk zu demoralisiren. Und in der That, dem großen Haufen aus den höhern und niedern Ständen ist es ein Räthsel, wie Menschen ohne Religion, ohne Furcht vor Gott und der Polizei etwas anderes sein könnten, als Verbrecher. Doch habe ich selbst, und zwar bei unsern entschiedensten Atheïsten und Revolutionärs Charakterzüge gefunden, welche die Geschichte verewigen würde, wenn es nicht — arme Handwerker gewesen wären, die sich dadurch auszeichneten. —

Wir hatten einen Mecklenburger in unserer Verbindung, von Handwerk ein Schmied. Der Mensch hatte wenig zu essen und noch weniger Lohn, aber desto mehr Arbeit. Er schlief auf dem Boden im Hause seines Meisters in einem Bett, von dem die Wanzen kaum noch das Stroh übrig gelassen hatten. Nie habe ich bei einem Arbeiter eine größere Lernbegierde angetroffen, als bei diesem Burschen. Er war der festen Meinung, man müsse Alles wissen, und gönnte sich kaum vier Stunden Schlaf.

Der arme Teufel ging immer sehr lumpig gekleidet. Ich wußte, daß er einen guten Rock besaß und stellte ihm eines Tages vor, er möge etwas mehr auf sein Aeußeres verwenden; denn im Verein galt er für geizig, weil er fast nie an den unschuldigsten Vergnügungen Theil nahm. — Kurze Zeit darauf kehrte er in seine Heimath zurück.

Eines Tages kam im Verein zufällig das Gespräch auf ihn und ich unterließ nicht, R . . . . s Eifer Allen als Muster zu empfehlen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich erst seine

nähern Verhältnisse, wie kümmerlich er in Lausanne gelebt hatte, um nur den Verein besuchen zu können.

Er hatte es durch jahrelanges Sparen dahin gebracht, daß er sich einen neuen Rock anschaffen konnte. Am Tage, als er das Kleidungsstück zum Erstenmale trug, erhielt er die Nachricht, daß sein alter, halbblinder Vater gezwungen sei vom Almosen der Leute zu leben. R. geht augenblicklich hin, verkauft seinen Rock und schickt das Geld seinem Vater, damit dieser, wie die Stelle in seinem Brief lautete, »nicht nöthig habe, vor der Thüre seines reichen Gutsherrn zu betteln.« —

Will man sich die Volksgunst dauerhaft erwerben, so darf man dem Volke nie schmeicheln. Man muß zu jeder Zeit bereit sein, ihm die bittersten Wahrheiten zu sagen, während man, alle guten Eigenschaften und Handlungen desselben als eine Pflichterfüllung darstellt. Um den Autoritätsglauben zu zerstören, bewiesen wir den Leuten, daß die Bestrebungen der Volksmänner an sich gar kein Verdienst seien, daß sie des Volkes unumgänglich bedürften, um ihre Pläne zu realisiren, ja, daß sie in letzter Instanz eigentlich nur für sich, d. h. für die Befriedigung ihres innern Gefühls handelten und machten bei der Gelegenheit die Ehrenbecher- und Medaillenmanie der Deutschen lächerlich. Doch auch hier genügten die Worte nicht; das Beispiel mußte auch hier entscheiden.

Als Döleke Lausanne verließ, schenkte ihm der Verein einen silbernen Becher. Anstatt eine lange Dankrede zu halten, erhob sich Döleke und fragte die Leute, ob sein Eifer für den Verein verdient hätte, daß man ihm am letzten Tage

noch eine so bittere Kränkung bereitete. Von jeher habe er gegen die lächerlichen Dankausdrücke geeifert und jetzt sähe er, daß er tauben Ohren gepredigt. Er müsse das Geschenk ablehnen. — Zufälliger Weise hatte ich einige Tage zuvor mit ihm eine Unterredung über denselben Gegenstand gehabt und er hatte den Vereinen nachgerühmt, daß dergleichen Lappalien bei ihnen nie Statt finden würden. Und nun kam der »Vorkämpfer der Vereine,« wie man den Lausanner nannte, damit an!

Länger als eine Stunde dauerten die Debatten über den unglücklichen Pokal. Ich selbst, als ich sah, daß den Arbeitern die Thränen in die Augen traten, beredete D. zur Annahme. Am andern Tag, als ich in sein Zimmer trat, war er grade Willens den Becher zurückzuschicken. Er machte mir bittere Vorwürfe, daß auch ich gegen ihn gesprochen, er habe, sagte er, gestern den Streit nicht fortsetzen wollen, den Becher behielte er aber nicht, »die Burschen müssen eine Lehre haben!« schloß er, und erst als ich ihm vorstellte, den Pokal jetzt noch zurückzugeben, sei eine Narrheit, entschloß er sich ihn zu behalten.

Man wird lächeln über diese übertriebene Consequenz, allein sie ist nothwendig, sobald man die Massen für die Sache begeistern will. Die Führer der Partei müssen unverwundbar sein, so daß Neid, Mißgunst, ja selbst Dankbarkeit ihnen nicht beikommen können. So lange man sich seiner eignen Person als Autorität der Masse nicht begeben kann, macht man sich lächerlich, die Massen gegen den Autoritätsglauben überhaupt aufzureizen. Es ist nicht genug zu sagen:

Alles für und durch das Volk — man muß hinzufügen: Alles **mit** dem Volke.

Der Verein in Morges.

Zwischen Lausanne und Genf liegen je zwei Stunden von einander entfernt die Städtchen Morges, Aubonne, Rolle und Nyon. Die in den drei ersten Orten befindlichen Vereine standen fast ausschließlich unter dem Einfluß Lausanne's. Morges, als uns zunächst gelegen, war besonders wichtig.

Mit vieler Mühe gelang es uns, den Communisten die Leitung des dortigen Vereins zu entreißen, indem der nunmehrige Staatsrath Herr Délarageaz alles aufbot, um die Communisten zur Herrschaft zu bringen. Dieser Herr will es jetzt zwar nicht mehr haben, daß er Communist sei. Ich glaube auch gern, daß er es nicht mehr ist, seit er den Staat regieren hilft, aber daß er es war, beweist seine eigne Aussage in Gegenwart des ganzen Vereins, welche sogar zu Protokoll genommen wurde: „Oui je suis Communiste, et c'est une conduite fratricide de vouloir expulser les Communistes de votre société!" Julius Standau verdankten wir damals hauptsächlich, daß Morges uns erhalten wurde. —

Die ausgetretenen Communisten — sie wurden nicht förmlich ausgeschlossen, es war ein, allerdings überflüssiger § in den Statuten gegen geheime Verbindungen*), dem sie

*) Wo ist die Gränze zwischen geheim und nicht geheim?

sich nicht fügen wollten — suchten dem Verein auf jede Weise zu schaden, indem sie den Arbeitern abredeten sich aufnehmen zu lassen. Dazu kam noch, daß die Lausanner Communisten mit dem Verein in Morges stets auf freundschaftlichem Fuße zu stehen suchten. Während nun ihre Affilirten in Morges wühlten, vertuschten Schmidt und die Seinen durch ihre Predigten von Menschenliebe und Brüderlichkeit, die Sünden ihrer Verbündeten in Morges und die Folge davon war, daß der Verein sichtlich schwach wurde.

Die Familie in Morges bestand nur aus zwei Personen, aber tüchtigen, unermüdlichen Burschen. Der eine von ihnen hatte früher im Canton Bern in dem Städtchen Thun einen Verein gründen wollen. Die Erlaubniß war ihnen bereits ertheilt und die Statuten lagen zur Durchsicht auf der Polizei, als durch eine unglückliche Namensverwechselung die Sache scheiterte. Der Arbeiter hieß Schmidt und der Regierungsstatthalter erinnerte sich plötzlich, daß der bekannte Communistenchef diesen Namen führe. Schrecken und Entsetzen ergriff die weise Behörde, — der Handwerker hieß Schmidt, folglich ist er Communist. Schmidt ward eines Morgens um fünf Uhr aus dem Bett geholt und mit Gensdarmen nach Bern transportirt. Auf dem dortigen Polizeibüreau versuchte er vergeblich das Mißverständniß aufzuklären. Man ließ ihn nicht zu Wort kommen. Er bekam eine Empfehlung in sein Wanderbuch geschrieben und mußte fort. Der Gensdarm, welcher ihn bis an die Aargauer Gränze brachte, antwortete auf Schmidts Frage, weshalb er denn nun eigentlich fort müsse? Das stehe im Wanderbuch und las ihm vor:

»Ausgewiesen wegen — **königlicher** Umtriebe.« Es stand nämlich einfach »k. (kommunistischer) Umtriebe.« Dieses fatale »K.« bewirkte, daß er nirgends geduldet wurde. Er durchirrte die ganze Schweiz, einen Theil Frankreichs und Süddeutschlands, bis ihm nur noch sein Heimathland blieb. — Wenn ich aber sage, er war ein Baier, so genügt das. — Endlich flüchtete er von Polizisten und Gensdarmen verfolgt in die Schweiz zurück, durch den Jura nach dem Waadtland und hier erst fand er nach einer viermonatlichen Hetze Ruhe. Der wahre (communistische) Schmidt lebte indeß ganz ruhig in Lausanne.

Schmidt und B .... ein alter Demagoge, eine treue, ehrliche Haut leiteten den Verein und standen mit mir in eifriger Correspondenz, obgleich ich noch nicht Mitglied der Verbindung war. — Sie schilderten mir auf's Lebhafteste die Gefahr, in welcher ihr Verein schwebe. Durch die Einführung der Kostwirthschaft waren sie in Schulden gerathen, die Gläubiger drängten und im Vereine selbst ginge es schläfrig zu, da es an Lehrern fehle. Man fragte mich endlich um Rath, ob es nicht besser sei den Verein aufzulösen. Das konnte aber keineswegs geschehen. Mit Morges wären auch die benachbarten Orte Aubonne und Rolle in die Hände der communistischen Propaganda gefallen und das Band, welches wir um den ganzen Leman gezogen, zerrissen worden. —

Ich ging selbst nach Morges und fand den Verein in der äußersten Niedergeschlagenheit. Doch bald beruhigte ich mich, als ich mir die Bücher zeigen ließ. Mit dem Minimum einer Mitgliederzahl von 35 Mann konnten die Schulden binnen

Jahresfrist abgetragen werden. Meine erste Sorge ging nun dahin, den Verein zu bewegen, die Kostwirthschaft zu verpachten. Die Bedingungen, unter welchen dies noch am nämlichen Tage geschah, waren in jeder Beziehung vortheilhaft für den Verein.

Darauf kam die Angelegenheit mit den Communisten zur Sprache. Hier zeigte es sich deutlich, wie sehr unsere Weltverbesserer minirt hatten. Zum ersten Male sah ich mich gezwungen ein Vorurtheil zu schonen, indem ich mich begnügte, den Leuten auseinanderzusetzen, daß ich selbst, wäre ich Communist, ihren Verein zu ruiniren suchte. — Ob die Communisten diese Absicht hegten, möge ihnen die Geschichte ihres Vereins beantworten. Ich erklärte mich endlich bereit wöchentlich zweimal nach Morges zu kommen und Vorträge zu halten, und die Diskussion zu leiten. Mein Versprechen erfüllte ich redlich. Trotz Wind und Wetter trabte ich zweimal die Woche von Lausanne nach Morges zum großen Verdruß der Communisten. Endlich schickte ich von Lausanne ein Paar intelligente Arbeiter hin und bald stand der Verein wieder in seiner ehemaligen Blüthe.

Inzwischen rückte der Jahrestag der Stiftung des Lemanbundes heran und Morges wurde als Ort der Zusammenkunft sämmtlicher Vereine oder deren Deputirten festgesetzt. Der Bestand unsers kleinen Staates sollte geprüft werden.

Die Sitzung und Berathung der Deputirten der verschiedenen Vereine geschah öffentlich, doch hatten die Zuhörer nicht oder doch nur beschränkt das Recht, Theil an der Diskussion zu nehmen. — Da die verhandelten Gegenstände meist Bezug auf das materielle Interesse hatten, so kann ich darüber

hinweggehen. Doch will ich diejenigen Orte aufzählen, in welchen wir damals (Februar 1844) uns affilirte Vereine hatten. Außer den 6 Vereinen des Lemanbundes standen mit uns im Cartellvertrag die Vereine in Winterthur, Zürich, Zug, Luzern, Basel, Straßburg, Chur, Freiburg, Yverdon und die neugegründeten Vereine von La Chaux de Fonds, Bern und Burgdorf. Der Stifter des erstern war Döleke, die der beiden andern, zwei Mitglieder der Genfer Familie. Außerdem erhielten wir am gleichen Tag ein Schreiben von Lyon, worin der, ebenfalls von einem Genfer Familiengliede gegründete Verein, um Aufnahme in den Cartellvertrag bat. — Ich könnte noch die Vereine in Rom und Neapel hinzufügen, doch standen sie uns zu fern und der von Genf aus nach letzterer Stadt gesandte Bundesbruder hatte noch nicht geschrieben.

Wir hatten also schon damals an 21 Orten in Frankreich und der Schweiz unsere Verbindungen. Ein nicht zu verachtendes Resultat der ganzen propagandistischen Bestrebungen. Im Volke selbst hatte der Parteigeist Wurzel geschlagen. Des Prinzips wegen liebte oder haßte man sich, und die Handwerker waren hierin vielen unserer Oppositionshelden voraus, welche in den Kammern den Ministern Grobheiten sagen, sonst aber vor den besternten Herren Katzenbuckel machen. —

Meine Aufnahme in die Verbindung „des jungen Deutschlands.“

Nach Lausanne zurückgekehrt, wohin mir die Genfer Abgeordneten gefolgt waren, um unsern Verein zu besuchen, theilte man mir die Existenz einer geheimen Verbindung in den Vereinen mit, nachdem ich zuvor mein Ehrenwort hatte ablegen müssen, über Alles, was mir gesagt würde, das strengste Stillschweigen zu beobachten und forderte mich auf, in den Bund einzutreten.

Wie die Verbindung damals organisirt war, so beschränkte sich ihr Einfluß größtentheils nur auf das Vereinsleben. In Bezug auf die Anknüpfungspunkte mit Deutschland, wovon in den Statuten die Rede, war so gut wie nichts geschehen. Allerdings hatte der Bund bisher vollauf zu thun gehabt, um die innern Kämpfe der Vereine siegreich durchzumachen, so daß seine Thätigkeit nicht wohl eine größere Ausdehnung gewinnen konnte und viele Mitglieder davon blos ihres Vereinseifers wegen aufgenommen wurden.

Aufrichtig gesagt, ich war anfangs ein wenig frappirt über diese geheime Verbindung und es erfaßte mich ein Etwas, das einem Polizeifieber nicht ganz unähnlich schien. Doch war es weniger Furcht vor Entdeckung als vielmehr der Gegenstand selbst, welcher mich stutzig machte. Eine geheime Verbindung, welche nicht direkt conspirirte, war mir neu. Bei einer etwaigen Entdeckung konnten wir die Strafe der Hochverräther erleiden, ohne uns mit dem Bewußtsein trösten zu können, eine solche Strafe verdient zu

haben. Der Bund war gar noch nicht gehörig in alle Vereine verzweigt, sein ganzes Streben zu wenig prinzipiell, seine Propaganda ohne durchgreifende Energie, so daß ohne die äußern Kämpfe mit Communisten u. s. w. vielleicht der ganze Bund ein „much ado about nothing" geblieben wäre. Döleke sah dies ebenfalls recht gut ein, allein zu seiner Zeit war vor lauter Aeußerlichkeiten nicht wohl an eine innere Entwickelung des Bundes zu denken. —

Ich ließ die Gelegenheit nicht vorübergehen, um bei meiner Aufnahme, gleich einen bedeutenden Einfluß auf den Bund an mich zu reißen, indem ich erklärte, ich sei durchaus nicht abgeneigt, der Verbindung beizutreten, doch habe ich nicht Lust, ohne Aussicht auf eine größere Ausdehnung und prinzipielles Wirken des jungen Deutschlands mich ihm anzuschließen. Eine geheime Verbindung, welche nicht deutlichere Spuren ihrer Wirksamkeit gezeigt, wie bisher das junge Deutschland, könne mich nicht entschädigen für das Gewagte eines Anschlusses für Nichts und wieder Nichts.— Ich setzte den Genfern gleich damals meine Ansichten über das Wesen einer geheimen Verbindung auseinander und es gelang mir in der Folge, den Sitz des Centralbüreau Genf zu entreißen und mit Hilfe Döleke's dem Bund eine total veränderte Gestalt zu geben. —

Geheime Verbindungen! — In Deutschland giebt es kein schrecklicheres, kein verpönteres Wort bei den Liberalen. Geheime Verbindungen! wer würde es wagen, sie zu vertheidigen, wer sie in Schutz nehmen, wer gar ihre Nothwendigkeit in Bezug auf Propagirung freisinniger Ideen anerkennen? —

Ich werde es. —

Zuerst ist der Begriff »geheime Verbindung« ein nach allen Seiten hin biegsamer. Thatsächlich bestehen überall geheime Verbindungen. Unser Bundestag, unsere Kabinette, unsere Justizpflege, unser ganzer Status quo besteht aus einem Netz »geheimer Verbindungen, und zwar nicht nur de facto, sondern auch — B. R. W.«

Auf der andern Seite ist aber, wenigstens faktisch, dasselbe Verhältniß. Wer soll als competenter Richter entscheiden, was geheim und was nicht ist? Was liberale Deputirte in ihren vier Wänden reden und beschließen, paßt nicht für die Ohren auf der Ministerbank. Officiell zur »geheimen Verbindung« gestempelt wird daher auch nur solche, welche statuarisch organisirt ist — und, das darf nicht übersehen werden, in einem, dem Status quo conträren Sinne handelt. —

Was aber sind geheime Verbindungen anders als Rückwirkungen gegen die officielle Geheimthuerei überhaupt? Sie werden bestehen und müssen bestehen in jedem Staate, in welchem die Oeffentlichkeit nicht das staatliche Prinzip ist.*) Wo der individuellen Thätigkeit

*) Interessant ist es, die geheimen Verbindungen in den verschiedenen Ländern zu betrachten. England hat fast gar keine geheimen Verbindungen. Frankreich schon mehr. Hier ist ein eben so großer Spielraum für die Heimlichkeit als für die Oeffentlichkeit. Nach den Septembergesetzen begannen die Conspirationen aufs Neue. Die Geschichte Deutschlands liefert eine Menge Beweise und wäre die herrschende Macht nur um ein Geringes schwächer, so würde die officielle Heimlichkeit bald von der Nichtofficiellen paralisirt werden. Die Schweizer

gesetzlich der Boden der Oeffentlichkeit genommen ist, wird sie unwiderstehlich hingerissen werden zum Geheimniß. — Daß die ganze deutsche Opposition nicht eine statuarisch organisirte geheime Verbindung ist, liegt in dem Vorurtheil der Massen. — Der Trieb der Selbsterhaltung schon würde mir gebieten, den Gegner mit gleichen Waffen anzugreifen. — Das staatliche Prinzip in Deutschland ist die Heimlichkeit. Der Gegner sieht in meine Karten, er kennt alle meine Pläne, unter seinen Augen halte ich Kriegsrath, die Loosung, die Parole, die Seele jedes Individuums vom Feldherrn an bis zum letzten Trommelschläger ist ihm bekannt, während mir seine Stratageme ein Geheimniß bleiben — wie! und ich sollte mich mit dem vollen Bewußtsein der Nutzlosigkeit einem frommen Wahn opfern?

Machen wir uns einmal keine Illusionen. Theorie und Praxis sprechen unsere Niederlagen aus. Gewiß, es ist schön, für seine Ueberzeugung sterben zu können, aber es soll dies mit der Ruhe des Mannes, nicht mit dem Fanatismus des Schwärmers geschehen, und gerade diejenigen, welche Alles »der Sache wegen« zu thun behaupten, vermögen »der Sache« so oft nicht einmal ihre subjective, gemüthliche Anschauung zum Opfer zu bringen.

Es giebt vielleicht wenig Menschen, denen Geheimnißthuerei mehr widerstrebt als mir. Selbst unsere Gegner nannten mich l'homme à l'air le plus franc — jedoch giebt

---

wissen gar nichts von geheimen Verbindungen, dagegen conspirirt man in Polen und Rußland, wie in der Blüthe des Mittelalters! —

es Situationen, wo man gezwungen ist, seine Gegner mit analogen Prinzipien zu bekämpfen, wenn man nicht auf jeden Sieg verzichten will. Die Einwürfe, welche vom Standpunkt des Gemüths aus gegen die geheimen Verbindungen gemacht werden, kann ich nicht anerkennen. In der Politik gilt die Klugheit. Es sind pia desideria, eine andere Behauptung aufzustellen; die unerbittliche Wirklichkeit macht alle Illusionen mit jedem Tage aufs Neue zu Schanden, und in Bezug auf geheime Verbindungen, welche factisch überall bestehen, finden wir zuletzt nur noch das Statuarische an ihnen als einen der Untersuchungen würdigen Gegenstand.

Jede geheime Verbindung kann mit Erfolg nur auf negative Weise wirken. Sobald ihre Bestrebungen positiver Natur werden, artet sie fast immer in Conspiration aus; denn mit dem Positiven entsteht zugleich die unabweisbare Forderung der unmittelbaren Realisation desselben. —

Die Theilnahme an geheimen Verbindungen zieht immer den Verlust der individuellen Freiheit nach sich, sobald die Verbindung einen bestimmten positiven Zweck, z. B. die Einführung dieser oder jener Staatsform verfolgt. Etwas positiveres als die Form giebt es nicht. Die Form aber, als das mit Händen greifbare, das Sinnliche, Aeußerliche unterliegt dem subjectiven Kriterium jedes Einzelnen. Die Form ist der Parisapfel der Parteien, und jede geheime Verbindung, welche diesen Apfel zum Prinzip macht, muß Unterwerfung, Aufgebung der freien Persönlichkeit von ihren Mitgliedern fordern. Doch hat sie damit den Keim ihrer

Auflösung in sich aufgenommen. Früher oder später macht sich die Subjectivität geltend, die Einigkeit in dem Bunde weicht und es bleibt nur die Wahl, entweder sich aufzulösen oder »loszuschlagen«. — Unglücklicher Wahn, aus Verschwörungen Revolutionen ableiten zu wollen! —

Es giebt nur ein Band, welches die Glieder einer geheimen Verbindung an einander zu fesseln vermag: die Nothwendigkeit. Und diese Nothwendigkeit besteht bei politischen u. s. w. Verbindungen in der Ueberzeugung an dem Sturz der alten wurmstichigen Verhältnisse zu arbeiten. Wie einfach! und doch — »noch nie da gewesen!«

Wozu aber deshalb noch eine geheime Verbindung? Ei, eine solche soll und kann auch weiter nichts sein als eine Anstalt, vermittelst welcher man immer au fait bleibt mit den Fortschritten der propagandistischen Bestrebungen.

Eine geheime Propaganda muß daher negativer Natur sein

1) damit die Theilhaber an derselben, nur der Nothwendigkeit folgend, unter einander einig bleiben,
2) damit die freie Persönlichkeit gerettet werde,
3) um das Absurde einer Verschwörung zu hintertreiben,
4) endlich damit die Mitglieder einer geheimen Verbindung frei vom Roste der Eitelkeit erhalten werden.

Jeder Schein von Wichtigkeit, welchen sich Einer oder der Andere durch das Bewußtsein einer geheimen Verbindung geben könnte, wird dadurch radikal zerstört, indem die ganze Pflichterfüllung in einem unausgesetzten Wirken besteht und die Erreichung des Ziels auf keinerlei Weise fixirt worden ist. Auch ist die Verbindung dann vor jedem mögli-

chen Verrath gesichert. Beweis, daß das Gouvernement in Neufchatel uns durchaus auf dem gesetzmäßigen Wege nichts anhaben konnte, und trotz allen Lärmens bis heute kein Mensch das wahre Wesen unserer Verbindungen kannte. —

Welche Mittel kann auch der Staat wohl anwenden, um mich zu hindern an meiner Propaganda? Er kann mich rechtswidrig, d. h. ohne auf ein Faktum gestützt, ausweisen. Ich setze meine Propaganda fort. Allgemein menschheitliche Interessen sind nicht an Ort und Zeit gebunden. Oder er sperrt mich ein. Dann unterhalte ich mich mit dem Kerkermeister. Oder er macht mich gar zum Hofrath. — Dann, ja dann allerdings brauchte ich nicht mehr Propaganda zu machen. Ein Staat, der das könnte, wäre reif zu seinem Sturze, auch ohne das Zuthun Anderer.

Unsere Verbindung des jungen Deutschlands war in angegebener Weise organisirt. Außerdem bewahrten wir nirgends ein Namensverzeichniß auf, und da jede Familie das Recht hatte, Mitglieder aufzunehmen, da endlich im Auslande jeder Einzelne das Recht aufzunehmen hatte, Niemand aber die Statuten erhielt, so wußten wir selbst nicht, wie stark wir waren und waren vor Denunciationen sicher. Die spätere Organisation der Verbindung gab dem Ganzen noch einen neuen Aufschwung, so daß die ganze Leitung und die Geheimnisse nur wenigen Personen bekannt waren und Alle so standen, daß Keiner dem Andern, noch der ganzen Verbindung schaden konnte.

Pläne zu einer literarischen Propaganda. — Correspondenzen. — Reorganisation des „jungen Deutschlands." — Sturz des Pfaffenvereins.

Als ich Zürich hatte verlassen müssen, trieb ich mich einige Wochen ohne einem bestimmten Beruf zu folgen am Genfersee umher. Es ging mir ziemlich knapp und um mich schuldenfrei zu erhalten, war ich genöthigt gewesen, mehrbesagte Mansarde, vulgo »Taubenschlag« zu beziehen, von wo aus ich meine weltreformatorischen Ideen in Prosa und Versen strahlen ließ. —

Da erhielt ich eines Tages vom literarischen Comptoir in Zürich, durch Professor Fröbel das Anerbieten, die Verlagswerke dieser Buchhandlung in Commission zu übernehmen und den Debit für die welsche Schweiz zu besorgen. Mit Freuden sagte ich zu und so war ich im Nu zum Buchhändler gestempelt. Fröbel griff mir auf's Kräftigste mit Rath und That unter die Arme und ich muß seine Güte doppelt anerkennen, als meine geschäftliche Verbindung mit ihm der Art war, daß von Eigennutz oder Spekulation seinerseits auch nicht im Entferntesten die Rede sein konnte. Fröbel ist ein Mann, welcher für seine Ueberzeugung wirkt, wo und wie er nur kann und der mehr als einmal bewiesen hat, daß er die Opfer nicht scheut. Merkt Euch das, Ihr deutschen Liberalen!

Der Buchhandel war ein Fach, welches meinem ganzen Charakter zusagte. Mit dem Wirken für meine Ideen konnte

ich die Sicherung meiner Existenz vereinen, und statt bei den mechanischen Arbeiten des gewöhnlichen Kaufmanns, Geist und Herz abzustumpfen, konnte ich meinen Gedanken und Prinzipien nachleben. Ich lebte mit dem Volke, ich hatte mich auf seinen Standpunkt gestellt, welch ein ungeheures Feld stand mir offen!

Ich werde meine Projecte ausführlich schildern müssen, einmal um dadurch vielleicht den Anstoß zu einer möglichen Realisirung derselben zu geben, sodann aber auch weil im Verlauf meiner gethanen Schritte, dadurch manche interessante Charakterzüge aus dem Gebiete des deutschen Liberalismus zum Vorschein kommen. Es ist leicht möglich, daß man die Namen meiner Correspondenten erräth, auch ohne daß ich sie nenne. Ich verschweige sie jedoch mit einigen Ausnahmen, da wir Beweise genug haben, daß bei unserm Gerichtsverfahren auch die reinste Absicht zum Verbrechen gestempelt werden kann.

Kurz nach meiner Aufnahme in das junge Deutschland waren Döleke und Standau in Lausanne. Ich berief die Familie zusammen und trug ihr meinen Plan, eine demokratische Verlagshandlung zu gründen, vor.

Es handelt sich, begann ich, darum, eine Coalition zu stiften, welche sich nicht nur materiell, sondern prinzipiell bei dem Unternehmen interessirt. Nicht an der Quantität der zu Gebote stehenden Mittel liegt es, daß die neuern Zeitideen so dürftig in's Volk dringen, sondern vielmehr an der Art und Weise, wie dieselben propagirt werden. Wenn unsere deutschen Liberalen, mit denen wir uns nothwendig in Verbindung setzen müssen, sich nicht scheuen einen Louisd'or für

das Couvert eines »Zweckessens« auszugeben, so sind sie Lumpen, wenn sie Anstand nehmen, jährlich ein paar Thaler zum Vertrieb demokratischer Schriften beizusteuern. Man wird einwenden, es käme darauf an, ob die auf eine solche Unterstützung reflectirende Person des Vertrauens würdig sei. Um diesen und allen andern etwaigen Einwürfen zu begegnen, habe ich vorläufig einige Punkte aufgestellt, welche s. Z., ausführlicher ausgearbeitet, als Circular denjenigen gesandt werden sollen, zu denen wir selbst Vertrauen hegten. —

Ich theilte hierauf der Familie den Entwurf zu einem Circular mit, worin ich den Plan, eine Buchhandlung theils auf Actien, theils durch freiwillige Unterstützung zu gründen, auseinandersetzte. Jeder, welcher sich zu einer jährlichen Beisteuer von mindestens fünf Thalern verbindlich machte, erhielt von jedem unserer Verlagswerke eine Zahl von zehn Freiexemplaren. Der Gesammtfonds würde durch Colporteurgeschäft vergrößert und nach etwa 2 Jahren jede pecuniäre Unterstützung überflüssig werden. Für den Vertrieb der Schriften sollte auf folgende Weise gesorgt werden. Jeder Abnehmer von 10 Exemplaren erhielt gegen Baarzahlung 33⅓ % Rabatt, so daß wir unsere Kunden zugleich zu Sortimentshändlern machten und das materielle Interesse mit der Gesinnung verbanden. In den Grenzorten Frankreichs und der Schweiz sollten Depots errichtet und die Einführung unserer Artikel nach Deutschland durch die Familien bewirkt werden. U. s. w. u. s. w.

Der Vorschlag fand die lebhafteste Anerkennung. Döleke erklärte sich zu einem jährlichen Beitrag von fünfzig Schweizerfranken bereit. Ich selbst wollte zur Begründung

des Geschäfts ein Paar Tausend Franken anwenden, damit die Existenzfrage mit der Propaganda nicht in Conflict geriethe. Am folgenden Tage waren durch unsere nächsten Freunde bereits 150 Franken unterzeichnet. Selbst die Handwerker erklärten sich bereit »zur revolutionären Presse« beizusteuern; doch ich verwarf dies Anerbieten entschieden. Dagegen wurde beschlossen, daß sämmtliche Familien den Vertrieb demokratischer Flugschriften übernehmen sollten. Ich bewilligte ihnen 33⅓ % Rabatt. Auf diese Weise wurden nicht nur die pecuniären Mittel der Propaganda gehoben, sondern ihr eignes materielles Interesse eng mit dem geistigen verbunden und einige Versuche, welche in der Folge angestellt wurden, bewiesen wie wichtig und praktisch unsere Berechnungen gewesen waren.

Doch bevor wir uns trennten, ward noch beschlossen, daß ich an einige einflußreiche Männer schreiben sollte, nicht sowohl um uns ihrer Mitwirkung zu versichern, als vielmehr zunächst ihre Ansicht über das Project selbst zu vernehmen.

Die Aufgabe war nicht leicht. Es mußte um jeden Preis auch der Schein vermiethen werden, als könnte von einer kaufmännischen Spekulation die Rede sein. Es handelte sich darum, das Vertrauen der Leute zu gewinnen und ihnen die Gewißheit zu geben, daß sie es mit eben so redlichen, als entschiedenen Demokraten zu thun hatten. Auf's Schonungsloseste deckte ich daher in meinen Briefen den Eigendünkel der Gelehrten und ihre Arroganz, sich für Volksmänner zu halten, auf. Ich sprach von einem Demokratismus in englischer Leinwand eingebunden und verhöhnte die Demokraten in Glacéhandschuhen. Aber auch hier bewies der Erfolg,

daß eine derbe Wahrheit bei edlen Charakteren oft mehr Anklang findet, als aller Weihrauch, den man ihnen streut. —

Zuerst wandte ich mich ausführlich an ****, welcher damals in Paris lebte und ähnliche literarische Pläne verfolgte, wie ich selbst. **** antwortete mit Wendung der Post.

Paris d. 8. Juni 1844.

Hochgeehrter Herr,

Mit großem Interesse habe ich Ihre Mittheilung vom 4. gelesen. Sie wünschen eine Buchhandlung einzurichten, die lediglich der Aufklärung des Volks und vornämlich des armen und unbemittelten Volks, nicht kaufmännischen Zwecken gewidmet wäre. Sie vermuthen, daß ich in Paris eine Stütze für eine solche Aufklärung gefunden hätte und noch finden würde. Das ist bis jetzt nicht der Fall und auch schwerlich zu hoffen. Ja, es wäre um die Freiheit gethan, wenn die Reichen und die Großen sie zu erzeugen hätten. Glücklicherweise sind die Armen reich genug, um die kleine Literatur, die sie nöthig haben, selbst zu zahlen. Es wird daher immer noch dabei bleiben, daß die Buchhandlungen für das vermögende Publikum, die Subscriptionen der Armen für ihre practischere und kürzere Literatur selbst sorgen. Es wird nur darauf ankommen, für diesen doppelten Zweck fähige Schriftsteller zu finden, die sich selbst klar sind und darum andere aufzuklären verstehen.

Es ist bis jetzt nicht gelungen, in Paris eine deutsche Buchhandlung für freien Verlag zu gründen. Man ist hier wenigstens eben so bedenklich, wenn es sich um solche Schriften handelt, als in der Schweiz und fast so sehr, als in

Deutschland. Sonst wären Mittel genug, um alles mögliche drucken zu lassen, vorhanden. Einmal angeregt, wird aber der Gedanke dennoch vielleicht in einem kühnen Kopfe Feuer fangen; und es ist nicht unmöglich, daß die Kühnheit zu einer guten Speculation würde: aber es sind zwei Dinge dazu nöthig, Geschäftsverstand und Geld. Die Franzosen geben nichts dazu her, die deutschen Banquiers nun vollends nicht. Die ersten haben ihre Journale zu speisen, die andern sind nicht politisch, noch weniger reformistisch oder sozialistisch*); es ist daher nöthig, daß der Unternehmer Privatquellen hat. Würde dagegen ganz Frankreich wieder republikanisch und demokratisch, so würde sogleich der größte Ueberfluß von Verlegern propagandistischer Schriften vorhanden sein und namentlich die Wirkung auf Deutschland nicht verachtet werden, wie dies jetzt der Fall ist. Wie könnte ich nun für ihren Plan einer neuen Buchhandlung in der franz. Schweiz einwirken? Ich weiß es nicht; und es thut mir wahrlich sehr leid, daß ich es gestehn muß. Aber Illusionen sind noch weit schlimmer, als herbe Wahrheiten.

Nur das Eine kann ich Ihnen versichern, daß ich meinestheils nicht in Unthätigkeit verfalle; und je weniger mir die bisherigen Lösungen der geselligen Probleme einleuchten und genügen wollen, um so eifriger beschäftige ich mich mit ihnen. Sollte es mir gelingen, in diesen Dingen einfache, unumstößliche Resultate zu gewinnen und sie eben so einfach und eindringlich zu formiren; so würde ich keinen Augenblick mit der Publizirung und Verbreitung zögern und sehr gern den

*) Das weiß Gott! W. M.

gewöhnlichen, vornehmen Weg theurer, dicker und nichts beweisender Bücher des Buchladens verlassen.

Auf jeden Fall wird die Sozialreform das Problem der nächsten Revolution, und eben so sicher ist eine Revolution nahe bevorstehend. (?) Es ist die Aufgabe der Reformisten, sich nicht unvorbereitet finden zu lassen; mich persönlich dürfen sie aber in dieser Beziehung nicht zu den Lehrenden, sondern nur zu den Lernenden rechnen, wenigstens noch eine gute Weile u. s. w. —

P. S. Sollten sie Mittel finden, Ihren Plan in's Werk zu richten, so werden sie mich sehr verpflichten, wenn sie mir eine Mittheilung davon machen. —

Das Resumé dieses Schreibens war also: Der Plan ist gut, aber schwer auszuführen. An demselben Tage, an welchem ich den Brief aus Paris erhielt, empfing ich ein Schreiben aus Sachsen, wohin ich gleichfalls correspondirt hatte.

.... den Juni 44.

Sehr geehrter Herr,

Wenn ich, ein ganz Fremder, Ihnen diese Zeilen zufertige, so mag und wird Herr *** die Rechtfertigung derselben übernehmen. Derselbe hat mir Ihren Brief vertraut und mich, über den Plan meine Ansicht zu sagen, aufgefordert, was ich denn hiermit unumwunden thue.

Ihr Plan ist gut, ja mehr, er ist ein Bedürfniß für Deutschland und die Verwirklichung verspräche der guten Sache eben so viel zu nützen, als er geschäftich lohnen dürfte. Ob Vevey oder Lausanne, gewissermaßen am weitesten von

Deutschland entfernt, zur Ausführung geeignet ist, ob die häufigen, schnellen und sichern Transportmittel Ihnen zur Verfügung stehen, ob sie sich so einrichten können, daß eine mögliche Achtserklärung des deutschen Bundes das Geschäft nicht wesentlich stört — das sind Fragen, die Sie sich nur selbst beantworten können. Bleibt die Reaction in Deutschland ferner so mächtig, wie sie es in diesem Augenblick ist, so haben Sie in dieser Beziehung Alles zu fürchten, schreitet aber die Gesinnung in dem bisherigen Maße fort — und das wird sie, denn theils nährt und kräftigt die Reaction sie, theils giebt es der redlichen Männer genug, die unermüdlich und nicht erfolglos arbeiten — so haben Sie auch Alles zu hoffen. Die Deutschen Freisinnigen müssen sich ein censurfreies Asyl für ihre Gedanken gründen und hätten es vielleicht schon gethan, wenn nicht der erste Versuch von praktisch ungeschickten Händen unternommen worden wäre*) und das literarische Comptoir nicht den dringendsten Bedürfnissen genügt hätte. Bieten Sie ihnen nur eine neue Buchhandlung, die eine censurfreie Stätte für den Gedanken gewährt, so werden Sie zwar auf eine direkte Unterstützung nicht zählen können, wenigstens im Anfange nicht, die indirekte — durch Kauf der Bücher — kann ihnen aber unmöglich fehlen, wenn Sie die Sache gut und praktisch anfangen.

Dazu gehört — nach meiner unmaßgeblichen Meinung — vor allen Dingen, daß Sie nicht ausschließlich sind. Das lit. Compt. hat es in dieser Beziehung zum Theil versehen, indem es die Junghegelei zu sehr begünstigte. Glauben Sie

---

*) Die deutschfranz. Jahrbücher von Ruge und Marx? —

mir, diese hat nur ein kleines Publikum in Deutschland und dieses kauft wenig Bücher; dem Volke ist sie gleichgültig und unbekannt. Eben so ist der Communismus als Doktrin für uns noch ganz unbrauchbar, wogegen die praktische Seite desselben in milder Form gewiß einen fruchtbaren Boden und ein großes Publikum finden wird. Ferner gehört zum Gelingen, daß Sie dem deutschen Liberalismus nicht entgegentreten, wie in »Dies gehört dem Volk*)!« Es ist vor allen Dingen ein schreiendes Unrecht, und dann können Sie ihn als Buchhändler in Ihrem Sinne eben so wenig entbehren als das Vaterland. Endlich müssen Sie einen tüchtigen und gesinnungsvollen Commissionär in Leipzig haben und, wenn Sie der Sache nützen wollen, sich nicht begnügen, Ihre Druckerei dem Gedanken zu leihen, sondern auch Ihre Firma im **Nothfalle einigen** deutschen Buchhandlungen, selbst dann, wenn Sie die Sachen nicht drucken. Es giebt Dinge, deren augenblickliches Erscheinen eben das Wirksame ist, deren Censurwidrigkeit oft über Nacht herauswächst und die doch in die Welt **müssen.** Der andere Theil ihres Plans betrifft ein so einfaches Geschäft, daß keine Erinnerung darüber nothwendig ist. Gern werde ich Ihnen, so weit ich kann, behilflich sein, wie bei der Wahl eines Commissionärs u. dergl. Treten sie öffentlich ganz harmlos auf, entwerfen Sie aber ein Umlaufsschreiben an die deutschen Freisinnigen, welches nicht öffentlich wird. Ich biete Ihnen gern zur passenden Verbreitung die Hand und habe dazu ziemlich nach allen Seiten hin Gelegenheit. —

*) Eine kleine von mir verfaßte Flugschrift. W. M.

Nehmen Sie diese Zeilen und die Aussprache über Ihre Ansicht als Ausfluß eines offenen Sinnes freundlich auf und glauben Sie an deren Redlichkeit, auch wenn Sie nicht damit zufrieden sind.

Staatsrath Druey wird Ihnen bei der Rückkehr die Grüße Ihres Vaters bringen, geben Sie ihm dann die meinigen; mir aber geben Sie Gelegenheit, für die gute Sache zu arbeiten und seien Sie versichert, daß es mit Freuden geschieht.

Gruß und Händedruck.

Dies für mich sehr schmeichelhafte Schreiben eines Mannes von allgemein anerkannter Gesinnung, trug nicht wenig dazu bei, meinen Eifer zu erhöhen. Die Verbindung mit Deutschland war angeknüpft. Wir sahen wohl ein, daß an eine prinzipielle Uebereinstimmung mit dem deutschen Liberalismus noch nicht zu denken sei, doch hofften wir, indem wir ihm die Hand boten, durch ihn die nöthigen Mittel zu erhalten, um unserer demokratischen Propaganda die so nöthige Ausdehnung zu verschaffen. Wir nahmen daher den Grundsatz an, Alles, was nur irgend helfen konnte in Deutschland zu unterstützen, während wir fortführen in unsern Vereinen die unumschränkteste Demokratie zu predigen. Ohne zu heucheln, machten wir uns zu Werkzeugen der liberalen Partei, so lange damit die negative Seite des Fortschritts gefördert werden konnte. Das aber stand bei uns allen fest, im Fall einer Revolution, den Liberalen gegenüber die Rolle der Montagnards gegen die Gironde zu spielen.

Ich hatte jetzt das Urtheil eines Gelehrten und eines Politikers; das Urtheil eines demokratischen Buchhändlers

blieb mir noch übrig. Endlich erhielt ich ein ausführliches Schreiben von Fröbel, dem ich die Grundzüge meines Projects mitgetheilt hatte.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Winterthur d. 21. Aug. 44.

— — — — Ihr demokratisches Project, welches ich ungefähr errathen kann, hat auch mich im Gedanken vielfach beschäftigt, und könnte vielleicht das einzige Mittel der Ausführung eines Vertriebes von Volksschriften in die Massen sein. Der Buchhandel, wie er ist, bietet dazu gar kein Hilfsmittel. Dies ist auch der Grund, weshalb wir in der Ausstattung und der Preise auf die Bedürfnisse der Massen wenig Rücksicht nehmen konnten*). Der Buchhändler kann verbotene Schriften an vertraute Kunden abzugeben wagen, er kann sie aber nicht ins Volk vertreiben, weil er dabei zuviel Gefahr läuft. Er muß bei dem Verkauf soviel gewinnen, daß es der Mühe lohnt, sich der Gefahr auszusetzen, sonst läßt er den Artikel liegen und remittirt ihn. Soll er den Gewinn in der Masse der abgesetzten Exemplare suchen, so vergrößert sich wieder die Gefahr. Viele und die meisten Buchhandlungen mögen sodann, aus aristokratischem Naturell, Volksschriften, die überhaupt in Deutschland in schlechtem Rufe als Speculationsmittel der schlechtesten Verlagshandlungen stehn, und zum Theil dies mit dem vollsten Recht, gar nicht vertreiben und für Bücher mit schlechtem Papier und gemeinem Aussehen, thun sie schon aus Vornehmheit

*) Ich hatte F. Vorwürfe gemacht, daß sein ganzer Verlag, durch seine Preise und Ausstattung ein Pasquill auf die demokratische Presse sei. W. M.

nichts. Mit allem diesen kämpft der demokratische Verleger vergebens. Auch muß der Absatz sehr groß sein, er muß tausendweis gehen, wenn bei sehr wohlfeilen Schriften der Verleger soll bestehen können. (Folgt eine ausführliche Berechnung eines derartigen Verlagsartikels.)

Was Sie beabsichtigen ist das einzige, was, wie mir scheint, möglich ist; aber unter einer Bedingung nur. Sie dürfen nur gegen baar an die Verkäufer, welche den Vertrieb übernehmen und welche durch den Wiederverkauf sich müssen bezahlt zu machen suchen, ausliefern; so daß jeder zum Sortimentshändler wird. Sie können den Rabatt, welchen Sie diesen Verkäufern gewähren in Ihre Hand nehmen, wenn Sie den Verkaufspreis auf das Buch drucken lassen und es dem Verkäufer um einen gewissen Nettopreis ablassen; oder Sie verkaufen an diese Detailverkäufer um einen festen Preis und überlassen es diesen, wieviel sie bei dem Wiederverkauf daran gewinnen können. Ich würde das Letzte vorziehen, dagegen würde ich Partiepreise machen. In England und Schottland sind Volksschriften in Auflagen von 200,000 gemacht worden, dabei hat aber der Verleger nicht unter 100 Exemplaren abgegeben und für 500—1000 Partiepreise gemacht. Auf ähnliche, wenn auch nicht so großartige Weise wäre etwas zu wirken.

Wenn dabei einzelne Detailverkäufer Risiko haben, so müssen sich mehre associren und eine kleine Handelscompagnie für den Detailbuchhandel bilden, jedenfalls aber muß der Verleger, damit die Production nicht unterbrochen wird, mit dem Schicksal der abgegebenen Exemplare nichts mehr zu thun haben. Also keine Remittenden, keine spätere

Abrechnung, fester Absatz, baare Bezahlung *). — So lassen sich ganz niedrige Preise machen. Um eine Grundberechnung zu machen, dürfen Sie sich nur die Aufgabe stellen, mit möglichster Wahrscheinlichkeit auszumitteln, wie viel Exemplare eines Schriftchens von etwa 4 Batzen Nettopreis (was ich so ungefähr für einen Normalpreis für die größten und dicksten Volksschriften halte) Sie mit Ihren Hilfsmitteln, im Laufe eines Jahres, glauben unmittelbar vertreiben zu können? —

Das ist es, was ich zu Ihrem Project zunächst zu sagen weiß. Ich hoffe mehr davon zu hören. —

* * *

Aus Sachsen 27. Octbr. 44.

— — Daß Sie über die lange Verzögerung ungehalten sind, ist sehr natürlich und ich habe an den daraus gezogenen Folgerungen nichts auszusetzen, als daß Sie mir Unrecht thun, wenn Sie glauben, ich sei vor dem Gewaltigen — oder, da Sie wahrscheinlich schon längst auf das Wort warten, vor dem »Unpraktischen« Ihres Planes zurückgeschreckt. Dann wäre ich so ehrlich gewesen, Ihnen das unumwunden zu sagen.

Unsere Erörterungen über den Liberalismus frommen zu nichts, bevor Sie nicht Deutschland gesehen und den unglaublichen Unterschied, der zwischen unserm Volke — oder vielmehr dem gestaltlosen Dinge, welches wir so nennen und in Ermangelung eines Bessern so nennen müssen — und Ihrer dortigen Umgebung besteht. Wo, um Gotteswillen! wollen

*) Das ließe ich mir gern gefallen. D. Verleger.

Sie die Leute hernehmen, die »mit 1793 anfangen*)?« Ich will nicht sagen, daß, wenn die Möglichkeit dazu vorläge und der 9. Thermidor sich sehr lange hinauszöge, leicht auch Directorium und Consulat übersprungen werden könnte und ein zweiter Tyrann sich auf der Guillotine, die die Vertreter von 1793 verschlingt, die Herrschaft anmaßen könnte, nicht ausführen, daß ich zu einer organisirten Republik kein Sandkorn in Deutschland zu finden weiß, viel weniger einen Grundstein, sondern ich will Ihnen nur die schmerzliche Versicherung geben, daß Sie sich unendlich täuschen, wenn Sie glauben, daß Sie in Deutschland nur verstanden werden. Vergessen Sie doch nicht, daß Sie dort von dem intelligentesten Theile des Handwerkstandes umgeben sind, daß aus diesem auch nur die aufgewecktern Köpfe nach der Schweiz gehen, daß sie untermischt sind mit denjenigen Deutschen, die am weitesten in politischen Ansichten und Meinungen fortschritten, mit den Flüchtlingen, daß Sie endlich auf dem classischen Boden einer freien Presse stehen, Dinge, die wir alle nur erst als Ideale kennen. — Lieber Freund, ich war noch 1830 so radikal**), terroristisch, oder was Sie wollen, daß ich durchaus jeder Gemeinde, die groß genug ist, sich eine Feuerspritze zu halten, auch zur Pflicht machen wollte, eine Guillotine anzuschaffen; aber ich habe mit Entsetzen einge-

*) Diese Stelle bezieht sich auf einen meiner Briefe, in welchem ich dem deutschen Liberalismus seine Sünden vorwerfend, ein 1793 in Aussicht stellte und es sogar — denn wünschen dürfen deutsche Unterthanen doch wohl noch? — herbeiwünschte!

**) Und jetzt immer auf den Boden des Gesetzes?

D. Verleger.

sehen, daß das Volk erst noch eines äußerst mühsamen Beweises bedarf, daß es eine Feuerspritze haben **muß**, und als ich mir ernstlich überlegte, ob es besser sei, dem Volke das — mit der größten Verläugnung des innern Menschen — wirklich zu beweisen oder auszuwandern, habe ich mich für das Erstere entschieden und mir dadurch eben so wenig eine angenehme, als eine lohnende Arbeit aufgebürdet.

Dieser langen Rede kurzer Sinn ist. Sehen Sie sich vor allen Dingen Deutschland an, ehe Sie irgend einen festen Plan für Ihr Wirken sich bilden. Dann aber, wenn Sie es angesehen haben, schrecken Sie nicht zurück vor dem Kinderunterricht, welchen Sie wahrscheinlich für nöthig halten werden, sondern reichen Sie uns mit dem redlichen und schönen Eifer, der Sie beseelt, die Hand zu dem, was einmal geschehen muß. Denn leider, leider! es **muß** eben noch geschehen.

Mein Rath ist dennoch folgender. Begründen Sie sich denjenigen Theil Ihres Geschäftes, von welchem Sie sagen, daß er Ihnen eine, wenn auch bescheidene Existenz bieten soll*), sobald Sie können, selbstständig und unabhängig;

*) Wenn ich nicht irre, schrieb ich an meinen Correspondenten folgende Worte. „Glauben Sie in ganz Deutschland auch nur hundert Menschen zu finden, welche einmal im Jahr statt einen Louisdor für das Couvert eines Zweckessens zu geben, diese Summe zur Realisirung unsers Projects hergeben — und noch dazu gegen zu empfangende Schriften hergeben — würden? Ich glaube es nicht. — — Ich für meine Person brauche die deutschen Liberalen nicht, mein Standpunkt mit und im Volke verschafft mir Thätigkeit genug, und materiell existiren, wenn ja diese Frage erörtert wird, kann ich durch mein Geschäft. Die Reihe ist an mir zu fragen, ob die liberale

bringen Sie aber dem andern Theil vorerst noch keine Opfer, denn wie sehr ich auch durchdrungen bin von Dem, was die deutschen Freisinnigen thun müßten, ich muß in dieser Beziehung mit Ihnen übereinstimmen: ich weiß nicht, ob sie's wirklich thun. Können Sie die Mittel entbehren, so kommen Sie nach Deutschland und gehen nach Carlsruhe oder Mannheim (je nach dem die Kammer zusammen ist oder nicht) zunächst zu Itzstein und Bassermann; überwinden Sie Ihre Scheu vor den »Ungethümen des deutschen Liberalismus« und überzeugen Sie sich, daß er auch Mitglieder zählt, die vor nichts zurückschrecken, was helfen kann. Diese können besser, wie ich Ihnen sagen, ob der Plan, an welchem ich lange mit Ernst und Sehnsucht hänge, ausführbar ist, denn sie übersehen die Verhältnisse und Persönlichkeiten besser wie ich. Ist der Eindruck, welchen Deutschland und sein Liberalismus auf Sie gemacht hat, dann kein gar zu abschreckender, dann kommen Sie zu uns und hier wollen wir uns verständigen über das, was wir müßten — nein, darüber sind wir einig, aber über das, was wir **können.**

Der Privatvertrieb ist für Volksschriften in unserm Sinne das Zweckmäßigste; aber bei der Allmacht der deutschen Polizei ist er auch sehr schwierig, und wenn er erst eine Anzahl

---

Partei in Deutschland unsern Beistand verschmähen will oder nicht. Die Katzen aber, welche die Kastanien aus dem Feuer holen, wollen wir nicht sein. Die Liberalen mögen zusehn, wie weit sie's bringen. Sie (die Liberalen) brauchen das Volk. Ob das Volk auch wohl ihrer bedarf, wenn — — — — u. s. w.

W. M.

Opfer gekostet hat, könnte er leicht ins Stocken gerathen. Dazu noch die Nachlässigkeit in der Einsammlung und Ablieferung der Gelder u. s. w. Deshalb scheint es mir fast besser, wenn wir vermöglichen könnten, alljährlich eine Anzahl Schriften eigentlich hinaus zu werfen und gratis zu vertheilen, wozu natürlich eine größere Unterzeichnung gehörte. Wird dann von Diesem oder Jenem etwas verkauft, gut, so fließt dies dem Fond wieder zu und vergrößert ihn. Das Alles sind indeß Fragen, die sich mündlich am besten erörtern lassen und deren Lösung Zeit erheischt.

Ihr Prospect ist gut; nur dürfte er noch etwas unbefangener gehalten werden, so daß er selbst ängstlichen Gemüthern keinen Anstoß gewährt. Was wir eigentlich wollen, das können wir ja unter der Hand ausbreiten. Jedenfalls aber muß der Passus von Hergabe ihrer Firma für in Deutschland gedruckte Sachen herausbleiben. Das können Sie wohl einem Buchhändler oder Privaten auf Discretion geben, höchstens einem in Nord- und einem in Süddeutschland, aber damit ist's übergenug. Selbst diese Oeffentlichkeit könnte zum ärgsten Mißbrauch führen und ein Lump, in dessen Hände der Prospect geriethe, könnte Sie absichtlich verderben.

Und so leben Sie denn wohl! Gewöhnen Sie sich an den schrecklichen Gedanken, daß Sie noch eine große, große Strecke mit den deutschen Liberalen gehen müssen, ehe die Frage, wer das äußerste und richtigste Ziel will, zur Entscheidung kommt. Schließen Sie bis dahin Frieden. — Nachher mögen sich die Parteien fressen, wie sie können und müssen.

Ihr
* * * *

Zu derselben Zeit schrieb mir Ruge aus Paris: »Mit dem Project von der »freisinnigen und freiheitsliebenden« Partei Geld zu einer Buchhandlung auf Actien zusammenzubringen, bin ich so vollkommen gescheitert, als es nur möglich ist. Statt 1000 Actien fand ich 10 in ganz Deutschland. Ich dachte damals, man würde die Verdienste des liter. Comptoirs anerkennen, und ihm gerne beispringen. Man hat aber nur seinen Tadel gegen die Leute ausgesprochen, die nichts zu verdienen gewußt.« (!)

Alles in Allem erwogen, so sah ich recht wohl ein, daß auf eine pecuniäre Unterstützung von Seiten der deutschen Liberalen nicht zu rechnen sei und ich der demokratischen Propaganda nicht die, meinem Project entsprechende, Ausdehnung geben konnte. Nichts destoweniger warf ich meine eigenen Mittel in die Wagschaale.

Es mußte ein Versuch gemacht werden. Ich popularisirte das Schriftchen von F. Feuerbach »die Religion der Zukunft,« drängte seinen Inhalt mehr zusammen und veranstaltete eine Ausgabe, welche in meinem eignen Verlag erschien. Die Auflage war nur etwa 1500 Exemplare stark, welche ich durch die Familien verbreiten ließ. Der Preis betrug »ordinär 6 Kreuzer, netto 4 Kreuzer. An dieser Schrift, wovon die ganze Auflage in circa 3 Wochen abgesetzt war und zwar ausschließlich im Volke durch das Volk, verdiente ich ungefähr Achtzig Schweizerfranken, womit ich später die »Blätter der Gegenwart« gründete. — Mittel der Verbreitung standen uns hinlänglich zu Gebote, aber zu schwach um unser Wirken auszudehnen, wurden wir fast mit Gewalt dazu gedrängt in der Schweiz selbst den Rauch

unsers Foyers so offen zu zeigen, daß es endlich unsere Auflösung zur Folge hatte.

Doch trotz der ungenügenden und wenig ermuthigenden Nachrichten aus und über Deutschland, (von denen ich hier nur die glimpflichsten mitgetheilt habe) beschloß ich, die Reise dorthin zu unternehmen und setzte die Zeit der Ostermesse 1845 dazu fest. Diese Zeit war die geeignetste; einmal um die unumgänglich nothwendigen buchhändlerischen Verbindungen anzuknüpfen, sodann weil der Zusammenfluß von Fremden aus allen Gegenden reichlich Stoff zu politischen Beobachtungen darbot und außerdem Hoffnung vorhanden war, nach allen Theilen Deutschlands unsere Propaganda zu verbreiten', denn unser ganzer Einfluß auf Deutschland hatte sich bisher damit begnügen müssen, politische und soziale Schriften, dorthin und namentlich ins Badische, nach Schlesien, Böhmen u. s. w. zu werfen.

Mein Etablissement sollte der Mittelpunkt der Propaganda werden. Ich hoffte Döleke mit hineinzuziehen, welcher alsdann die politische Correspondenz führen würde. Der buchhändlerische Verkehr mit Deutschland würde uns die Correspondenz dahin leicht machen, und unserm Treiben ein unschuldiges merkantilisches Gewand anziehen. Auch könnte dann unser »Centralbüreau« kräftig seine Funktionen vollziehen, da der häufige Briefwechsel bei Privaten leicht Verdacht erregt, während jeder es ganz natürlich finden würde, wenn die »deutsche Buchhandlung« eine ausgedehnte Correspondenz hätte.

Zu diesem Ende aber war es nöthig die alte Organisation der Verbindung des »jungen Deutschlands« zu ändern.

Wie ich schon anführte, war in Folge der Streitigkeiten mit den Communisten, die Thätigkeit der Verbindung immer auf den materiellen Bestand und Fortschritt der Vereine gerichtet und manches Glied des Bundes passirte, sobald es sich um höhere Interessen handelte, als Null. Außerdem hatten wir Leute unter uns, deren Charakter wir nicht jeder Probe gewachsen hielten. Wer aber kann vorherbestimmen, wohin eine geheime Verbindung durch Zeit und Umstände getrieben wird, und wehe ihr, wenn sie nicht auch jedes einzelne ihrer Mitglieder fest zählen kann! Mit einem Wort, es lag uns daran, den ganzen innern Menschen desjenigen zu kennen, den wir zur Aufnahme in den Bund für tüchtig hielten.

Bisher geschah die Aufnahme höchst einfach und — eben so unüberlegt. Man ließ sich von dem Aufzunehmenden das Ehrenwort geben über das, was man ihm mittheilen werde, das strengste Stillschweigen zu beobachten, und vertraute ihm alsdann die Existenz und das Wesen des Bundes an. Entschloß er sich zum Beitritt, gut; wo nicht, auch gut. Aber das Verhältniß zwischen ihm und dem Bunde nimmt einen fremdartigen, verstimmten Charakter an und endet gewöhnlich zum Nachtheile beider Parteien. — Jetzt handelte es sich darum, diesen Umstand zu beseitigen. Die Verbindung sollte sich nicht dem Einzelnen anvertrauen, sie selbst sollte **nicht** den ersten Schritt bei ihren Candidaten thun, nicht der Bund, der Aufzunehmende mußte sich Preis geben, **er** mußte zu **uns** kommen, ohne daß er unsere Existenz wußte. Wie war das anzufangen? —

Sobald ein Mitglied unserer Vereine zur Aufnahme in

die Verbindung geeignet schien, erhielt aus dem Bunde selbst Jemand den Auftrag jenes Individuum zu prüfen. Er mußte seinen Umgang suchen, sehen, welchen Grad von Entschiedenheit seine religiöse, soziale und politische Ueberzeugung gewonnen hatte und über alles der Familie Bericht erstatten. Hielt diese ihn für reif zur Aufnahme, so bekam der Preparateur (so heißt das den Aufnehmenden vorbereitende Mitglied) den Auftrag, den Wunsch nach einer engern Vereinigung mit Gleichgesinnten in ihm rege zu machen. Man mußte ihm sein Alleinstehen fühlen lassen. Auf solche Weise ward der Betreffende leicht dahin gebracht, nicht nur die geheimen Verbindungen und deren Nothwendigkeit anzuerkennen, sondern selbst geradezu den Wunsch auszusprechen, Mitglied eines geheimen Bundes zu sein. Der Preparateur drehte das Gespräch jetzt so, daß der Candidat die Existenz eines geheimen Bundes zu ahnen anfing und brachte es dahin, daß dieser sich ihm blindlings anzuvertrauen versprach, falls er (der Preparateur) ihn in eine derartige, den Fortschritt bezweckende, geheime Verbindung, einzuführen vermöchte. —

Darauf mußte er entweder einen Umriß seiner Lebensgeschichte oder sein politisches, soziales und religiöses Glaubensbekenntniß schriftlich auffetzen, welches bei seiner Aufnahme laut verlesen, und sodann, wie alle Papiere, die dem Bunde Gefahr bringen konnten, verbrannt wurde. — So waren wir vor der Aufnahme sicher. Im schlimmsten Fall, einer Denunciation, welche etwa durch die Ungeschicklichkeit des Preparateurs statt finden konnte, ward nur dieser allein verrathen, der Bund selbst aber blieb gesichert. — Der Reiz

des Geheimnißvollen trug auch sein Theil mit dazu bei, um uns vor Denunciationen von Seiten der Aufzunehmenden vor ihrer Aufnahme zu sichern.

Und jetzt die Art und Weise der Aufnahme selbst. —

Man wird es begreiflich finden, wenn uns bei unsern Prinzipien alle Formalitäten verhaßt waren und verhaßt sein mußten. Dennoch sahen wir bald die Nothwendigkeit ein, die Aufnahme in den Bund mit einigen Aeußerlichkeiten zu verbinden. Es war uns natürlich darum zu thun, das ganze moralische Ich unserer Candidaten kennen zu lernen. Wir wollten sehen, wie ihr Innerstes, frei von allem äußerlichen Haltpunkt beschaffen sei, mit einem Wort: das Innerste des menschlichen Wesens nach Außen kehren. Zu diesem Zweck mußte der physische Einfluß, welchen eine mehr oder minder starke Constitution des Körpers auf die Intelligenz des menschlichen Wesens ausübt, gebändigt und dann so das Geistige des Menschen auf eine Stufe getrieben werden, wo die kalte Berechnung aufhört, und sei es in der Angst seines Herzens, oder aus was immer für einen Grund, der Mensch sich zeigt und sich zeigen muß ganz so, wie er in Wahrheit ist. — Es war also nichts weniger als Formenliebhaberei, wenn wir der definitiven Aufnahme unserer Mitglieder harte moralische Prüfungen vorhergehen ließen.

Wir entlehnten unsere Rituell theils von den Illuminaten, theils von den Carbonaris, ohne jedoch von den starken physischen Proben derselben Gebrauch zu machen. War der Tag der Aufnahme da, so wurde der Candidat an einen bestimmten Ort hinbestellt. Meistens geschah dies in der Nacht. Dort traf er den Preparateur, welcher ihn eine

Strecke kreuz und quer führte und ihm sodann die Augen verband, indem er zu ihm sprach. —

»Ich übergebe dich hiermit andern Händen; habe Muth!« —

Der Ort von wo aus der Candidat in die Familienversammlung gebracht wurde, war in Lausanne außerhalb der Stadt auf dem Montbenon; einer Promenade. Hart an dieser Promenade befindet sich ein Abgrund von etwa 150 Fuß Tiefe durch welchen ein zwar kleiner Bach fließt, der jedoch im Frühjahr oder bei anhaltendem Regen anschwellt, wie ein Gebirgsstrom. Man gelangt übrigens auf ziemlich bequemen Wegen hinunter und herauf. Diesen Weg schlug man meistens mit dem Candidaten, welchem vorher die Augen verbunden worden waren, ein. Die Finsterniß der Nacht, das Getöse des Wassers, welches man mittelst eines schmalen Stegs passirte, alles dies trug dazu bei, die Spannung in der sich der Candidat bereits befand, zu erhöhen. Man führte ihn nun auf Umwegen, und immer mit verbundenen Augen in die Stadt zurück nach dem Lokal, in welchem die betreffende Familie Sitzung hielt. In Lausanne geschah dies gewöhnlich in meiner Wohnung, welche zu unserm geheimnißvollen Treiben am geeignetsten war.

Lausanne ist bekanntlich ganz auf Hügeln gebaut. Meine Wohnung, in einem Hinterhause der Rue de bourg gelegen hatte zwei Eingänge; den einen von der genannten Straße; und den andern von einem kleinen Gäßchen aus. Da die Häuser an dem Hügel hinauf gebaut waren, und die rue de bourg auf der Höhe lag, so mußte ich, wenn ich von dort aus in meine Wohnung gelangen wollte, folgenden, ziemlich

abentheuerlichen Weg nehmen. Am Ende der langen, schmalen Hausflur befand sich, wie es schien eine Art Kellerthür. Diese geöffnet, stieg man funfzehn Stufen hinab, verfolgte dann bei einer, fast ägyptischen Finsterniß einen langen dunkeln Gang, an dessen Ende eine Glasthür angebracht war, welche man vermittelst einer geheimen Feder öffnete. Noch einige Stufen tiefer, und man war in einem kleinen Hof. Erst wenn man auch diesen hinter sich hatte, kam man in meine Wohnung.

Der Candidat, schon aufgeregt genug durch den langen Weg bergauf und ab, den er mit verbundenen Augen zurückgelegt hatte, mußte förmlich deconcertirt werden, wenn man ihn den beschriebenen Weg machen ließ. In dem Gange hörte man, wenn die Luft nur im Geringsten bewegt war, ein fürchterliches Getöse des Windes, welcher sich in den Kaminen und Schornsteinen fing, und seltsam gegen die in meiner Wohnung herrschende Stille abstach, Man brachte den Candidaten vorläufig in ein dunkles Zimmer und ließ ihn eine Viertelstunde allein. Nach Ablauf dieser Zeit verfügte sich der Preparateur wieder zu ihm, fragte ihn ob es auch sein Wille sei, in eine geheime Verbindung, falls eine solche existire, einzutreten. Bejahte er, so nahm man ihm sein Ehrenwort ab, über alles, was er hören und sehen würde, das tiefste Stillschweigen zu beobachten. Der Preparateur empfahl ihm außerdem, unter keiner Bedingung zu sagen, daß er (der Preparateur) es gewesen, welcher ihn mittelbar hierher gebracht habe. Endlich führte man ihn, immer mit verbundenen Augen, in die Versammlung ein.

Die Familie beobachtete das tiefste Schweigen. Der Can-

didat mußte sich niedersetzen. Nach einer langen Pause begann der »Sprecher« eine Art Interogatair mit ihm. Sämmtliche Fragen, welche er an ihn richtete, waren so gestellt, um ihn zu verwirren und ihn in eine Stimmung zu versetzen, in der es ihm unmöglich war die Gesellschaft zu täuschen, in eine Stimmung, worin er sein Inneres so deutlich zeigen mußte, daß man ihn besser kennen lernte als er vielleicht sich selbst bisher kannte. — Zuerst führte der »Sprecher« das Interogatair mit verstellter Miene, sobald er jedoch bemerkte, daß der Candidat ihn erkannte, nahm er seinen gewöhnlichen Ton an, bewegte sich aber stets in einen strengen, kalten Worten.

Die erste Frage pflegte gewöhnlich ein barsches »Wer sind Sie?« zu sein. Sodann ein »Was wollen sie hier?« Der Candidat, welcher auf der einen Seite die Gesellschaft nicht kannte, auf der andern aber sein Ehrenwort gegeben hatte, den Preparateur nicht zu verrathen, mußte schon hier total verwirrt werden. Wenn der »Sprecher« sah, daß er auf eine Frage nicht im Stande war zu antworten, ließ er die Frage fallen und sprang auf ein anderes Gebiet über. Ich will hier einige der gebräuchlichsten Fragen anführen. —

Kennen Sie uns? — Nein. — Wie können Sie sich denn einer Gesellschaft anvertrauen, deren Mitglieder ihnen unbekannt sind? — Was wollen Sie hier, und was erwarten Sie eigentlich von uns? —

Mitten in solchen Fragen machte der Sprecher oft eine Pause und sagte sodann mit ernster Stimme: »Glauben Sie an einen persönlichen Gott? — dann drehte er das Gespräch bald so, daß der Candidat glauben mußte, er sei in

einen Bund von Verbrechern hineingerathen, oder er habe es mit Spionen zu thun u. s. w., damit die Gesellschaft erführe, wie sich der Candidat verhalten würde, falls er in die eine oder andere Lage im Leben geriethe, doch sobald er zurückschauderte, ließ der »Sprecher« gleich wieder den politischen Zweck des Bundes durchschimmern. Zuletzt mußte der Candidat, nachdem man ihm einige Augenblicke Ruhe gegönnt hatte, sein religiöses, politisches und soziales Glaubensbekenntniß nochmals mündlich ablegen und man fragte ihn, ob er jemand kenne, von dem er glaube, daß er sich für ihn verbürgen werde. Nannte er dann einen Namen — und gewöhnlich nannte er den Preparateur, da man ihm diese Antwort vorher in den Mund gelegt hatte — so fragte der »Sprecher« den Genannten, ob er die Bürgschaft leisten wolle. Dieser antwortete nach kurzem Bedenken »Nein.«

»Man führe den Candidaten ab!« rief jetzt der »Sprecher« und er wurde wieder in das einsame Zimmer zurückgeführt. —

Nachdem die Familie seine Aufnahme diskutirt und entschieden hatte, brachte man den Candidaten wieder und führte ihn — noch immer mit verbundenen Augen vor den Sitz des »Sprechers.« Dieser hielt eine warme, kräftige Anrede an ihn, verbreitete sich über die jetzigen Zustände der Gesellschaft im Allgemeinen und ging sodann auf den Bund des jungen Deutschlands über. »Wir erwarten von Ihnen, so schloß er, Treue, Verschwiegenheit, Eifer und unbedingte Hingabe. »Sie werden eine Gesellschaft von Brüdern finden, auf welche Sie in Noth und Gefahr zählen können, eine Gesellschaft deren Leben der Befreiung der Gesellschaft aus ihren politischen, sozialen und religiösen Banden geweiht ist,

eine Gesellschaft, der man nur durch rastlosen Eifer in der Verbreitung ihrer Grundsätze würdig ist anzugehören. — Aber wehe Ihnen, wenn Sie uns getäuscht, wenn Sie statt unser Bruder mit Herz und Seele zu sein, beschlossen hätten einen feigen niederträchtigen Verrath an uns zu begehen! Unsere Rache würde Sie ereilen, wo Sie auch wären und Ihre Strafe würde härter sein für Sie, als Ihr Verrath für uns. Erkennen Sie dem Bunde das Recht zu den Verrath, gleichviel auf welche Weise zu strafen? — Ja. —

Hierauf nahm man dem Candidaten die Binde ab, gab ihm den Bruderkuß und hieß ihn willkommen.

Hätte sich der Fall ereignet, daß ein Candidat zur Aufnahme untüchtig befunden wäre, so hätte man ihn mit verbundenen Augen wieder dahin geführt, wo ihn der Preparateur abgeholt und ihm erklärt, daß seine Aufnahme noch verschoben werden müsse. — Verrathen konnte er nichts Wesentliches.

Außerdem mußten wir auch darauf bedacht sein, jeden Veräther so bestrafen zu können, daß sein Schicksal allen andern zur Warnung diene. Da unser Bund wie gesagt keine Conspiration war, so konnte von »Dolch und Gift« auch keine Rede sein. — Ein Bundesglied, welches den Verräther gemacht, hätten wir auf folgende Art gezüchtigt. — Zuerst wäre an sämmtliche Familien des In- und Auslandes der Fall berichtet worden und der Betreffende konnte sicher sein, in der ganzen Schweiz, dem südlichen Frankreich rc. seine materielle Existenz auf immer ruinirt zu sehen. Die Achtserklärung, welche man über ihn verhängt hatte, stempelte ihn zum Ehrlosen, jeder Verkehr mit ihm hörte auf und als

Arbeiter wurde ihm sein ganzer Broderwerb abgeschnitten. Doch damit noch nicht genug, hätte man ihn auch in seiner Heimath denuncirt und die deutschen Polizeien selbst als Mittel gebraucht, den Verräther zu züchtigen.

Endlich bestand, der ganzen Verbindung unbekannt, noch ein letzter Grad, als unsichtbarer Lenker des ganzen Bundes. Die politischen Ereignisse der Schweiz gestalteten sich der Art, daß früher oder später ein allgemeiner Spectakel losbrechen mußte, in welchem vielleicht all unsere propagandischen Bestrebungen auf Deutschland untergegangen wären. In Moudon, Payerne (Waadt), Carouge (Genf), Fleurières, St. Imer (Neufchatel), Biel, Porrentruy Burgdorf (Bern) waren neue Vereine gegründet, so daß um das Ganze zu übersehen, es nöthig wurde, die Propaganda in Sectionen zu theilen. Döleke, Standau, H-mann (ein Arbeiter) und ich bildeten zusammen diesen höchsten Grad, in welchen Niemand aufgenommen werden konnte, als, durch unsern einstimmigen und widerspruchslosen Willen. Der geringste Zweifel über die Gesinnung eines etwa Neuaufzunehmenden entschied schon für die Nichtaufnahme

Wir vier theilten uns in die Oberleitung der ganzen Propaganda und alle wichtigen Resultate derselben sollten fortan nur uns bekannt sein. Döleke übernahm die »Section du Jura« (Chaux de Fonds, Fleurières, St. Imer.) Standau die Section du Plateau« (Bern, Freiburg, Burgdorf, Moudon rc. rc.) H-mann stand beiden zur Seite und sollte namentlich den Verein in Zürich bearbeiten, mit welchem wir, des dort herrschenden teutonischen Nationalparoxismus auf ziemlich gespanntem Fuße lebten. Ich selbst endlich hatte

über die Section du Leman (die Vereine am Genfersee) zu wachen.

Mir war unstreitig der schwierigste Platz angewiesen, denn der Lemanbund war das Feld auf welchem alle Kämpfe sämmtlicher Vereine ausgefochten wurden, und ohne eine gewisse Portion Verstellungsgabe wäre es kaum möglich gewesen, eine Rolle zu spielen, welche mir mehr als einmal schiefe Blicke von der eignen Partei zuzog. — So war von den Communisten im Sommer 1844 die Frage der Wiedervereinigung sämmtlicher Vereine angeregt worden, d. h. alle Andern sollten zu den Communisten kommen, damit es diesen leichter würde, ihre Schulden zu bezahlen. August Becker mit dem ich häufig zusammen kam, suchte mich auf jede Weise zu gewinnen, daß ich unsere Vereine dahin brächte, mit den Communisten zu Diskussionen zusammen zu kommen. Ich opponirte entschieden, denn ich hatte hundert Beweise, wie diese Sectirer lästerten und verläumdeten, um unsere Kräfte zu untergraben. Es ist auch ganz natürlich, daß der päffische Sozialismus unserer Tage, der communistische Autoritätsglaube, ächt päffisch seine Doktrinen verbreitet. Wir haben es erlebt, daß die Schweizercommunisten den bekannten, total geisteskranken »Prophet Albrecht« zu einem ihrer Vorkämpfer erwählten und, bei Gott! es hieße uns selbst lächerlich machen, mit solchen Leuten Gemeinschaft zu pflegen.

Der sogenannte Pfaffenverein war seit einiger Zeit ein Gegenstand unserer Bestrebungen geworden. Die Sache ging dort nicht so glänzend vorwärts, wie die Gründer gehofft und gewünscht hatten und täglich dessertirten dem Pfarrer

einige seiner Schafe und kamen zu uns in's revolutionäre Lager herüber. Unsere Absicht ging dahin den »Pfaffenverein« dergestalt zu unterminiren, daß er entweder gezwungen worden wäre, sich uns anzuschließen oder seiner Schulden halber Bankerott zu machen.

Nicht minder thätig waren die Communisten. So gut wie wir hatten auch sie ihre geheimen Emmissäre im Pfaffenverein. Gedrängt von ihren Gläubigern mußten die Communisten sich um jeden Preis zu rekrutiren suchen und Schmidt und Becker dachten, indem sie die Vereinigungsfrage anregten, zwei Fliegen mit einer Klappe zu fangen, sicher aber »Jung-Deutschland« in Lausanne zu vernichten. Aber wir kannten die Verhältnisse zu genau, um in die gelegten Fallen zu gehen. Den Communisten selbst war es mit der Vereinigung mit uns auch gar nicht so Ernst; der kurze Sinn all ihrer Reden und Broschüren, welche sie über diesen Gegenstand veröffentlichten, war: übergebt euch mit Haut und Haaren, auf Tod und Leben auf Gnade und Ungnade der absoluten Wahrheit, welche da ist — der Communismus. Dazu aber verspürten wir wenig Lust.

Diese vielen Hin- und Herredereien, das Diskutiren über die ausschließlichen Interessen der Vereine als solcher, war uns in tiefster Seele verhaßt, weil es nur störend in unsere Propaganda eingriff. Von keiner Seite war bisher ein entscheidender Schritt gethan, weder für, noch gegen die Vereinigung. Ich wünschte herzlich daß uns Gelegenheit geboten würde unsere Meinung kategorisch und ein für allemal abzugeben. Diese Gelegenheit kam endlich, aber so überraschend, daß sie mich beinahe meinen ganzen Einfluß gekostet hätte,

denn es fehlte nicht viel und meine eigne Partei brach über mich den Stab und wenn ich dennoch unser Schiffchen glücklich durch die Klippen brachte, so dankte ich es allein der unwandelbaren Treue der Burschen aus der Verbindung.

Ich hatte mich persönlich den Führern der Communisten gegenüber stets freundschaftlich, doch so benommen, daß wir von ihnen nie inkommodirt wurden. Schmidt durchschaute mich, Becker aber verkehrte täglich mit mir und durch seine Schwatzhaftigkeit erfuhr ich Alles, was direkt oder indirekt gegen uns unternommen wurde. Oft hatte ich von Becker den Vorwurf der »Achselträgerei« hören müssen, ich sei der Erhalter des »faulen Friedens« zwischen Jungdeutschen und Communisten u. s. w. — Ich ließ ihn reden. Schien mir doch die Sache nur insofern wichtig, als unsere Propaganda dadurch gehemmt oder gefördert werden könnte, und der »faule Frieden« kam unserer auf Deutschland berechneten Propaganda sehr zu Statten. —

Wir hatten jeden Sonntag eine Vereinssitzung, bei welcher alle den Verein betreffenden Angelegenheiten zur Sprache kamen. Die Familie, welche sich vorher unter einander verständigt, arbeitete dann immer dahin, daß ihre Ansicht durchdrang. Sie war das moralische Haupt des Vereins. — Nun wußten, oder ahnten die Communisten recht gut die Existenz des jungen Deutschlands und dessen Einfluß auf die Vereine, um nicht jeden entscheidenden Schritt vor uns geheim zu halten.

Eines Sonntags als die Sitzung kaum ihren Anfang genommen, erhielten wir ein Schreiben von den Communisten, welches von versöhnenden Phrasen strotzte und von

»christlicher Nächstenliebe« durchspickt war. Man schlug uns freundschaftliche Zusammenkünfte zu Diskussionen vor, berührte jedoch die Vereinigungsfrage mit keiner Sylbe. Das ganze Schreiben war so verfaßt, daß uns keine andere Wahl gelassen wurde, als Ja oder Nein zu antworten. Ich wußte aus hundert Erfahrungen, wie nutzlos alle Diskussionen mit den Communisten gewesen waren, die Glaubenstyrannei, welche sie ausübten, widerstrebte meiner Natur zu sehr, um die kostbare Zeit mit Sprachklopffechtereien zu verlieren. Weit eher wäre ich zu einer gänzlichen Vereinigung mit den Communisten bereit gewesen, doch wie die Sachen standen, war eine solche damals unmöglich. Die materiellen Verhältnisse der Communisten hatten sich so ungünstig gestaltet, daß wir in einer totalen Vereinigung nur unsern eignen Ruin vor Augen sahen. — Ich selbst endlich hatte mich ein wenig zu tief in Intriguen gegen den Pfarrer Blattner eingelassen und Verbindungen mit dem Pfaffenverein angeknüpft. Das Schreiben, in welchem ich diesem Verein die Hand zur Versöhnung und Wiedervereinigung bot, war gleichfalls so redigirt, daß die Antwort Ja oder Nein lauten mußte, und der Pfarrer und Dr. Grauff wußten in ihrem Aerger gegen mich, sich nicht anders zu helfen, als indem sie die Sache auf die lange Bank schoben. So saß ich in der Klemme. Mit dem einen bereits in Unterhandlung stehend, durfte ich da mit dessen Gegner, welcher auch der unsere war, neue Unterhandlungen anknüpfen? Konnte ich es ohne als Verräther betrachtet zu werden? — Ich hatte intriguirt und mich fest intriguirt, und das Herausbeißen war nicht leicht. —

Der Brief der Communisten würde verlesen. Kaum war

der Präsident damit zu Ende, als zehn bis zwölf Stimmen laut wurden und aus allen Ecken des Saales der Ruf: »Ich bitte um's Wort!« erscholl. Der erste Redner verlangte, man solle den Communisten alle und jede Gemeinschaft aufkündigen. Ein anderer (aus der Familie) wollte sogar, daß über die ganze Angelegenheit zur Tagesordnung geschritten werde. Dagegen erhoben sich einige Stimmen und wünschten, man möge wöchentlich einmal mit den Communisten zu Diskussionen zusammen kommen. — Die Debatten wurden immer heftiger, da fast jeder das Wort verlangte und endlich war der Verein in zwei Parteien gespaltet, von denen die eine dem Antrag der Communisten Gehör geben, die andere ihn verwerfen wollte. Mir ward dabei etwas schwül zu Muthe. Die Unterhandlung mit dem Pfaffenverein war bereits angeknüpft und es galt nicht nur diesen zu schonen, sondern auch die Communisten in Schach zu halten, es galt vor Allem, Zeit zu gewinnen.

Endlich, als der Präsident schon zur Abstimmung schreiten wollte, verlangte ich noch das Wort. Um die Bombe auf einmal platzen zu lassen, schlug ich vor, dem Communistenverein, wie dem Pfaffenverein die gänzliche Vereinigung anzutragen. Kaum daß mir dies Wort entfahren war, als ein heftiges Murren meine Rede unterbrach. Nur die anwesenden Emissäre, welche merkten, wo ich hinaus wollte, schwiegen und bissen sich auf die Lippen. — Ich fuhr in meiner Rede fort und setzte auseinander, wie die Erfahrung gelehrt, daß die Diskussionen mit den Communisten beiden Theilen nur Schaden gebracht und zu Proselytenmachereien geführt haben. Auch seien solche halbe Maaßregeln nichts

weniger als geeignet, einen dauernden Frieden zwischen uns zu schließen. Sei es den Communisten wirklich Ernst mit der Verbreitung ihres Prinzips, so mögen sie mit uns zuerst dahin streben, daß die »etwaigen« materiellen Hindernisse, welche bei ihnen obwalteten, beseitigt würden. Ich freue mich, daß sich die Gelegenheit dargeboten, bei welcher Gelegenheit die Communisten beweisen könnten, wie groß ihr Eifer für die Sache sei und daß der Esprit de corps, welchen sie uns so oft und mit Unrecht vorgeworfen, bei ihnen nicht der herrschende Geist wäre. — Schließlich brachte ich einige honigsüße Worte von Einigkeit u. s. w. vor und wünschte, daß auch der Pfaffenverein endlich bereit werde, unsere dargebotene Hand anzunehmen. —

Hiedurch trieb ich einerseits den Pfaffenverein, sich einer oder andern Partei anzuschließen, da er selbst zu schwach geworden war, um selbstständig fortbestehen zu können; auf der andern Seite aber geriethen die Communisten in ein Dilemma, aus dem sie so leicht nicht herauskommen konnten; wir gewannen Zeit und damit die Macht die Bedingungen selbst vorzuschreiben.

Aber ich hatte tauben Ohren gepredigt. Der Sturm brach jetzt gegen mich los. Die entschiedenen Gegner der Communisten griffen mich des versöhnlichen Theils meiner Rede wegen an, die andern, daß ich gegen die Diskussion sei und das Argument, ich wolle nichts Halbes — die wahre Meinung durfte ich ja noch nicht offen sagen — ging ohne Wirkung vorüber. Die anwesenden Communisten triumphirten bereits, wo ich hinsah, erblickte ich nur finstere mißtrauische Gesichter. Schon glaubte ich mein Spiel und mei-

nen Einfluß verloren zu haben, als durch einen lumpigen Zufall, die Sache eine andere Wendung erhielt. —

Der Präsident erklärte, er werde jetzt abstimmen lassen, als plötzlich einer der Nägel, womit die eingerahmten Statuten befestigt waren, losging und der Rahmen hin und her schwankte. Augenblicklich fiel mir ein Mittel ein, gegen die Abstimmung einzuschreiten. Indem ich dem Präsidenten (einem Mitglied der Verbindung) ein Zeichen gab, blickte ich alle Mitglieder der Familie der Reihe nach an und citirte einen § der Statuten, woran ich vorhin nicht gedacht hatte, nach welchem sechs Mitglieder des Vereins das Recht haben, die Abstimmung über einen Gegenstand vertagen zu lassen. Die Familie zählte nur sechs Theilnehmer damals, wovon einer, der Präsident, als solcher keine Stimme hatte. Glücklicherweise erhob sich noch ein Mitglied des Vereins mit uns gegen die Abstimmung und die Sitzung wurde vertagt. —

Noch in derselben Nacht — die Sitzung hatte bis halb zwölf Uhr gewährt — berief ich die Familie zusammen und setzte meine Gründe auseinander, weshalb ich den sonderbaren Antrag gestellt hatte. Ich schloß damit, daß ich darauf aufmerksam machte, wie die Communisten die »materiellen Schwierigkeiten« entweder gar nicht, oder nur dadurch heben konnten, daß sie Bankerott machen, sich auflösen und zu uns kommen würden. Die Familie war bald gewonnen und wir beschlossen jetzt die Vereinigung mit dem Pfaffenverein unter der Hand mit allen Kräften zu betreiben.

Als der Antrag in unserer nächsten Sitzung nochmals zur Sprache kam, ging meine Motive — Dank den Bemüh-

ungen der Familie — durch und wurde mit Ausnahme ein r einzigen Stimme angenommen.

Was ich vorausgesehen hatte, traf ein. Die Commun= sten waren wüthend, daß ich ihnen hic Rhodus, hic sal[illegible] zugerufen. Becker lamentirte mir die Ohren voll, die Con= munisten wissen nie, woran sie mit mir seien.

Ist auch gar nicht nöthig, lieber Junge, entgegnete ich, tout ou rien. —

Doch hatte mich der ganze Vorfall mit Döleke, den man die Sache gleich am ersten Abend berichtet, in ein Zer= würfniß gebracht. Als der Erfolg so deutlich für mich sprach, antwortete ich auf Dölekes Briefe gar nicht mehr und erst als er einen Monat darauf selbst nach Lausanne kam, söhnte ich mich mit ihm aus. —

Es blieb nicht dabei, daß die Communisten in Verlegen= heit gebracht wurden. Sie waren jetzt gleichsam gezwun= gen, etwas Entscheidendes zu thun, denn unser Antrag auf gänzliche Vereinigung lag ihnen schwer im Magen. Sie be= schlossen also eine Generalversammlung der ihnen befreun= deten Vereine abzuhalten, zu welcher sowohl wir, als auch der Pfaffenverein seine Abgeordneten schicken sollte, um die Vereinigungsfrage zu berathen. Doch ehe diese Versamm= lung zu Stande kam, waren wir mit dem Pfaffenverein so gut wie im Reinen. Dank unseren Emissären, hatten wir in ihm eine starke Partei für uns, und das erste Resultat von einiger Bedeutung, welches wir erhielten, war, daß der Pfarrer Blattner den Verein verließ, weil sich der »Geist der Demagogie« in ihm geltend gemacht hatte. — Döleke hatte bei seiner Anwesenheit in Lausanne Frieden geschlossen mit

seinen ehemaligen Gegnern unter den Handwerkern, und die beste Aussicht war vorhanden, in Kurzem unsere Macht in Lausanne verdoppelt zu sehen.

Am 4. August endlich fand die Versammlung im Lokale des Communisten-Vereins statt. Es war Anfangs meine Absicht, gar nicht hinzugehen. Wir hatten eine Art Ultimatum aufgesetzt, in welchem die bereits erwähnten Bedingungen zur Vereinigung wiederholt waren. Der Präsident unsers Vereins sollte es vorlesen. Gegen sieben Uhr Abends — die Sitzung hatte um zwei Uhr Nachmittags begonnen — ging ich, dennoch neugierig, das Resultat der Berathung zu erfahren, nach dem Communisten-Verein. Aber — wie erstaunte ich! Von Berathung und Diskussion keine Spur! Dagegen stand August Becker in der Mitte des Saals und hielt eine communistische Rede, und gestikulirte so seltsam, und schnitt so possirliche Gesichter, daß es mir Mühe kostete, das Lachen zu verbeißen. Man sah auf den ersten Blick, wie Alles darauf berechnet, den Communisten neue Mannschaft zuzuführen, und die Zeit, welche dazu bestimmt war, die Bedingungen der Vereinigung zu besprechen, mit communistischer Propaganda auszufüllen. — Ich glaube der redselige Becker würde noch heute sprechen, wenn nicht die Communisten selbst so vernünftig gewesen wären, ihm das Wort zu nehmen.

Als ich sah, daß es sich statt der angekündigten Vereinigungsberathung, um ganz etwas anders handelte, ließ ich mich als Mitredner einzeichnen und verlangte, als das Wort an mich kam, von den Communisten eine definitive Erklärung, weshalb man uns herberufen. Dr. Grauff hielt

hierauf im Namen des Pfaffenvereins eine lange, heftige Rede, deutschte Himmel und Erde zusammen, wie alle ci-devant Demagogen, welche sich der Reaction verkauft haben und mit gnädigster Bewilligung an der Leine flattern dürfen. Außerdem sprach er noch eine Menge versöhnenden Geschwätzes, womit er jedoch — und mit Recht — des schwülstigen Patriotismus wegen derb anstieß und heftig angegriffen wurde.

Kaum bemerkte ich die zwischen dem Pfaffen- und Communistenverein neuentstehende Spaltung, als ich mich an Grauff machte und ihn für uns zu gewinnen suchte. Ich hatte durch unsern Agenten jetzt die Gewißheit erhalten, daß der Pfaffenverein sich nicht halten konnte, durfte also immerhin dem Mann, welcher doch bei der ersten Gelegenheit hätte springen müssen, etwas Honig um den Mund schmieren.

Unsere Abgeordneten lasen darauf eine von Döleke, Standau und mir verfaßte kurze und bündige Erklärung vor, in der u. A. auch der materiellen Verhältnisse der Communisten gedacht wurde. Schmidt benutzte dies rasch und tadelte diese »Unbrüderlichkeit.« — Seiner Meinung nach sollten wir die »paar Fränkchen Schulden« seiner Partei »als Brüder gemeinschaftlich theilen.« Als er diesen Passus berührte, flüsterte ich Grauff leise zu, daß die Summe über 3000 Franken betrüge und solche Obligationen eingehen, die Vereine ruiniren hieße. Indeß Schmidt hatte einigen Eindruck gemacht. Die notirten Redner hatten sämmtlich bis auf unsern Präsidenten und mich gesprochen, da verlangte Schmidt, daß die Diskussion abgebrochen werde: es sei Zeit zum Essen, man könne nach Tisch (—) wieder anfangen,

allein die größte Majorität widersetzte sich dagegen und Schmidt suchte vergebens die Sache zu verwirren, damit er das letzte Wort behielte. Unser Präsident erklärte endlich, er trete mir sein Wort ab, man solle aber jetzt mit den Streitereien ein Ende machen, worauf denn der die Diskussion leitende Präsident der Communisten den Schmidt allen Ernstes zur Ruhe verwies.

Ich begann, die Kürze unsers Ultimatums und das Erwähnen der Schulden unserer Gegner damit zu entschuldigen, daß wir nicht anders erwartet hätten, als mit der Vereinigung sogleich Ernst zu machen und daher unsere innern Verhältnisse besprechen mußten. Jetzt aber, da man so von der ganzen, eigentlichen Frage abgekommen und auch die Zeit nicht mehr genüge, um alles genau in Erwägung zu ziehen, schlage ich vor:

I. Damit die Vereinigung ganz und vollständig sei und jeder Partei eine gleiche Berücksichtigung wird, lösen sich alle drei Vereine auf, treten sodann zusammen und bilden einen einzigen Verein, von dem wir nur hoffen und erwarten, daß er in Verbindung mit dem Lemanbund tritt.

II. Läßt sich dies nicht im Augenblick bewerkstelligen, so setze man einen Termin fest, innert welchem jeder Verein seine speciellen Angelegenheiten ins Reine bringt.

III. Ist den beiden obigen Punkten entsprochen, so mag das Lokal des »Pfaffenvereins« bestehend aus 7 Zimmern, der Sitz des gesammten Vereins werden. Hier kann jede Meinung sich frei äußern, es ist Raum genug vorhanden, um jeden Zweig des Wissens zu treiben, ohne zu befürchten, wie dies jetzt bei unserm beschränkten Lokal der Fall, eine

oder andere Ansicht auf Kosten der andern von Vereins wegen zu begünstigen. u. s. w. —

Schmidt biß sich auf die Lippen. Grauff kam zu mir und fragte, warum ich denn so schroff sei. Weil wir uns nicht durch den Etat unserer Vermögensumstände an unsern Bestrebungen wollten hindern lassen, erwiederte ich ihm. Betrüge die Schuldenlast der Communisten etwa nur 200 Franken, wir würden sie ihnen brüderlich tragen helfen, indem wir doch die Möglichkeit absähen, uns heraus zu arbeiten! — Die Summe von 200 Franken war aber grade das Deficit im Pfaffenverein und ich hatte Grauff kirre gemacht. — Er hoffte, daß zwischen uns eine Vereinigung zu Stande kommen werde und ich erklärte ihm kurz und scheinbar gleichgültig, es solle mir lieb sein.

Ich entfernte mich mit unsern Leuten. Vierzehn Tage darauf begannen wir die Unterhandlungen, wegen einer Vereinigung mit dem Pfaffenverein. — Es verstand sich von selbst daß die alten Statuten, mit sammt ihren auf alle Zeiten gültigen Grundgesetzen fallen mußten, so sehr sich auch der Pfarrer Blattner dagegen sträubte. Die unserseits gewählte Commission bestand, mit einer Ausnahme, aus der Familie, welche froh war »einem Pfaffen den Kopf waschen zu können.« Als er z. B. Anstand nahm, die Verordnung aufzuheben, falls der Verein sich auflöse, solle das Eigenthum dem Kirchenrath zufallen u. s. w., drohten wir ihm alles in's Haus zu bringen und den Verein selbst aufzulösen, wobei uns die aus dem Pfaffenverein gewählte Commission trefflich unterstützte. Es käme dann darauf an, wessen Name am meisten dabei compromittirt würde. Kurz der

Pfarrer mußte die ihm von uns gestellten Bedingungen eingehen und am Ende noch froh sein, so leichten Kaufs davonzukommen. Als die Statuten beendet waren, schrieb er noch einen Brief an Grauff, des Inhalts, daß er mit Schmerzen wahrgenommen, daß der Verein wieder durch und durch demagogische Statuten gemacht und seinen Austritt erklärte. Unsere Statuten aber waren sehr unschuldiger Natur und unsere Commission erklärte zu Protokoll, der Pfarrer habe eine Unwahrheit gesagt, ein Compliment, welches Se. Hochehrwürden ruhig einsteckte! Die Vereinigung zwischen dem Pfaffenvereine und uns war zu Stande gekommen. —

Grauff trat jetzt ebenfalls aus. Der Grund war — die »Religion der Zukunft«. Schon früher, als ich meine populäre Bearbeitung dieser Schrift in die Welt geschickt hatte und die Arbeiter sich förmlich darum rissen, erhielt ich anonyme Briefe, welche mich unter allerhand abgeschmackten Drohungen warnten, weiter »auf diesem verbrecherischen Pfade« fortzuschreiten. Jetzt nachdem der Bund geschlossen, ermahnte mich Grauff noch einmal selbst, »die Herzen der Arbeiter nicht mit Atheïsmus zu vergiften.« Denn Döleke und ich hatten bereits eine gewisse Berühmtheit als Apostel der neuen Philosophie erlangt, so daß unsere Schüler, die Arbeiter alle »persönliche Feinde Gottes« geworden waren. Ich blieb dabei: das transcendente Gottesbewußtsein ist der Grundstein der ganzen wurmstichigen Gesellschaft, und so lange der Mensch auch nur noch mit einer Gedankenfaser am »Himmel« hängt — kein Heil auf Erden. Der Atheïsmus, wenn er »Teufel« bildet, macht die Wahrheit zu ihren Bundesgenossen und läutert seine Jünger in ihrem Feuer! —

Als Grauff sah, daß er nichts ausrichten konnte, trat er, wie gesagt, aus, und das junge Deutschland blieb Herr auf dem Platze.

Uebersicht der Vereine. Prophet Albrecht.

Wir standen jetzt, so weit dies Bezug auf die Vereine hat, auf dem Gipfel unserer Macht. Mit Ausnahme von drei Communistenvereinen, hielten wir die deutschen Arbeiter in der Schweiz ganz mit dem Netz unserer Propaganda umgarnt, und Hunderte und aber Hunderte gingen, voll von unsern Ideen, nach Deutschland zurück. Wären die Kämpfe mit den Communisten nicht gewesen, hätten wir uns mit der theologischen Richtung des Prinzips der Gemeinschaft einigen können, d. h. wären die Communisten, statt sich in ihre Systemsucht festzurennen, in abstracto mit uns bis zur freien Vereinigung fortgeschritten und hätten sie die negative Richtung mit uns verfolgt, unsere Propaganda wäre schon jetzt über ganz Deutschland ausgebreitet, denn es waren tüchtige, eifrige Burschen unter den Communisten.

Statt dessen begannen aber bald wieder neue Kämpfe, Anfangs im Bereich unserer Vereine, dann aber mit den Schweizerregierungen. Doch bevor wir unsere Aufmerksamkeit auf die für uns so unglückliche Katastrophe wenden, sei es uns vergönnt unsere Kräfte unparteiisch zu prüfen. —

Zuerst die Section du Jura. (Leiter: Döleke, H—mann.) mit den Vereinen Chaux de Fonds, Fleuriers, St. Imer, Biel.

La Chaux de Fonds, wo der unermüdliche Döleke kräftig wirkte, war gleichsam der Speditionsort des Bundes. Wo es Rundschreiben oder dergleichen abzufassen gab, unterzog sich die Familie dieser Arbeit. Döleke saß oft Nächte durch und korrespondirte, und so fest und selbstständig, ja mitunter starrköpfig sein Charakter war, so bedurfte es, wenn es sich um die Sache handelte, nur eines Winks des geringsten Arbeiters, und Döleke (mit dem Kriegsnamen »Bergmann«) ging ins Geschirr. In dem Verein herrschte der eifrigste Geist und ein Mitglied von Chaux de Fonds konnte jedem kleinern Verein vorstehen. Auch nicht einen gab es, welcher nicht durchdrungen von revolutionären Gesinnungen gewesen*). Chaux de Fonds war so zu sagen die Residenz der Section du Jura.

St. Imer. Ein kleiner Verein, noch in der Entwicklung begriffen. Die »Religion der Zukunft« ward dort eifrig studirt. —

Fleuriers. Gestiftet durch Chaux de Fonds und ganz nach ihm organisirt.

Biel. Der Verein in Biel war noch im Entstehen. Rücksichten gegen einige Ehrenmänner verbieten mir, von den Plänen zu reden, welche wir mit dem Bieler Verein vorhatten. Bereits waren zwei »Jungdeutsche« dahin auf dem Weg, als die Vereine sämmtlich zersprengt wurden. —

Endlich konnte ich noch Lokle anführen, denn obschon daselbst kein Verein bestehn durfte, so hatten wir doch eine

---

*) Ich mache wiederholt darauf aufmerksam: es ist nicht meine Absicht aufzuregen, ich schildere die Sachen, wie sie waren.

Familie niedergesetzt, um privatim durch Reden und Schriften auf die Arbeiter zu wirken. —

Section du Leman. (W. Marr, Kriegsname, Bauer.)

Lausanne, von den übrigen der Vorkämpfer der Vereine genannt. Die Freiheit des Waadtlandes, die Berührung mit dem öffentlichen Leben, das Hauptquartier der Communisten, wie der Jungdeutschen, die fortwährenden Kämpfe und Reibungen endlich, welche dieser Verein zu bestehen hatte, hatten seine Kräfte gestählt. Chaux de Fonds (freilich der Verhältnisse wegen, sehr vorsichtig) und Lausanne waren am weitesten vorgeschritten. Der Drang, sich von allen Gesetzen loszumachen, war in Lausanne zu einer wahren Manie geworden, so daß, als die 54 Paragraphen starken Statuten revidirt wurden, der Verein alle Artikel bis auf 9 oder 10 strich. Die Burschen schreckten vor keiner Konsequenz mehr zurück und übten, so weit es ging, im Verein die Anarchie praktisch aus. —

Vivis. Bisher ziemlich still. Unter H . . . . . s, eines Schriftsetzers Leitung, ward der Verein ein kleiner »Berg.« — Fein mußte dort aus dem Munde eines Arbeiters die Worte hören — »der Liberalismus hilft uns nicht, Christenthum und unser jetziger Staat überhaupt sind die Krebsschäden der Gesellschaft.«

Aigle. Leider ging es hier nicht, wie wir es wollten. Zu starke Schriften wollte man nicht in die Bibliothek aufnehmen und als das Centralbüreau die Aigler Familie hierüber und über manches Andere zur Rede stellte, entschuldigten

sie sich, daß sie zur Vorsicht gezwungen seien. Sie versicherten unter Andern, sie Alle seien »der Freiheit und des Fortschritts glühende Bekenner,« ein Ausdruck, der uns viel zu lachen gab, da die Beweise fehlten. —

Morges. War Aigle im Allgemeinen zurück, so stand Morges mit in den ersten Reihen. Nächst Lausanne, und früher allenfalls Genf, hatte kein Verein solche Stürme durchgemacht. Die Communisten boten das Aeußerste auf, um durch Sprengen des Vereins in Morges eine Lücke in den Lemanbund zu reißen, und es bedurfte zuletzt eines rigorosen Gesetzes, daß Jeder, welcher uns verließ, in keinem Verein der Schweiz wieder aufgenommen wurde, um den Umtrieben unserer Gegend einen Damm zu setzen. Ich gestehe es offen, seit die Unmöglichkeit zu Tage lag, mit den Communisten uns vereinigen zu können, boten auch wir unsere ganze Kraft auf, sie zu stürzen. Sie waren uns zu halb, um in ihnen Bundesgenossen zu erblicken, und als selbstständige Vereine zu störend, um sie unangefochten zu lassen. Morges war lange der Zankapfel, doch Dank dem Eifer seiner Mitglieder und der dortigen Familie, ward es einer derjenigen Vereine, auf welche am meisten zu zählen war.

Nächst Morges hatte die Propaganda ihren Sitz und ihre Vereine in den drei Städtchen Aubonne, Rolle und Nyon, welche ziemlich denselben Charakter angenommen als Vevey. —

Genf. Es kostete einige Mühe das alte jungdeutsche Element hier auszurotten, namentlich den neuern sozialen Ideen Eingang zu verschaffen. Doch der Familie, nachdem sie einmal in Bewegung gebracht war, gelang es, die Andern

mit sich fortzureißen. Von Lausanne und Morges aus schickten wir fleißig unsere Verbündeten und bald hatten wir den Genfer Verein mit uns ziemlich in ein und dasselbe Gleis gebracht. Im Fache der Verwaltung der Vereine, in der Einigkeit seiner Mitglieder verdiente Genf allen übrigen als Muster vorangestellt zu werden. Der Verein war numerisch der stärkste. Seine Mitglieder erreichten oft die Zahl Dreihundert und sie hatten zu ihrem Lokal ein ganzes Haus gemiethet. —

Carouge, der zuletzt von einigen Schwaben, bei denen wir früher wenig Eifer vermutheten, gestiftete Verein, war dem Genfer noch besonders affilirt. Ich habe, (bei dieser Gelegenheit erwähne ich es,) oft bemerkt, daß Arbeiter, deren Aeußeres einen nichts weniger als aufgeweckten Geist verrieth, später, sobald sie in andere Verhältnisse geriethen, kaum mehr wieder zu kennen waren. Gewöhnlich haben die Leute in demjenigen Verein, welchen sie zuerst besuchten, zu wenig Vertrauen in sich selbst, um aus sich herauszugehen. Der Stifter des Carouger Vereins war ein solches Subject. Früher war er in Morges und, wie wir glaubten, wenig mehr als ein guter Deutscher; jetzt hatte er uns schon eine nicht unbedeutende Anzahl Rekruten zugeführt. Er wurde später auch in die Familie aufgenommen.

Yverdon. (Wurde erst später in den Lemanbund aufgenommen.) Der einzige Verein in welchem wir keine Familie unterhielten. Wir kümmerten uns im Ganzen wenig um Yverdon, (es lag uns theils zu weit, theils war es ein Ort, wo die Arbeiter nur kurze Zeit zu bleiben pflegten),

sondern begnügten uns ein Art Werbequartier für die Vereine des Lemanbundes daraus zu machen. —

Section du Plateau. (Standau. Kriegsname Treu.)

Moudon. Von Lausanne aus gegründet erhielt eigentlich auch von dorther seine Instructionen. Außerdem hatten sich einige wackere Waadtländer des Vereins angenommen. Die Lausanner Emissäre konnten nie genug Rühmens machen von dem kräftigen, gesinnungsvollen Geist unserer Zöglinge. Moudon wurde erst später unter die Section du Plateau gestellt. —

Payerne. Wie Moudon.

Freiburg. Trotz des Aristokraten- und Jesuitenregiments dieses schweizerischen Roms, war es uns doch durch allerlei Ränke und Schliche — denn die mußte man den »schwarzen Vögeln« gegenüber anwenden — gelungen, einen tüchtigen Verein zu gründen. Die Communisten hatten auch einen ihrer eifrigsten Propagandisten, einen Spengler, Namens E . . . . . f hingesandt, allein zu seiner Ehre muß ich ihm nachsagen, daß er nie, nach Art seiner Lehrmeister Schmidt und Consorten, Zank und Unfriede säete, um im Trüben der Verwirrung Fische für den Communismus zu fangen; im Gegentheil arbeitete er mit unserer Familie Hand in Hand und stand selbst mit mir in fortwährender freundschaftlicher Correspondenz. Hätten ihm seine Glaubensgenossen geglichen und sich eben so tolerant gezeigt, wahrhaftig, von meiner Seite wenigstens, wäre keine Opposition gegen die Communisten erfolgt. Unser dermaliger Status quo

mußte, meiner Ueberzeugung nach von allen Seiten angegriffen und unterminirt werden. Aber der unerträgliche Glaubenszwang, den die Egalitätsmänner uns auferlegen wollten, rief unsere Macht, zuletzt mit einer Art Erbitterung gegen sie ins Feld. —

Freiburg mußte äußerst behutsam zu Werke gehen. Der Verein stand officiell unter polizeilicher Aufsicht und trotzdem, ein neuer Beweis was das Volk kann, wenn man es zu nehmen weiß, hatten die »Blätter der Gegenwart« dort über fünfzig Abonnenten und von der »Religion der Zukunft« wurden über hundert Exemplare in Freiburg unter den Arbeitern verbreitet. — Die Jesuiten setzten unsern Leuten arg zu. Einen Schlosser, welcher das Nervenfieber bekam und in's Spital gebracht wurde, setzte man vor die Thür, weil er ungeachtet allen geistigen Zuspruchs nicht katholisch werden wollte und »**das Haus nicht für Ketzer gebaut sei.**« Einen Schneidergesellen machten die frommen Väter glänzende Versprechungen, wenn er der Spion der Vereine werden wollte.— Ein Posamentirer ging in die Falle, ward für 300 Franken Katholik und spionirte. Da aber die Jesuiten nur im Verhältniß zu den ihnen gemachten Mittheilungen zahlten, so ward ihr Agent mürrisch und nachlässig. Die Geschichte kam an den Tag.*) Augenblicklich schrieb man an alle Familien und jeder Verein, in dem sich der Elende sehen ließ, wies ihm die Thüre.

*) Durch einige auf die Vereine bezüglichen Papiere, welche man in seinem Felleisen fand, und die von Jesuiten unterzeichnet waren.

Dieses Subject, ein Elsasser, hatte früher einmal als Soldat einen Officier geprügelt und war von den Handwerkern, als er sich der militärischen Strafe durch die Flucht entzog, nach Kräften unterstützt worden. Jetzt, wo er die empfangenen Wohlthaten auf eine so nichtswürdige Art lohnte, ward der Stab über ihn gebrochen. »Geh zu den Jesuiten!« waren die Worte, womit man ihm überall Hülfe und Almosen versagte. In Lausanne hätte er an drei Orten Arbeit finden können, aber alle Thüren waren ihm verschlossen. Nicht besser erging es ihm in der ganzen Schweiz. Er hatte den Bestand einer geheimen Verbindung geahnt — doch auch ohne diese, wäre es ihm nicht besser gegangen —, er sollte sie auch fühlen. Spätern Nachrichten zufolge, soll er gestorben sein, dagegen hörte ich — ich glaube in Bern — er sei nach Frankreich zurückgekehrt, dort aber ergriffen und auf zehn Jahre nach Toulon gebracht worden. Wenn er vom Rudern ermüdet zusammensinkt, mag er den Jesuiten für sein Loos danken!

Der Freiburger Verein pflegte alle halbe Jahre einmal aufgelös't zu werden, entstand aber stets von Neuem. —

Bern. Was Arbeiter leisten können, hat der Verein in Bern bewiesen. Ohne Mithülfe irgend einer Person aus einem höhern Stande entstanden, hatte sich der Verein (gegründet durch zwei Leute aus der Genfer Familie) zu der schönsten geistigen Ausbildung emporgeschwungen. Rastlos in mündlicher und schriftlicher Propaganda, war er im Ganzen das, was die Familien im Einzelnen waren. Die wenigen innern Kämpfe, welche er zu bestehen hatte, kamen ihm trefflich zu statten, um nach Außen wirken zu können. Ich habe

die Leute mehrmal mit meinem Besuch überrascht und jedesmal traf ich sie in der eifrigsten Diskussion über die Fragen des Tages. Wo es galt, Broschüren zu verbreiten, Emissäre zu senden — ein Wink nur, und Bern handelte. Und doch glaubten die braven Burschen immer, sie blieben zurück und jammerten, daß sich keine »Gebildeten« ihrer annahmen. Thörichter Wahn! was ist alle die Weisheit unserer Schulen, gegen das erwachte, einig handelnde Bewußtsein des Proletariers!

Porrentruy. Stand unter Berns specieller Leitung, wie auch:

Burgdorf.

Luzern. Kaum hatte hier der Gesangverein, die allgemein herrschende Richtung unter den Handwerkern eingeschlagen, als der bairische Gesandte, sich nach seinem Befinden erkundigen und unser sauberer deutscher Landsmann der berüchtigte Siegwart Müller den Verein — aufheben ließ.

Zug. Ein kleiner Verein; eine Art »Vorbereitungsschule.« —

Zürich. »Seit dem Communistenlärm gehen wir hier auf Eiern« schrieb mir d. d. 20 Febr. 1845 einer unserer Agenten in Zürich. Von demselben Tage datirt erhielt ich ein Schreiben von dem bekannten Schrader, worin er mir die heftigsten Vorwürfe machte, unserer extremen Richtung wegen. — »Von dem Verein, fuhr mein Freund fort, will ich nicht reden; ich weiß, daß er behutsam marschiren muß, aber die Schlaffheit der F. G. H. (Familie) und der Patriotismus von Schrader ist unverzeihlich. — Du wirst schon gehört haben, daß Fein hier war. Der hat den Karren

wieder bis Anno Hambach zurückgeschoben, darum sieht alles so verblichen aus, wie das Schwarz, Roth und Gold an Lebrechts (Fein's Kriegsname) Uhrschnur. Schrader ist eine treue, ehrliche Haut, aber er verkennt, daß Zürich für ein unter der Hand wirken ein gutes Terrain ist, und wendet allen Eifer dem Verein zu, damit er nur besteht. Nun Ihr kriegt ja unsere Leute doch noch in der welschen Schweiz u. s. w.«

Chur. In der Art wie Zug.

Basel. Ebenfalls als Grenzort nur eine Introduction in die Propaganda überhaupt. Desgleichen:

Straßburg. (Früher, in den dreißiger Jahren, war Straßburg ein Hauptquartier des »jungen Deutschlands.«)

Nicht mit uns affilirte Vereine bestanden noch in Schaffhausen und in St. Gallen. In letzterer Stadt hatten wir von Zeit zu Zeit unsere Agenten.

In Frankreich hatten wir in Lyon einen kleinen, dagegen in Marseille einen starken Verein. Beide durch ein Mitglied der Lausanner Familie gegründet.

In Marseille entdeckten wir die Existenz einer ebenfalls geheimen communistischen Verbindung, durch einen der Unsern, den die Communisten unvorsichtiger Weise zur Theilnahme aufgefordert hatten. Wir erfuhren, daß Schmidt eins ihrer Häupter sei. Ob August Becker mit darin war, weiß ich nicht, glaube es aber kaum. —

Ich war gerade zum Besuch in Chaux de Fonds, als diese Nachricht ankam. Wir hatten durch diese Entdeckung das Schicksal der Communisten in der Schweiz in Händen, aber sowohl Döleke als ich beschlossen, keinen Gebrauch davon zu

machen; es wäre auch thöricht von uns gewesen, Denunzianten zu werden gegen Leute, welche wir zwar prinzipiell bekämpften, die aber doch mit bauten am Thurme, der da heißet der babylonische.

Die Macht der Communisten war damals sehr gering. Die Zahl ihrer Vereine beschränkte sich auf Vier: in Lausanne, Genf, La Chaux de Fonds und Aux Ponts im Jura. Schon früher griffen sie zu den verrücktesten Mitteln, ihre sinkende Macht wieder emporzurichten. Nach dem Sturz des talentvollen Weitlings, folgten sie eine Zeitlang dem durch Bluntschlis Communistenbericht bekannt gewordenen Narren, dem Propheten Albrecht, wie er sich selbst nannte. Albrecht ein gutmüthiger, freundlicher alter Mann, aus Altenburg in Sachsen gebürtig, war in den dreißiger Jahren mit in die demagogischen Umtriebe verwickelt und mußte auf sechs Jahre ins Loch wandern. Dort hatte er nichts zu thun, als in der Bibel zu lesen, die einzige Lectüre, welche der christliche Staat ihm bewilligte. Natürlich mußte er darüber verrückt werden. Sein Wahnsinn stützte sich ausschließlich auf das alte Testament und mit einer, in der That, — wenn man seinen ganzen auf übernatürliche Offenbarungen sich gründenden Ausgangspunkt gelten läßt, — merkwürdigen Konsequenz gab er der ganzen Geschichte, der Vergangenheit und Zukunft eine total andere Construction. So war der Gotthardt der Berg Sinai, die Schweiz die Wüste, der König von Preußen stammt direkt vom König Saul ab, der Messias, dem Albrecht die Wege bereitet, ist, »der Fürst Radcziwill aus dem Hause Serubabels und Chlopicki sein Begleiter.« Allen diesen Unsinn und noch vielen Andern be-

weist euch der Mann aus der Bibel, in welcher er so gut Bescheid weiß, daß man das Buch aufs Gerabewohl aufschlagen, ein Stelle daraus zitiren kann, ohne daß Albrecht ein Einzigesmal nicht den Autor, das Capitel, den Vers zu nennen vermöchte. Jetzt ist der unglückliche alte Mann todt. Der Communismus hat seiner kranken Phantasie den letzten Gnadenstoß gegeben; der Weltschmerz ist ihm in die Lunge getreten und daran starb er.

Wir hatten viel Spaß mit ihm. Mir sagte er einst: »Höre Brüderchen, indem du Atheïsmus predigst, erfüllst du einen schönen Beruf;« und als ich mich wunderte, wie er, ein Prophet so etwas zu sagen wagte, fuhr er fort: »den alten falschen Gott der Pfaffen werdet ihr stürzen und eins mit dem wahren Gott in neuem Lichte wandeln.« Dieser »neue Gott« war, so weit es mir möglich wurde Sinn aus dem Unsinn Albrechts herauszufinden, ein lebendig gewordenes mixtum compositum alles dessen, was da ist, eine Verkörperung des Alls in ein einziges Individuum, in den sich selbst erkennenden Gott, welcher einzig und doch auch wieder nicht einzig sei, und dieses verschrobene religiös-soziale Monstrum, sollte im Jahre 1847 geboren, oder zusammen geknetet werden. —

Die Schriften Albrechts sind nicht interessant zu lesen. Sie entwaffnen die Kritik durch ihre gutmüthig gläubige Sprache und den komisch stillen Wahnsinn, welcher aus ihnen hervorsticht. Wenn die Gassenjungen den Propheten verhöhnten, so freute er sich, daß ihm das Volk »gläubig vertraue« und ihn als den Schrecken der Baalspriester begrüßt. Man lese z. B. seine Broschüren; »Herausforderung

an die Priesterwelt,« »das Ziel im Rosenlicht. Eine Mahnung an die Telle unserer Zeit,« und andere Sachen, welche der Buchhändler Jenni Sohn in Bern wohl noch allein anzuschaffen im Stande ist, wenn man ein ganz eigenthümliches Stadium von Verrücktheit des menschlichen Geistes kennen lernen will.

Dr. Georg Kuhlmann.

Es war im October 1844. Ich war mit Vorbereitungen zur Begründung meines propagandistisch literarischen Instituts beschäftigt, außerdem war die Verschmelzung unseres Vereins mit dem sogenannten Pfaffenverein eben zu Stande gekommen und in Folge dessen eine Menge Correspondenzen und Anordnungen nöthig geworden, so daß ich alle Hände voll zu thun hatte. Zwischen den Communisten und uns herrschte seit dem verunglückten Universalvereinigungsversuch im August Waffenstillstand, und wir konnten uns mit allem Eifer der Zukunft zuwenden.

Da erhielt ich eines Tages ein Schreiben von Döleke, worin er mir den nahen Besuch eines gewissen Doktor Kuhlmanns ankündigte. Derselbe habe in Frankfurt a. M. sozialistische Vorträge gehalten, sei in Folge dessen ausgewiesen, nach der Schweiz geflüchtet, durch Fröbel an den Dichter Seeger in Bern, und durch diesen an ihn (Döleke) empfohlen. »Der Kerl hat eine Art Christuskopf — schrieb mir D. — spricht viel von Offenbarung, scheint aber sonst ein ganz or-

dentlicher Bursche zu sein, aus dem Du etwas zurecht hobeln kannst. Vielleicht kann er uns in unserer Stellung zu den Communisten nützen. Der arme Teufel sitzt augenblicklich arg im Pech, greif ihm unter die Arme.«

Ich war verdrießlich über Döleke, daß er stets die Leute in's Waadtland spedirte, wo einmal deutsche Gelehrte ihre Existenz nicht begründen konnten und sodann in unsern Vereinen, wie wir dies schon oft erfahren, nur Verwirrung anrichteten. Dennoch konnte ich damals ganz gut Jemand brauchen, welcher mir einen Theil meiner Arbeiten abnahm und beschloß mir den neuen Ankömmling zu besehen.

Kuhlmann ließ mit seiner Ankunft nicht lange auf sich warten. — Ich saß und schrieb, als es an meine Thür klopfte und auf meinen Ruf »Entrez!« ein Mann hereintrat, dessen mittelalterliches Aeußere mich stutzen machte. Er trug eine feine schwarze Sammet-Pikesche mit Schnüren, auf dem Kopf einen grauen Hut à la jeune Suisse. Langes schwarzes Haar wallte auf seinen Nacken herab und der größte Theil seine bleichen Gesichts war mit einem dichten langen schwarzen Prophetenbart bedeckt. —

— »Sie sind Herr Marr?

Zu dienen.

— Ich bin der Doktor Kuhlmann, Sie werden von mir gehört haben. — Sie wollen sich hier etabliren. — Gut. Das ist auch mein Plan. — Da können wir zusammen etwas anfangen. —

Ich trug damals eine Staubbrille von blauem Glase, durch welche ich, wenn ich das Gesicht halb gegen das Licht wandte, beobachten konnte, ohne beobachtet zu werden. —

Die Art und Weise, wie sich Kuhlmann bei mir introducirte, glich zu sehr jener literarischen Industrierittermanier, welche den Leuten, indem sie ihnen die Pistole der Unverschämtheit auf die Brust setzt, keine andere Wahl läßt als entweder grob zu werden oder sich rupfen zu lassen. Doch wollte ich diesem Präjudicium nicht allsogleich Raum geben. Die Namen Fröbel, Seeger, und selbst Dölekes, wenn auch etwas zurückhaltende Empfehlung brachten mich auf den Schluß, Kuhlmann habe, wie viele deutschen Gelehrten, seine Eigenheiten, die man ihm hingehen lassen könne. Auch gestehe ich aufrichtig, daß es mir ganz lieb war, jemand um mich zu sehen, mit dem ich meine Ideen austauschen, und welcher mir, wie ich glaubte, über das literarische und sonstige Leben in Deutschland manches Neue mittheilen konnte. Ich beschloß ihn zu prüfen, und bemerkte, daß die Realisirung meines Projectes noch im weiten Felde stehe; es sei mir zwar Recht, wenn ich mich mit einem tüchtigen Manne associren könne, doch müßte in diesem Falle eine Uebereinstimmung der Gesinnung herrschen und man sich über die ganze innere Einrichtung einer solchen literarischen Anstalt genau verständigen.

Kuhlmann meinte, in unsern Gesinnungen stimmten wir ja mit einander überein — wer ihm das gesagt hat, mag Gott wissen! — und das Uebrige seien lauter Nebendinge. Etwa noch nöthige pekuniäre Mittel, könne er anschaffen durch seine ausgedehnten Bekanntschaften in Deutschland. — Ich würde, fuhr ich ruhig fort, einem Schriftsteller für eine demokratische Broschüre keinen Sou Honorar zahlen,

wohl aber ihm die Hälfte des Nettoertrags seines Werkes zusichern.

Und warum kein Honorar? fragte Kuhlmann, dessen Gesicht, wie ich durch die Brille wahrnahm, sich um ein bedeutendes verlängerte.

Zur Vermeidung unnöthiger Spesen, welche den Preis des Verlagsartikels zu hoch bedingen, als daß die Classe, für welche er geschrieben, ihn anschaffen könnte. —

Unser Gespräch über mein Project hatte bald ein Ende, Kuhlmann hatte an mir seinen Mann gefunden. Er konnte mir weder imponiren, noch mich durch seine Zudringlichkeit in Verlegenheit setzen. Er sprang auf ein anderes Gebiet über. Er redete viel von der Vereinigungsfrage mit den Communisten und kramte die absurdesten Pläne aus. So z. B. sollten die Vereine ihn, »für ihr Prinzip reisen lassen«, ein Vorschlag, dem ich ihm aber mit summarischer Kürze zu Wasser machte, indem ich ihm erklärte, so lange ich an der Spitze der Vereinsangelegenheiten stehe, würde daraus nichts und es würden auch nur solche Gelehrte bei uns aufgenommen, welche dem Volke etwas geben, ohne das Geringste dafür zu fordern. Der ganze Kerl kam mir verdächtig vor. Sein Charakter schien mir verschlossen, seine Manieren auf Effekt berechnet, seine Sprache eine Imitation der Propheten. Es blieb sein Wissen noch übrig zu erforschen. —

Ich arbeitete damals ziemlich stark an der Verdauung des Feuerbachischen Gattungsbegriffs. Homo homini deus est. Mir schien, wenn man der Gattung das theologische Prädikat »Gott« beilegte, jener Gott eine eben so transcendente Erscheinung würde als der alte. Das Individuum war mir

im ewigen Conflict mit der Gattung. Als Kuhlmann daher sagte, daß seine Philosophie, (»welche er dem Vereine offenbaren wollte«) das Problem der Aussöhnung des Individuums mit der Gesammtheit löse, ward mein Interesse für den wunderlichen Kauz wider rege.

— Was sagen Sie zu Feuerbachs Philosophie der Zukunft? fragte ich. —

Ich halte gar nichts von der Speculation. —

Speculation? dachte ich, und da ich nun wußte, daß Kuhlmann Feuerbach gar nicht kannte, bat ich ihn um eine nähere Erklärung. —

— Ich werde das in meinen Vorträgen auseinandersetzen. Es ist hohe Zeit, daß dem Feuerbach einmal geantwortet werde.

Ich nahm Kuhlmann am Abend mit in unsern Verein. Vorher rieth ich ihm, die Vereinigungsfrage unberührt zu lassen, sich erst mit den Verhältnissen genau bekannt zu machen und vor Allem das Zutrauen der Arbeiter zu gewinnen suchen. Aber so ein »deutscher Doktor« ist die Arroganz selbst. Gott bewahre! Kaum steckt Kuhlmann die Nase in unser Treiben hinein, als er nichts Geringeres verlangt, als zuerst »blinden Glauben an ihn, der uns zum Heile führen wolle.« Den ersten Abend ging noch Alles gut. K. trug eine stark mit Pantheismus geschwängerte Einleitung in seine Philosophie vor, welche so gehalten war, daß ein Jeder sich Etwas heraussuchen konnte, was für seinen Gaumen paßte. Am zweiten Abend aber, als der neue Heiland sich in praktische Fragen verstieg, konnte ich den Unsinn nicht länger anhören.

Nur ein Beispiel! Die Abschaffung des Geldes war auch nach K. die Grundbedingung seines Staates. Aber an die Stelle des Metallgeldes sollte — Papiergeld treten. Giebt es ein größeres sozialistisches Taschenspielerkunststück?

Als er zum Schluß laut erklärte, er wolle der ganzen Gesellschaft, allen Völkern eine andere Gestaltung geben und zwar auf gesetzlichem Wege, packte ich ihn scharf an und zwang ihn, den Begriff der »Gesetzlichkeit« zu definiren. Doch welche Maus kam zum Vorschein. — »Nichts zu thun gegen den Codex.« Unsere Handwerker lachten. Kuhlmann ward böse und als ich ihm endlich mit der größten Kaltblütigkeit den Rath gab, hinzugehen und etwas zu lernen, ehe er öffentlich docirte, nahm er seinen Hut und rannte fort. — Zu den Communisten.

Hier fand er offne Ohren, und so groß war der Autoritätsglaube, daß, als später der wahre Charakter Kuhlmanns, der eines Betrügers und Landstreichers, an den Tag kam, dennoch sein Anhang unter den Communisten, voran Becker, nicht von ihm lassen wollte. Wem es interessirt zu erfahren, wie weit die literarische Industrieritterschaft ihre Arroganz treibt, der lese das Buch, welches Kuhlmann endlich auf Kosten der Communisten drucken ließ und worin die Dummheit gepaart mit biblischer Verrücktheit culminirt.*)

---

*) Den Communisten und einigen Redactoren des „Vorwärts" Marx und Heß hier meine höchliche Verwunderung, daß sie bei jener Polemik zwischen Becker, dem Famulus Kuhlmanns und mir, mich dem erstern zu Liebe nicht zu Worte

An und für sich verdienen Subjecte à la Kuhlmann es nicht, daß man von ihnen viel Wesens macht, doch das industrielle Treiben dieser literarischen Beutelschneider, von denen es in der Schweiz oft wimmelt, verlangt, daß man das Publikum auf diese Subjecte aufmerksam macht. Es giebt glücklicherweise einige untrügliche Kennzeichen, woran man diese Herren erkennen kann. Solch ein »deutscher Doktor« — denn Doktoren sind sie Alle — introducirt sich entweder, indem er gleich von seinen Werken redet und nicht eher abläßt, bis er auch ein paar schlechte Verse vorgelesen hat, oder auch giebt er vor — und das ist das modernste — eine neue Lehre erfunden, ein neues soziales System entdeckt zu haben, oder à la Kuhlmann Geld zu sammeln, damit er asiatische Völkerschaften studiren könne. Jeder ist politischer Flüchtling, und hat ja einmal irgend eine deutsche Zeitung zufällig seinen Namen erwähnt, so trägt er das, von vielem Gebrauch schon sehr defect gewordene Blatt als Legitimationskarte

---

kommen ließen. Dis moi qui tu haut es, je te dis qui tu es. — Uebrigens beweis't die Art und Weise, wie diese Herren den Communismus im „Vorwärts" das Wort reden ließen, daß sie, in der totalsten Unkenntniß mit der Literatur dieser Richtung waren. Es sind da Proudhon und andern sozialistischen Autoren Dinge attribuirt, an welche sie nicht gedacht haben und der deutsche Gelehrtendünkel, welcher mit allem fertig ist, ehe er nur die Nase hineingesteckt hat, hat sich auch hier glänzend bewährt. Freilich durch Aufnahme meiner Erwiederung und der darin enthaltenen, schneidenden Citate, gegen Beckers Angriffe, hätte die Redaction des Vorwärts, ihre Ignoranz, wenigstens auf dem Gebiete des Sozialismus, den sie vertheidigte, zu arg blosgestellt.

seiner Berühmtheit, als Sujet zu dem politischen Roman seines Lebens, als unerschöpfliche Fundgrube seiner »Räubergeschichten« stets bei sich. — Mitleidige Seelen! wenn sich solche fahrende Ritter auf die angeführte Weise bei euch einschleichen (ich mache hier noch ein anderes gefährliches Subject, den sogenannten Dr. Laurian Moris, namhaft) — — so

> Laßt sie mit Hunden auf die Straße hetzen,
> Jagt sie mit Peitschenhieben aus dem Thor!

Bei unsern propagandistischen Zwecken kam uns jeder Störenfried der Vereine sehr mal à propos. Die kostbare Zeit ging mit kleinlichen Lokalstreitigkeiten verloren und der Arbeiter wurde verwirrt und irre an seinen Führern und an sich selbst. Sobald daher Kuhlmann seine öffentlichen Vorträge begann, trommelte ich alles was deutsch verstand, Professoren, Lehrer, Handwerker u. s. w. zusammen, in der festen Voraussicht, Kuhlmann werde sich selbst lächerlich machen. Und in der That, bald wurde er das Stadtgespräch, und bekannt unter dem Namen l'ourson (das Bärchen). Die sechste seiner Vorlesungen war bereits so schwach besucht, daß Kuhlmann den Rest nicht mehr öffentlich, sondern nur seinen getreuen Communisten vortrug, welche gläubig sich bekannten zu dem Unsinn, wie er geschrieben steht in dem Buche: »Die neue Welt oder das Reich des Geistes auf Erden. Verkündigung von Dr. Kuhlmann.«

Kuhlmann ließ sich von den Communisten beherbergen, ernähren und kleiden und äußerte sich dann:

»Was ihr mir gebt, müßt ihr mir geben, denn ihr braucht mich. Aber eigentlich brauche ich Euch. Ihr dient mir, doch

indem ihr mir dient, dient ihr der Menschheit, denn ich wirke für die Menschheit!«

Vor dem Bruche mit Kuhlmann, erbot ich mich, ihm Stunden zu verschaffen, damit er wenigstens seine materielle Existenz fände. Es war französischer Unterricht, den er einigen Deutschen geben sollte. Kuhlmann aber, obgleich er keine drei Worte französisch zusammenhängend sprechen oder schreiben konnte, äußerte vornehm, als ich ihn den Preis der Lectionen mitgetheilt hatte, für eine solche Bagatelle gäbe er keinen Unterricht.

Spinoza, entgegnete ich etwas piquirt, hat Brillen geschliffen, um unabhängig leben zu können. —

Kuhlmann, der kein Spinoza war, that als ob er die Anspielung nicht verstände und lebte, wie August Becker, nach wie vor auf Kosten der armen communistischen Handwerker. —

Und dennoch, seit dieser Mensch in den Vereinen seinen Spuk zu treiben begann, stiegen unheilvolle Wolken über uns auf. Zwar schwindelten wir uns vorher noch zur höchsten Höhe der Theorie hinauf, doch grade in dem Moment, wo wir glaubten, unser Schiffchen durch alle Klippen hindurch, glücklich in die offne See gebracht zu haben, strandeten wir.

Dr. Georg Fein. — Briefwechsel. — Bruch. —

Der Leser wird bereits gemerkt haben, daß es mir nicht darum zu thun ist, unser Thun und Treiben in der Schweiz

zu beschönigen. Ich will ein möglichst genaues Bild dessen geben, was in den untern Volksklassen vorgeht und den Leser einen Blick in die Verbindungen unserer Zeit thun lassen. Wenn ich jetzt über einen Mann rede, welcher durch sein unglückliches Schicksal die Theilnahme von ganz Deutschland auf sich gezogen hat, und dabei zu andern Resultaten gelange, als die herrschende öffentliche Meinung, sowohl seiner Feinde als Freunde, so beweise ich Alles, was ich über ihn zu sagen habe mit unumstößlichen Dokumenten. —

Georg Fein ist zum Demagogenthum gekommen, ohne daß er sich selbst genau Rechenschaft ablegen kann, wie. Sein Hauptverbrechen bestand darin, daß er in Braunschweig des Sonntags junge Handlungsbeflissene u. A. zu sich kommen ließ, denen er aus Börne's Schriften vorlas. Mitglied geheimer politischer Verbindungen war er in Deutschland noch nicht, Fein flüchtete. — Dem sich in der Schweiz bildenden jungen Deutschland (Strohmeier, Harring, Schüler, Rust u. s. w.) wollte Fein nicht beitreten, aus Furcht vor den zu energisch abgefaßten Statuten. Dennoch wurde er mit den andern Demagogen s. Z. aus Zürich verwiesen. Er half den Verein in Genf mit gründen und arbeitete auch später mit großem Eifer am Wohl und Gedeihen der Handwerker, welche ihn alle als ihren Vater verehrten. Fein ist eine biedere, ehrliche Natur, sein Charakter durchaus ehrenwerth, aber — er trägt den Fluch seiner Zeit. Wie Alle aus der dreißiger Periode, beseelt auch ihn jene behagliche Selbstzufriedenheit, welche den Stempel des Märtyrerthums à bon marché ausmacht. Ich kenne nur Einen aus jener Zeit, welcher mit der Entwickelung unsers theore-

tischen Bewußtseins gleichen Schritt gehalten und leider darf ich diesen Einen nicht nennen. Fein steht mit seinen Wünschen und Hoffen noch auf dem Hambacher Boden. Höchstens republikanischen Constitutionalismus, abstrahirend von all und jeden sozialen Reformen, um die er sich nie bekümmert, predigend, fehlt Fein das Salz und der Pfeffer der Kritik, welche allein im Stande ist, den Oppositionsmann zum totalen theoretischen Bruch mit dem System der Gegenwart zu bringen. Nicht die selbstbewußte Leidenschaft, nicht, wie Sallet sagt, »der Tiefe Demant, der sich in dem zerrissenen Herzen zeigt,« nicht einmal die Poesie der romantischen Schule belebt den Demagogen Fein, nein, wie bei Allen aus jener dreißiger Periode noch übrig gebliebenen, ist es Gamaschenromantik, welche den Impuls zu ihrer Propaganda giebt. —

Fein lebte seit einiger Zeit in Christiania. Dort hatte er einen deutschen Verein die »Germania« gegründet, sich dem deutschen Philisterthum gefügt, welches die Handwerksgesellen von der Gesellschaft ausschloß. Ja, Fein erzählte mir, daß er unschlüssig gewesen sei, ein Schreiben, welches der damalige Vorort des Lemanbundes an die »Germania« gesandt, dieser zu übergeben, weil es die bei uns gebräuchliche Anrede »Freunde und Mitbürger!« enthielt. Nach den mir von Fein mitgetheilten Statuten der Germania, mußte die Gesellschaft aus terroristischen Deutschthümlern bestehen und stark nach Mittelalter riechen. So nannten sie ihren Bibliothekar »Buchwart,« ihren Festordner »Festwart« u. s. w. —

Ich hatte von Fein nur Gutes gehört und wirklich fühlte

ich eine Art inniger Zuneigung zu dem »alten Demagogen,« wie ich ihn nannte. Er erhielt von Zeit zu Zeit Berichte über die Fortschritte unserer Vereine und die Huldigungen, welche wir den innern Ideen darbrachten, und ich zweifelte keinen Augenblick, daß ein Mann, wie Fein sich in der Theorie auf dem Höhenpunkt der Zeit zu erhalten wisse. Fein kam bald darauf in die Schweiz, wo ich ihn persönlich kennen lernen sollte. Ich erhielt von Liestal (Canton Baselland) den ersten Brief von ihm.

Liestal d. 28. September 1844.

Mein lieber Marr!

Endlich, endlich komme ich dazu, auch Ihnen einige freundliche Worte zu schreiben. Auf Ihr vertrauungsvolles Schreiben nach Christiania an mich hätte das schon längst geschehen sollen; allein es ist eine verdammte Sache, wenn der Körper dem Geist nicht mehr nachkommen kann! Alles, was im tiefsten Innern noch so blühend und glühend sich bewegen mag, das kommt aschgrau an's Tageslicht, sobald man es in ungünstiger Stunde gewaltsam hervorziehen will. Und in glücklicher Stunde nun da streift man lieber durch Berg und Thäler, sei's auch im nordischen Sturm und Schnee, da vergräbt man sich lieber in seinen Schiller und Luther, in seinen Homer und Shakespeare, da — — doch genug all dieser hypochondrischer Erbärmlichkeiten! Gott besser's! Im persönlichen Umgang bin ich ein anderer Kerl, als im schriftlichen. Das sollen Sie mir selber sagen, wenn wir erst zusammen sind! Aus beikommendem Schreiben an den Verein, das ich nebst den Beilagen gefälligst zu

besorgen bitte, werden Sie ersehen, daß jener Zeitpunkt nun nicht mehr fern ist; und glauben Sie mir, nach Allem, was ich von Ihnen gehört habe, namentlich auch durch unsern wackern Freund Döleke, wird es mich wahrhaft freuen, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Bis dahin nehmen Sie als Zeichen meiner Achtung die beifolgenden, besonders für Sie zusammengelegten Sächelchen von mir an, in denen der bessere Theil meines Selbst sich ausspricht. Den schlechtern lassen wir sub rosa und sub prosa unerwähnt, der kommt doch noch früh genug zum Vorschein.

Was ich Ihnen sonst noch sagen könnte, das finden Sie größtentheils in meinem beifolgenden Schreiben an den Verein, das ich nebst den Beilagen gefälligst zu besorgen bitte, ausgedrückt! Recht sehr hat es mich gefreut, daß Sie Ihren Plan, nach Algier zu gehen, wieder aufgegeben haben. Auch das gehört in das Capitel der Ausdauer und Beharrlichkeit! Schimpf und Schande über die sogenannten Europamüden! Ohnehin finden die Meisten nicht einmal ihre Rechnung bei der Flucht! Sie versprechen sich goldne Berge in der weiten Fremde, und finden es da oft noch jämmerlicher, als daheim. Wie schlimm es auch immer bei uns stehen mag, wir wollen nicht aufhören zu sagen und zu singen: »Noch ist Deutschland nicht verloren!« und wollen redlich das Unsrige dazu beitragen, daß es besser werde!

In Zürich lernte ich auch den wackern Schmied Rieshaft, oder wie er genau heißen mag, auf seiner Durchreise kennen. Möchte es viele solcher tüchtigen Kerle in Deutschland geben!

Jetzt noch eine Bitte. Wenn die Statuten und meine Gedichte an die übrigen Vereine des Lemans umhergeschickt

werden, so möchte ich, daß dasjenige, was ich über beide in meinem Schreiben an den Lausanner Verein gesagt habe, den übrigen Vereinen zu gleicher Zeit zukäme. Sorgen Sie daher gefälligst dafür, daß der Schreiber, oder wer sonst dazu erbötig ist, sich der Mühe des Abschreibens der betreffenden Stellen unterziehe.

An Freund Wiener meine besten Grüße. Möchte er nur bei der Schulmeisterei nicht altklug werden, und unsre jugendlich-excentrischen Bestrebungen nicht gar zu sehr über die Achsel ansehen!

Jetzt aber zum Schluß! Halten Sie sich wacker und brav. Mit dem lebhaftesten Verlangen, recht bald Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen,

Ihr treuer Mitstreiter Georg Fein.

Wir freuten uns Alle herzlich auf Feins Ankunft. Schon früher hatten Döleke und ich beschlossen Fein zu bewegen, seinen künftigen Wohnsitz in unserer Mitte zu nehmen, denn bei unsern literarischen Projekten mußte uns viel daran liegen, unsere Kräfte zu concentriren und Fein schien uns ganz der Mann, welcher jeden Posten ausfüllen und uns mit seinen Erfahrungen als treuer Rathgeber zur Seite stehen konnte. Zwar fürchtete ich, daß er im hohen Norden den neusten Bestrebungen der Zeit fremd geblieben sein könne, allein Döleke und besonders Standau zweifelten keinen Augenblick an Feins konsequenter Entschiedenheit und wir sahen der Ankunft des »alten Demagogen,« mit Ungeduld entgegen. Da erhielt ich eines Tages einen Brief von Döleke aus La Chaux de Fonds, den ich hier im Auszug mittheile. —

La Chaux de Fonds d. 11. Octbr. 44.

Lieber Bauer!

O Jerum! Jerum! Wirf alle Hoffnug, die Du auf unsern Lebrecht gesetzt, in den See, da, wo er am tiefsten ist. Aus dem »alten Demagogen« ist ein Itzsteinscher Liberaler geworden. —

Fein ist seit drei Tagen hier. Ich war gefaßt darauf, daß es einer Verständigung über das, was geschehen müsse, unter uns bedürfe, ich war gefaßt darauf, daß Fein ein paar Schritt hinter der Zeit zurückgeblieben sei, aber das, was ich gefunden, ist zu gräulich! In London hat er zur Itzsteinsmedaille gesammelt, hier bringt er seine »praktischen Vorschläge« auf's Tapet, will Sparkassen gründen, bettelt für Jordan, Seidensticker, hebt den Constitutionalismus in den Himmel u. s. w. — Als ich ihm sagte, daß Fragen, wie die Einheit Deutschlands für uns längst abgethane Dinge sein, und im national-patriotischen Sinne keinen Werth mehr hätten, brauste er auf. Vergebens ließ ich ihm die Bauersche Kritik des Constitutionalismus lesen. Denke Dir! »Das ist ein Gerede in's Blaue,« — solch ein Stallknechtsurtheil! Er glaubt, wir selbst könnten uns nur subjectiv für die neue Philosophie interessiren, und hat keine Ahnung davon, daß die Kritik der jüngern Philosophen in unser Fleisch und Blut übergegangen ist, er versteht nichts von der furchtbaren Revolution, welche die neue Richtung unfehlbar heraufbeschwören wird. —

Bei einer Versammlung unserer Leute und der Communisten schwatzte er eine Menge Unsinn, daß ich es unserer

Ehre schuldig zu sein glaubte, ihn zu unterbrechen; denn Fein gilt bei den Communisten als unser Führer; ich mußte reden und mich und meine Freunde öffentlich der Fein'schen Richtung als fremd bekennen. »Bürger! haben wir je in unsern Versammlungen Fragen, wie Deutschlands Einheit der Besprechung werth gehalten?« — Einstimmige Antwort: Nein! Umsonst zeigte ich nun, wie unser Fortschreiten durch den absolut-demokratischen Geist bestimmt werde, wie wir die ausschließliche Herrschaft des Verstandes proklamirten u. s. w. — was glaubst Du, war Feins Antwort? Er denunzirte mich, weil ich ihm abgerathen hatte, sich mit den Communisten in nutzlose Diskussionen einzulassen. Da konnte ich nicht anders, ich mußte mit ihm brechen. Ich gebe Fein verloren; sieh nun zu, wie weit Du mit ihm kutschirst und sorge dafür, daß er die Vereine des Lemanbundes so finde, daß sie meiner Schilderung entsprechen. Es muß ihm flimmern vor den Augen, wenn er sieht, wie weit wir ihm vorausgeeilt. Ich fürchte nur für Genf. Gleich jetzt schreibe ich dorthin, schreibe auch Du, damit die Genfer Bescheid wissen. Es gilt einen letzten, aber vielleicht den gefährlichsten Sturm abzuschlagen und unsern Handwerkern zu zeigen, daß wir selbst die Freundschaft aufopfern können.

Gehab Dich wohl! Dein

Bergmann.

Ich versammelte die Familie gleich nach Empfang dieses Schreibens und bereits wurde an alle Familien geschrieben, um sie mit dem Vorgefallenen au fait zu setzen, als ein zweiter Brief von Döleke ankam, in welchem er und Standau — letzterer war zum Besuch in Chaux de Fonds — uns ihre

Aussöhnung mit Fein meldeten. Dieser hatte ihnen versprochen, die neue Bewegung zu studiren und sein Urtheil bis dahin zurückzuhalten. Länger als 14 Tage wollte Fein übrigens nicht am Leman bleiben. »Denke Dir, schrieb Standau, er (Fein) sagt, er mache sich absichtlich selten, damit ein gewisser Nimbus zurückbliebe. Döleke lachte ihn aber aus und bemerkte ihm, wie es grade eins unserer Hauptverdienste gewesen den Autoritätsglauben mit sammt dem Nimbus aus den Vereinen hinauszupeitschen.« — Und: »Ueber Dein Urtheil über Kuhlmann war er piquirt. Die summarische Kürze und die schlechten Witze über den »deutschen Doktor,« womit Du Kuhlmann zu den Todten wirfst, hat ihm mißfallen.« — Standau ermahnte uns, Fein schonend zu behandeln, damit seine Anwesenheit nutzbringend auf die Vereine wirke. —

Bald darauf traf Fein in Lausanne ein. Es war seine Absicht, gleich weiter nach Genf zu gehen, und Lausanne erst auf dem Rückweg zu berühren. Von unserm Verein zu der in wenigen Tagen in Genf abzuhaltenden Bundessitzung, zur Uebergabe des Vororts, zum Deputirten erwählt, war es mir erwünscht, Fein dahin begleiten zu können und überall persönlich die Familien auf die Art und Weise vorzubereiten, wie sie sich mit Fein zu verhalten hätten.

Fein dauerte mich oft. Mit den neuen philosophischen Erscheinungen gänzlich unbekannt geblieben, konnte oder wollte er sich noch immer nicht überzeugen, daß diese den alten Adam, Christenthum, Autoritätsglaube rc. ganz und gar antiquirt hätten, und namentlich die Negation des Personennimbus wollte dem alten Burschen nicht recht in den Kopf.

Er hielt viel auf Zweckessen, Ehrenbecher, Fackelzüge, Sammlungen &c., wir gar nicht; er suchte das Volk für gewisse Notabilitäten der Opposition blind zu gewinnen, wir dagegen raubten ihm alle Hoffnung außer der Hoffnung auf sich selbst, und so eine Menge andere Dinge mehr.

Oft fühlte er bei mir vorsichtig zu, ob nicht etwa ein wunder Fleck vorhanden, wodurch der Liberalismus eindringen könnte; umsonst, ich war ein zu hart gesottener Sünder. Fein meinte es ehrlicher, aber er hatte sich überlebt, seine Rolle war ausgespielt. Die Ereignisse von drei Jahren hatten eine Kluft zwischen uns gezogen, deren Tiefe wir bald erkannten und an eine dauernde Allianz konnte unter uns nicht zu denken sein.

Auf der Reise nach Genf besuchte ich den Verein in Morges mit Fein zusammen. Er erhielt schon hier den Beweis, daß er dem Volke nicht viel Neues zu sagen wissen werde. Ziemlich verdrüßlich kam er am andern Morgen zum Frühstück. Wir sprachen von der Sclavenemancipation und Fein äußerte ziemlich kühn, wie es doch ein Verdienst des Christenthums, daß die Sclaverei aufgehoben sei. — Wie es gewöhnlich mit Rationalisten, wie Fein geht, wenn man sie widerlegt, so flüchten sie in hundert Winkelzüge und Unterscheidungen, ohne daß sie merken, wie ihnen der ganze Stoff, den sie vertheidigen in der Hand zerfließt. —

»Das ist kein wahres Christenthum!« schrie Fein, als wir ihm zeigten, wie nie eine Religion so viel Despotismus nach sich gezogen, als das Christenthum grade seines dualistischen Wesens halber. — Zuletzt als Fein genug hin und her gehetzt war und schon bitter wurde, bat ich

ihn, uns eine Erklärung des »wahren Christenthums« zu geben. —

— Du willst auch gar nichts an der Religion gelten lassen, rief er.

— Im Gegentheil! Alles! Nicht wir sind die Dogmatiker und Traumdeutler.

— Höre Marr! — rief jetzt Fein, indem er vom Stuhl aufstand, und die Thränen traten ihm in die Augen, höre Marr, es ist schändlich von Euch, Ihr wollt die Vereine zu zu Atheïstenvereinen machen! —

Damit rannte er aus dem Zimmer.

Als wir in Genf ankamen, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als die Familie von dem Vorgefallenen zu unterrichten und ohne die Vettelhaftigkeit eines Mitgliedes derselben, eines gewissen Schuberts oder Fridolin, wie ich ihn spottweise nannte, hätte Fein auch in Genf dieselbe Opposition gefunden, welche er überall fand; uns wäre ein Freund und Mitstreiter erhalten worden, denn ich zweifle nicht, daß Fein sich, wenn auch nicht in dem Maße wie wir, für die neue Bewegung interessirt haben würde, wenn sie ihm am ganzen Leman gleich stark entgegengetreten wäre. Schubert aber, welcher einem Jeden nachplapperte, der es verstand in tönenden Phrasen zu reden, dieser Schubert, welcher — leider — im Genfer Verein einen starken Anhang hatte, verdarb durch seine Dummheit Alles. Vergebens gab ich dem Feste, welches die Genfer bei Gelegenheit der Vorortsübergabe feierten, einen unsern Tendenzen angemessenen Charakter. Ein paar Tage später als ich Genf verlassen hatte und Fein dort seine Reden gegen die »Fürsten« losließ, fand er leider nur zu

viel Anklang. Döleke tröstete mich damals mit folgenden Worten: »Nimm die Sache nicht so ernst, in Genf schlummern noch manche Elemente des alten sich selbst unklaren Jungdeutschlands; diese sind durch Fein aufgeregt. Gönne ihnen das letzte Zucken!«

Den Communisten, welche über das kurze Zerwürfniß Feins mit Döleke gejubelt hatten, war unsere Wiederaussöhnung ein Greuel. Sie sandten ihren neuen Propheten Kuhlmann nach Genf, um Verwirrung in unserm Vereine anzurichten. Kuhlmann, der aber leider sein Ich allzusehr im Auge hatte, verpfuschte den Kram, denn als er nach gewohnter Weise nur von der Unbill sprach, welche ihm widerfahren und auf seine Gegner schimpfte wie ein fanatischer Pfaffe, wies man ihm kurz die Thür. —

Fein machte jetzt die Runde durch die Vereine. Doch allenthalben trat ihm der neue Geist entgegen. — Indeß das Aergste war ihm noch vorbehalten durch Lausanne.

Wir hatten in Genf eine Versammlung der Vereine von Lausanne, Rolle, Aubonne und Morges in letzterer Stadt beschlossen. Fein setzte den 24. Octbr. (1844) dazu fest und zur bestimmten Zeit trafen die Vereine zusammen. Der Zweck dieser Vereinigung war über unsere innern Angelegenheiten zu berathen, natürlich wünschten wir dabei nicht die Anwesenheit von Fremden. Nun aber hatte der Communistenchef Schmidt in letzterer Zeit, als er darauf verzichten mußte, uns zu sprengen, die Taktik angenommen, jede unserer Versammlungen zu stören. Mit einem merkwürdigen Grad von Frechheit drängte er sich mit seinen Leuten allenthalben zu, diskutirte mit und verwirrte regelmäßig

unsere Sitzungen, daß wir keinen definitiven Entschluß fassen konnten. Zu gewagt war es aber, den Communisten, als ungebetenen Gästen gradezu die Thüre zu zeigen, denn die schlaffe deutsche Sentimentalität nennte das »unbrüderlich handeln« und die Communisten verstanden es trefflich, an die Humanität ihrer Gegner zu appelliren. Kaum hatte daher unsere Sitzung ihren Anfang genommen, als Schmidt, Becker, Kuhlmann und eine Schaar ihrer Getreuen eindrangen und ihr Spiel begannen. Namentlich zeichnete sich Kuhlmann durch seine Vermittelungsversuche aus. Der Kerl wußte recht gut, daß von zwei Vereinen mehr zu ziehen sei als von einem! Nun ist es wahr, Fein, dem in Genf die Flügel wieder gewachsen waren, schwatzte so schauderhaftes Zeug, daß, wären die Communisten nicht zugegen gewesen, ich selbst heftig gegen ihn aufgetreten wäre. Fein predigte gradezu die Genügsamkeit und einen Constitutionalismus, dessen sich Itzstein und Hecker schämen würden. — Ja lieber Fein! sollten Dir diese Blätter zur Ansicht kommen, so wisse, ich nehme mein Urtheil über einige Badische Deputirten zurück, Du aber, wenn Du ihren Ruhm verbreiten willst, thue es auf andere Weise. In Deiner bisherigen schadest Du ihnen bei allen Entschiedenen. — »Seht doch — rief er unter andern — die reichen podagristischen Engländer an, sind denn die zufrieden, o, ein Stück Brod und Käse thut's auch, wenn man nur zufrieden ist!« Er sagte diese Worte, gegen den Communismus! Aber was geschah? Am andern Tag überhäufte ihn der ganze Verein in Morges mit Vorwürfen. Das »Brod und Käse« hat ihnen nicht munden wollen.

Becker antwortete auf Feins Angriffe auf den Commu-

nismus. Jedes Wort blieb Fein schuldig zu widerlegen, und es zeigte sich deutlich, daß er von seinem alten Standpunkt auch nicht um ein Haar breit gewichen war. Ich bat Fein leise, er möge mich antworten lassen und, da unsere Berathung doch nun einmal gestört war, so wollte ich wenigstens einen Auftritt provociren, der unsern Leuten ein für allemal die Augen öffnete in Bezug auf ihre Stellung zu den Communisten. Rasch ging ich die Geschichte des Morger Vereins durch, zeigte durch Zahlen, wie nothwendig die Communisten dahin streben müßten uns zu ruiniren, wie bei allem Geschwätz von Brüderlichkeit grade sie es wären, durch deren Manier aufzutreten allenthalben Unfrieden entstünde; was wir aber gar für Vertrauen zu einer Sekte haben sollten, die jetzt, ihrer beschränkten Weltanschauung die Krone aufsetzend, den Repräsentanten des leibhaftigen Unsinns, Kuhlmann zum Heerführer erkoren; sodann forderte ich Kuhlmann persönlich auf, seine Renommistereien zu rechtfertigen und »schüttelte »endlich, wie Becker im »Vorwärts« über mich schrieb, den Communisten eine offne Kriegserklärung »aus den Falten meines Paletots.« Die Versammlung trennte sich in der heftigsten Aufregung; wir Lausanner waren so entrüstet über Feins constitutionelle Salbaderei, daß wir noch dieselbe Nacht nach Lausanne zurückgingen. Fein schrieb mir gleich am folgenden Tag.

Morges, Montag d. 28. Octbr. 44.

Lieber Marr!

Zu unserm großen Verdruß hörte ich diesen Morgen, daß Du bereits gestern Abends nach Lausanne abgereist seiest,

und doch hatte ich Dir noch so vieles mündlich zu sagen. Nimm denn mit folgenden wenigen Zeilen vorlieb. Wie unangenehm mir die Auftritte des gestrigen Abends gewesen sind, wie sehr sie, vielleicht zur öffentlichen Kunde gebracht, beiden Vereinen schaden müssen, brauche ich Dir wohl nicht erst auseinander zu setzen. Aber wer ist Schuld daran? Habe ich denn Unrecht gehabt, wenn ich dem Bürger Kuhlmann wohlmeinend rieth, er möchte sich Menschen und Verhältnisse erst ein wenig näher ansehen, ehe er das schwierige Geschäft eines Vermittlers übernähme? Dieser Vermittler hat es nun glücklicher Weise dahin gebracht, daß überall, wohin er den Fuß gesetzt, Streit und Unfrieden ausgebrochen ist. Halb und halb sah ich bereits einer Zukunft voll Eintracht entgegen, aber mit einem Mal ist nun alles wieder zertrümmert! In London war es meinen fortgesetzten Bemühungen endlich gelungen, daß der communistische und der deutsche Verein alle äußern Feindseligkeiten in dem Grade aufhob, daß die Mitglieder des einen Vereins Ehrenmitglieder des andern waren und die Bibliothek derselben benutzen konnten, daß wir uns gegenseitig freundschaftlich an unsern Verhandlungsabenden besuchten, uns gegenseitig zu unsern Festen einluden, u. s. w. In La Chaux de Fonds war auf meinen Wunsch, trotz dem Abmahnen vieler unserer Freunde ausgemacht worden, daß der communistische Verein den einen Abend unsern und unser Verein den andern Abend die communistische Gesellschaft besuchten. Es wurde warm, vielleicht sogar heftig disputirt, allein wir schieden in Frieden und gegenseitiger Achtung auseinander. Dasselbe war neuerdings in Genf der Fall. Die Communisten, dazu eingeladen, wohn=

ten so viele dazu Lust hatten, fünf Tage hintereinander meinen Vorträgen bei, ich setzte ihnen offen und ehrlich sowohl das auseinander, was uns trennte, als auch das, was uns bei aller Meinungsverschiedenheit bis auf einen gewissen Punkt auch wieder vereinige; und ich glaube, Niemand fand sich durch unsere entgegengesetzten Ansichten beleidigt. Auch viele Mitglieder unsers Vereins besuchten das Lokal der Communisten, und wir disputirten uns scharf herum; allein es kam zu keinen persönlichen Beleidigungen, ja nicht einmal zu Reibungen, im Gegentheil, das gegenseitige Einverständniß gedieh so weit, daß mich die Communisten zu unserer herzlichen Freude zu ihrem Stiftungsfest einluden und auf's freundschaftlichste und ehrenvollste behandelten. Bis dahin Alles gut und schön; da aber muß der unglückseelige Vermittler und Friedensstifter Kuhlmann in Genf erscheinen, und mit einem Mal bricht Zwietracht und Feindschaft aus. Und nun gar erst gestern Abend. Die deutschen Vereine von Rolle, Aubonne, Morges und Lausanne waren zusammengekommen, um unter sich ihre innern Angelegenheiten zu besprechen. Für uns allein geblieben, wäre alles in der schönsten Ordnung und Ruhe abgelaufen, wir hätten unsere Geschäfte beendigt und wären in Frieden und Freude auseinandergegangen. Da tritt wiederum der Vermittler und Friedensstifter Kuhlmann ein, und aufs Neue beginnt Hader und Zank. Am gestrigen Abend wenigstens hätte er uns in Frieden lassen sollen. — Von den Aubonnern habe ich mir von einigen vorwerfen lassen müssen: auf meine Aufforderung wären sie nach Lausanne gekommen, um über unsere innern Vereinsangelegenheiten zu diskutiren, allein

nicht, um unerfreulichen Streitauftritten mit einem fremden, nicht eingeladenen Vereine beizuwohnen. Allein wer um's Himmels Willen ist Schuld daran, daß sie sich in ihren Hoffnungen getäuscht gesehen haben. Gleichwohl muß ich im Laufe dieser Woche nun noch einmal nach Aubonne und vielleicht sogar nach Rolle reisen, um das Verfehlte wieder gut zu machen und das Versäumte nachzuholen, und wahrlich, der Vermittler Kuhlmann ersetzt mir meine Zeit und meine Reisekosten nicht!

Und was das Betrübendste ist: wie in Chaux de Fonds und in Genf, so hatte ich mir vorgenommen, auch hier in Morges und Lausanne, während der Abende unseres Dortseins, wo möglich die beiderseitigen Vereine im gleichen Lokale versammelt beisammen zu sehen und in Frieden und Eintracht diskutiren zu hören, allein jeder Vernünftige muß begreifen, daß nach den Auftritten des gestrigen Abends, nach den mancherlei heftigen Aeußerungen und nach der dadurch erregten gegenseitigen Erbitterung ein solches Zusammenkommen, jetzt nur zum Unheil und zu neuem Hader führen würde. Bleibe denn jeder Verein hinfort streng von dem andern gesondert. Das wird den Frieden hoffentlich besser aufrecht erhalten, als alle ungeschickten Vermittelungsversuche! Inzwischen werde ich mich gleichwohl meiner Aufträge von London u. s. w. gegen Simon Schmidt erledigen, der gestern Abend, wie ich ihm zum Ruhme nachsagen muß, mit anerkennungswerther Ruhe und Mäßigung (! — !) gesprochen hat. — Ich bitte Dich daher auch, ihm diesen Brief mitzutheilen, nachdem Du ihn zuvor mit unsern besten Grüßen unserm Verein vorgelesen. Meine Nerven sind

von den Auftritten des gestrigen Abends noch so angegriffen, daß mir die Hand zittert und ich für heute unmöglich mehr schreiben kann. Ich habe die ganze Nacht kein Auge zuthun können. Darum für heute nur noch ein freundliches Lebewohl. Bis auf baldiges Wiedersehen

Dein deutscher Mitkämpfer

Georg Fein.

Um die folgenden Briefe Feins gehörig würdigen zu können, will ich noch einige Worte über seinen Standpunkt vorausschicken. Fein gehört zu denjenigen Leuten, welche in der Opposition der deutschen Kammern und in dem sogenannten gesetzmäßigen Bestrebungen unserer Tage den Grundstein der Zukunft zu sehen glauben. Fein an sich, ist Republikaner, ja ich will sogar glauben, daß er für die Revolution ist, aber er verlangt von dem Volke eine Hingabe an eine Partei, welche ihm fremd ist, an eine Partei deren dreißigjähriges, fruchtloses Mühen gerade die »Praktiker« von ihrer Werthlosigkeit überzeugt haben sollte. Ueberall ist das Volk als Volk plumpe Masse geblieben, im Sinne der Regierung handelnd, wo es ja handelte. Abgesehen von ihrer Gehaltlosigkeit, bedingt die Politik ein Wissen, wie es dem Volke nicht werden kann, ohne eine vorhergegangene kräftige soziale Durchbildung, und wenn ich selbst jetzt noch der Politik den Werth einer stumpfen Waffe zutraue, von der man im Nothfall, wenn man gerade nichts anderes zur Hand hat, Gebrauch macht, so fühle ich doch jetzt schon, daß sie gänzlich antiquirt werden muß.*) Fein nur hofft

*) In diesen Tagen erst erhielt ich Briefe von höchst ehrenwerthen Oppositionsmännern, welche jedoch zu meiner Freude sich

Alles von der Politik. Er ist kein Sozialist. »Wenn Itzstein und Welker erst Hunderttausende hinter sich haben, sagt er, dann werden sie schon anders kommandiren!« — »Wenn!« — Warum geht Fein nicht noch einen Schritt weiter und knüpft die Frage der Realisirung nicht an die Bedingung? Er redet im Conjunctiv, der Indicativ ist ihm fremd und bis zum kategorischen Imperativ wird es sein Bewußtsein nie bringen. Das »Wenn« ist da, warum nicht das »Wie?« Fein ist aus einer Zeit der Unklarheit, die nichts weiß, als daß etwas geschehen müsse. Was aber dieses Etwas ist, davon hat er keine Ahnung. Er hat Nichts gelernt und Nichts vergessen. Er ist Patriot. Das humane Wissen ist ihm Träumerei. Dem Patriotismus opfert er die Menschheit; die individuelle Freiheit, welche sich aus diesem Bewußtsein geltend zu machen sucht, trägt den Zopf vergangenen Jahrhunderts. Im Humanismus fände er ein Object seiner kühnsten Gedanken, in der nackten Misère des Patriotismus nährt er sich dürftig von verwittertem Moder. Er kämpft nicht für die Freiheit — er bettelt für sie. —

Fein galt bei den Communisten als unser General en Chef. Es stand also hier unsere eigene Ehre auf dem Spiel. Wir hatten nicht nur ihn sondern auch die Communisten überflügelt, und jetzt kehrt Fein zurück, hält nicht einmal Heerschau und bringt durch seine corrupten Commando's die Armee in Mißkredit. Wenn uns die stürmischen Auftritte in Morges in der Folge von Nutzen für unsere Partei waren,

---

offen zu dieser Ansicht bekannten, und die noch unlängst mich einen „exaltirten Kopf" einen „enragirten Sozialisten" schalten.

weil sie uns mit den Communisten gänzlich auseinander brachten, so waren Feins Reden nicht daran Schuld, eben so wenig mein Bemänteln seiner Ansichten, sondern lediglich die unverschämte Zudringlichkeit der Communisten selbst. — Am besten erhellt die Unklarheit Feins, der innere Widerspruch seines Wesens aus seinen ferneren Briefen an mich. Leider habe ich die meinen nicht wörtlich copirt, doch was ich davon erwähne, wird genügen, um unsere Stellung zu einander richtig zu beleuchten.

Am Sonntag 27. Oct. 1844 fand die Versammlung in Morges Statt. Am Montag den 28. schrieb mir Fein den oben angeführten Brief; am gleichen Tage schrieb auch ich ihm, so daß unsere Briefe sich kreuzten. Ich sprach ihm meinen Unwillen über das Vorgefallene aus und tadelte auch namentlich seine im Sinne des Constitutionalismus gehaltenen Reden mit folgenden Worten:

»Dann noch eins! Laß den Constitutionalismus links liegen. Du wirst keinen Anklang in den Vereinen damit finden und vielleicht nirgends weniger als in Morges, und gibst den Communisten nur Waffen gegen uns in die Hände, wie wir gestern gesehen.«

Am Dienstag antwortete Fein. Sämmtliche Vereine waren inzwischen bereits von dem Vorgefallenen in Kenntniß gesetzt.

Morges, Dienstags d. 29. Octb. 44.

Lieber Marr!

Unsere Briefe haben sich gekreuzt. Aus dem gestern von mir abgeschickten wirst Du ersehen haben, daß ich über unsere,

von jetzt an den Communisten gegenüber einzunehmende Stellung vollkommen mit Dir einverstanden bin, und bitte ich Dich nur, dahin zu wirken, daß wo möglich noch vor meiner Ankunft in Lausanne Euer Verein einen Beschluß fasse, wornach kein Communist und auch nicht der Krypto-Communist Kuhlmann, unsern Verhandlungen und Diskussionen fortan beiwohnen könne. Meines Erachtens läßt sich das recht gut machen, ohne daß man dazu allzuheftiger und übertriebener Deklamationen gegen die Communisten bedürfe. Ein Sieg, den man mit zu großer Hitze verfolgt, führt nicht selten wieder zu einer Niederlage.

Schreibe mir doch umgehend, ob Du die Auftritte des vorgestrigen Abends bereits an die Genfer geschrieben hast, oder es doch in den nächsten Tagen übernehmen willst. Letzteres wäre mir außerordentlich lieb, da ich bei den Vorfällen persönlich noch in höherem Grade, als Du betheiligt gewesen und meine Darstellung derselben leicht als parteilich erscheinen könnte. Uebrigens ist mir gegenwärtig der ganze Gang, den die Dinge vorgestern genommen haben, völlig recht und erwünscht. Hätte man die Communisten sammt Kuhlmann aus dem Lokal gewiesen, oder ihnen mindestens das Wort nicht gestattet, so würden sie über Unterdrückung, Feindseligkeit und dergl. gefaselt und bei der großen Masse der Unverständigen vielleicht den Schein des Rechts für sich gewonnen haben. Jetzt aber haben sie durch ihre Zudringlichkeit, Unverschämtheit und Taktlosigkeit bei jedem nicht ganz Parteiischen klar und offen selber den Stab über sich gebrochen, so daß unsere ferneren Maßregeln gegen sie nur als Nothwehr erscheinen. Sie haben bei manchen noch lau

und schwankend Gesinnten eine Entrüstung hervorgerufen, die man nicht erst zu wecken, sondern nur klug zu leiten braucht, um des Sieges gewiß zu sein Diesen Abend werde ich das vorgestrige Betragen der Communisten im hiesigen Verein ruhig und leidenschaftslos schildern und übermorgen in Aubonne, wohin ich mir auch von Rolle die Anwesenheit einiger dortigen Mitglieder erbeten habe. Sage selbst, hat denn die langweilige Rede Kuhlmann's unserer Sache nicht mehr genützt als geschadet? Dieser Prophet ist für die weniger Einsichtsvollen nur aus der Ferne gefährlich, wenn er mit seinem langen Bart und seiner melancholisch nachdenkenden Miene zur Bewunderung aller Kinder und zum Staunen aller Gassenbuben stumm über die Straße geht, aber wahrlich nicht mehr, wenn man ihn zum Sprechen reizen kann. Von ihm heißt es: philosophus si tacuisses! Und auch die Waffen, die ich dem rothen Becker, Deiner Ansicht nach, durch unsern sogenannten »Constitutionalismus« — wie er wirklich beschaffen ist, sage ich den Leuten ja offen in's Gesicht — in die Hände gegeben haben soll, scheinen mir wahrlich nicht sonderlich scharf und gefährlich. Wer mich einmal nicht verstehen will, an dem ist auch jedes anderweitige Wort verschwendet. Ueberhaupt fassest Du mich gänzlich falsch auf, wenn Du mich etwa für einen Popularitätsjäger hältst. An sich selbst hat die Popularität wenig oder keinen Werth für mich; ich fühle mich am glücklichsten in unserer stillen ungestörten Häuslichkeit und liebe darum namentlich auch Norwegen; nur insofern gebe ich etwas darauf, als sie mir ein unschuldiges Mittel für meine höhern*)

*) Diese „höhern Zwecke", womit F. hier prunkt, hattn

patriotischen Zwecke ist. Könnte ich sie nur dadurch aufrecht erhalten, daß ich diesen Zwecken selber entgegen, d. h. müßte ich, um populär zu bleiben, zu etwas rathen, was ich für schädlich oder unnütz halte, so würde ich noch heute mit der größten Heiterkeit sagen: »leb wohl, Popularität, in unserm Haushalte bist du durchaus keine nothwendige Person!« †Glaubst Du, daß meine Ansichten über den erwähnten Punkt an und für sich selbst falsch sind, gut, so bekämpfe sie mir selbst und den Vereinen gegenüber, ja, Du mußt sie alsdann bekämpfen.†*) Solltest Du sie aber blos deshalb bekämpfen, weil sie in diesen oder jenen Vereinen nicht beliebt sind, dann würde es mir um Deine ganze fernere Wirksamkeit leid thun. Nein, man muß auch den Muth haben, nöthigenfalls unpopulär zu sein oder zu werden. Zudem beruht Deutschlands Freiheit nicht blos auf den Vereinen am Leman, diese sind nicht alle Vereine des Auslandes, und auch sämmtliche Vereine des Auslandes bilden nur eine kleine Compagnie der Freiheit.**) Mein politischer Blick

---

schon in Chaux de Fonds Anstoß erregt. — Fein war Mitglied des j. D., nicht aber officielles Haupt, folglich schuldig, mit uns zu gehen. Hatte er noch höhere Zwecke, dann hätte er als kluger Mann ganz darüber schweigen, nicht aber durch ein Paradiren damit unsere Angriffe provociren sollen. Der Bund garantirte seine freie Handlungsweise, aber umgekehrt kann nur Vertrauen Vertrauen erwecken. Uebrigens glaube ich, ist es mit diesen „höhern Zwecken" nicht weit her. —

*) Wir bitten den Leser diesen zwischen †—† befindlichen Satz, im Gedächtniß zu behalten. Es kommt bald ein Beispiel constitutionellen Widerspruchs und constitutioneller Weisheit! —

**) Ich möchte wohl einmal die „Armee der deutschen Freiheit" sehen!! Die ist wahrscheinlich im Monde!

und meine politische Wirksamkeit erstreckt sich nicht blos auf diese Vereine; ich habe noch ein ganz anderes Feld zu bearbeiten. (!!) Für heute genug hierüber. Mündlich ein Mehreres von Deinem

Lebrecht.

Während Fein in den Vereinen umherreiste, waren wir nicht unthätig geblieben. »Du siehst, schrieb ich an Döleke, die ganze »Communeauté« sammt allen Ungemach, welches sie uns bringt, ruht auf drei oder vier Enragés. Lausanne ist ihr Hauptquartier, von wo aus jeder ihrer Vereine seine Instructionen empfängt. Die letzten Vorgänge beweisen mir wieder auf's deutlichste, daß bei der dermaligen Decadence der Communisten jede gewaltsame Aufregung sie nur stärkt, daß wir, wenn wir in der Schweiz herrschen wollen — und herrschen müssen wir — ganz andere Mittel als die bisherigen in Anwendung zu bringen haben. Unsere Gegner sind numerisch und intellectuell schwächer als wir, aber doch immer stark genug, um uns fortwährend en garde zu halten. Wir müssen ihre Kräfte theilen. Ich verzweifle nicht, daß die Communisten in Chaux de Fonds z. B., wenn sie uns kennen das Schmidtsche Joch abschütteln werden. Vielleicht komme ich selbst einmal nach Chaux de Fonds. Stelle Dich bis dahin freundlich mit unsern Gegnern. Es muß alles auf Lausanne gewälzt werden. Laut Familienübereinkunft existiren hier die Communisten von heute an für uns nicht mehr; wir wollen sie aussterben lassen. Ihr dagegen, und wo es sonst noch Communisten giebt, betragt Euch versöhnlich, seid zur Vereinigung geneigt, zeigt aber dabei als Hinderniß die materiellen Verhältnisse und das perfide Be-

tragen der Lausanner Communisten. Schmidts Briefe, deren Inhalt ich zum großen Theile kenne, werden die beste Bestätigung Eurer Aussagen sein u. s. w.

Diese hier angegebene Taktik wurde allenthalben von unsern Familien in Anwendung gebracht. —

Kehren wir jetzt zu Fein zurück. —

Wir hatten Fein gezeigt — und er mußte es durch den Geist der Vereine bestätigt gefunden haben — daß unsere Arbeiter nur durch Ertödtung jedes Autoritätsglaubens zu dem radikalen Standpunkt gelangt waren, welchen sie einnahmen. Die Betteleien für Jordan rc., die Ehrenbecher und Sammlungen für Monumente, die Feste und »Zweckessen« hatten wir als Fußangeln des wahren Fortschritts erkannt, weil alle diese Allotrias die Phantasie bis zum Vergessen der Wirklichkeit beschäftigen. Die Revolution sollte uns ein Product des Verstandes, nicht des exaltirten Gemüths sein. Fein konnte uns nicht wiederlegen. Er wußte dagegen, daß er uns durch Anregung »deutsch« patriotischer Bestrebungen den Handschuh hinwarf. Er hätte es unterlassen sollen, um nicht später gezwungen zu sein, vor dem Kampfe — Reißaus zu nehmen.

Ich hatte Fein auf seinen letzten Brief einige allgemeine Worte über unser Verhalten geschrieben. Aus seiner Antwort theile ich hier das Wichtigste mit. —

Am Bord des Dampfschiffes »Adler« auf der Höhe von Vevey. Sonnabends d. 2. November 1844.

Deinen Brief vom 31. October habe ich vorgestern Abend richtig in Aubonne erhalten, lieber Marr. Ich setzte die letz-

ten Sünden der Communisten auseinander und sprach mich, aus Anlaß der jetzt in der Mannh. Abendztg. angeregten Sammlung zu Gunsten für Seidensticker zum Vortheil solcher nicht, »constitutionellen«, sondern radikalen (!) und wenn Du willst, selbst revolutionären Sammlungen aus.*)

Heute gehe ich nun nach Aigle und bleibe bis Dienstag da; dann wahrscheinlich auch drei Tage in Vivis, und hierauf zu Euch. Jedenfalls bin ich Sonntags d. 10. Novbr. in Eurer Mitte. Es ist ein großer Tag, nämlich Schillers und Luthers Geburtstag. Solche Gedenktage geben den besten Stoff zu Vorträgen, und das alsdann in feierlicher Versammlung gesprochene haftet länger im Gedächtniß und in der Einbildungskraft (!) als die schönsten Reden im gewöhnlichen Alltagsschlendrian. — Folgen einige Ermahnungen an die Arbeiter, sich zahlreich einzufinden und sich nicht durch etwaiges schlechtes Wetter abhalten zu lassen. »Himmel Herrgott Sakerment! was soll man in der Folge mit Leuten anfangen, die nicht einmal die Nase in den unschuldigen himmlischen Regen zu stecken wagen. Wenn es nun erst einmal blaue Bohnen regnet u. s. w. u. s. w.«

So wie mich, hatte man auch Döleke überall von Fein's Auftreten in Kenntniß gesetzt. Fein hatte, was mich namentlich im ersten Augenblick ein wenig verdroß, in Morges mein als Familienglied und mit dem Kriegsnamen »Bauer« unterzeichnetes Privatschreiben an ihn öffentlich

*) Diese Patrioten können nie einsehen, was der Sache und was nur einem Theil derselben gilt. Nicht diese oder jene Bettelei, nein die Bettelei überhaupt soll abgeschafft werden.

vorgelesen. Seine Eitelkeit erlaubte ihm nicht, von jüngern Leuten als er Rath anzunehmen. — Mit einem Mal kommt ein fulminanter Brief an den Lausanner Verein, an mich adressirt von Döleke an. Das Schreiben sollte, sobald sich Fein in Lausanne befände in seiner Gegenwart öffentlich im Verein vorgelesen werden. Nachdem Döleke sämmtliche Sünden Feins aufgezählt hatte, schrieb er: Sind ihm (Fein) etwa in Genf die Fittige wieder gewachsen — gut, so reißt sie ihm aus! Soll darum all unser Mühen und Ringen gewesen sein, sollen wir darum alle Kämpfe mit einander bestanden, unsere Vereine zu dem gegenwärtigen blühenden Zustand gebracht haben, damit jetzt der erste beste, in der Zeit zurückgebliebene deutschthümelnde Patriot uns für die jämmerliche Partei der Ehrenbecher, Medaillen und Betteleien gewinne? Fein! diese Zeilen werden in deiner Gegenwart vorgelesen, rechtfertige dich; zeige unsern Leuten deinen Ausgangspunkt und rede nicht, wie hier in La Chaux de Fonds, in's Blaue hinein. »Ich wenigstens — so schloß der Brief — will dem Volke zeigen, daß ich keinen Augenblick schwanke, wenn es sein muß, ihm meine besten persönlichen Freundschaftsverhältnisse zu opfern, sobald es sich um die Ueberzeugung handelt!«

Die Familie beschloß, von diesem Brief erst im äußersten Nothfall Gebrauch zu machen und alle weitern Schritte bis auf Feins Anwesenheit in Lausanne zu verschieben. Jetzt aber erhielt ich noch ein Schreiben, datirt von Aigle, dessen Inhalt mich bestimmte, Fein vorzubereiten auf das, was in Lausanne seiner harrte. Ich schrieb ihm nach Vevey, damit er den Brief dort vorfände, wenn er Aigle verlassen

hatte. Doch ehe ich den Inhalt meines Schreibens anführe stehe hier Feins Brief, welcher meinen letzten, entscheidenden Schritt provocirte. Seltsames Spiel des Zufalls! Obgleich wir mit den Communisten in offnem Bruch lebten, war ein Communist, wenn man will, die Veranlassung zu unserm Zerwürfniß mit Fein! —

Aigle, Dienstag 5. Nov. 1844. —

Lieber Marr!

Heute Abend bleibe ich noch hier, übermorgen und Freitags werde ich mich in Vevey aufhalten und Sonnabends mit dem Dampfschiff in Lausanne ankommen. Du würdest mir einen großen Gefallen erweisen, wenn Du mir auf 8 Tage ein kleines heizbares Zimmer miethen könntest. Natürlich aber müßte ich bei einer Privatwohnung auch einen Hausschlüssel bekommen.

Hier in Aigle habe ich unangenehme Verhältnisse vorgefunden, nämlich einen der verschlagendsten und verkapptesten Communisten aus dem Lausanner Verein, in seiner Art einen so vollkommenen Jesuiten, wie mir im Leben noch keiner vorgekommen. Wäre nicht W...... und noch einige tüchtige selbstständige Kerle hier, so würde der hiesige Verein in Kurzem vielleicht ein communistischer sein. Zum Glück habe ich den schlauen Fuchs S...... aus Sachsen vor allen Mitgliedern wenigstens entlarvt. Ich bin so grausam gewesen förmlich die geistige Tortur gegen ihn anzuwenden. Vorgestern Abend legte ich ihm gelinde Daumenschrauben an, und er wurde wenigstens etwas weich; er gestand z. B. daß ihm der Communisten- und unser Verein in Lausanne gleich

lieb seien*), er würde aber, um sich noch besser zu belehren, wenn er wieder dorthin zurückkommen sollte, in unsern Verein eintreten. Damit aber noch nicht zufrieden, zwickte ich ihn gestern mit den glühenden Zangen der Dialektik**), und den Angstschweiß auf der Stirne, gestand er nun ein: daß ihm der Communistenverein in Lausanne lieber sei als der unsre; (!!) nur deshalb habe er vorgestern die Unwahrheit gesagt, weil ich ihn so in die Enge getrieben und in Verlegenheit gebracht habe. Weitere Tortur! Auf sein Ehrenwort befragt, ob er über den hiesigen Verein an einen Communisten geschrieben habe, gestand er unter Zerknirschung ein, daß er nach den ersten 8 Tagen seines Hierseins allerdings, jedoch nur in einem freundschaftlichen Brief dem Präsidenten des Lausanner Communistenvereins Mittheilungen über den hiesigen Verein gemacht habe; er sähe jedoch ein, wie sehr er Unrecht gethan hätte; er wolle den Brief und die Antwort darauf herbeischaffen.***) Alles Weitere mündlich. Ich

---

*) Es ist tragikomisch, wie kindisch sich der Patriotismus macht! „Geistige Tortur", „Daumenschrauben", — und das Alles an einem Handwerker von dem studirten Fein. Und endlich das Geständniß: „der Communistenverein und der unsrige seien ihm gleich lieb!" —

**) Einen Handwerker! doch merke man sich die „glühenden Zangen der Dialektik"; nicht immer weiß der constitutionelle Patriot sie zu handhaben.

***) Offenbar hat sich dieser Communist über Fein lustig gemacht! Wer kann ihm wehren, Briefe zu schreiben, an wen es ihm beliebt? Die Communisten warfen uns noch immer vor, daß vor 4 Jahren einmal ein paar Hasenfüße unter uns, aus Furcht vor der Polizei, communistische Bücher aus dem Verein verbrannt hätten, und wir vom Jahre 1844 sollten solchen Ge-

sage jetzt auch mit Dir: Nichts von Verträgen, nichts von Uebergabe! Auch in Morges wird und muß es gehen, namentlich nach diesem Vorfalle. Das System und die Taktik der Communisten ist mir jetzt völlig klar. Mündlich hierüber ein Mehreres. Schreib über dieses Alles nicht eher an den Aigler Verein, bis wir uns mündlich gesprochen haben, denn unsere Stellung hierselbst ist schwierig. Bis auf baldiges Wiedersehn Dein G. Fein.

Der Inhalt dieses Briefes überzeugte mich deutlich, welcher Art unser Verbündete Fein sei. Die Seidensticker-sammlungen, die Begehung von »Schillers und Luthers Geburtstag«, endlich gar die »glühenden Zangen der Dialektik« ließen mich erkennen, wie sehr uns unser Freund bei Feinden schaden mußte. In Lausanne sollte es sich entscheiden, welche Form unser Verhältniß zu Fein in Zukunft annehmen würde. Es war daher gut, daß dieser bei Zeiten auf das vorbereitet wurde, was bei uns seiner wartete. Zu dem Ende schrieb ich ihm noch einen ausführlichen Brief, worin ich unsere gegenseitige Stellung klar beleuchtet. Feins Antwort stehe hier mit den nöthigen Commentaren versehen

Vevey, Donnerstags 7. Novb. 1844.

Mein lieber Marr!

Deinen Brief vom 5. d. habe ich gestern Abend richtig erhalten und ersehe auch ohne Deine eigene Bemerkung da-

---

dankendespotismus, wie ihn Fein geltend machen wollte, ruhig ertragen? Fein ist im Dienste der Freiheit alt und kindisch geworden, daß beweist sein Verfahren gegen den Arbeiter, den er mit dialektischen Zangen kneift und sich hernach dessen rühmt! —

raus, daß »Du kaum weißt, wo Dir der Kopf steht.« *) Aber ein Politiker soll immer kaltes Blut behalten. Laß mich daher statt Deiner unsere Stellung mit der möglichsten Ruhe in Betracht ziehen. Unsere Ansichten sind nun einmal verschieden, ein übereinstimmendes Wirken von unserer Seite auf die Vereine ist nicht mehr denkbar, denn was der Eine für nützlich, das hält der Andere für unnütz, vielleicht sogar für schädlich. Das ist Schade, es ist betrübt; allein es ist nun einmal nicht zu ändern, und in das Unvermeidliche soll der Mensch sich fügen. Aber ließe sich nicht vielleicht der Versuch machen, ob wir durch Disputationen, sogar durch öffentliche Disputationen nicht Einer den Andern gewinnen, oder doch bis zu einem gewissen Grade zu einer gegenseitigen Verständigung gelangen könnten? **) Aber lieber Marr, Du kennst das menschliche Gemüth nicht, um an ein solches Wunder zu glauben. ***) Unsere Standpunkte sind so durchaus verschieden, daß Du, wie mich alle Deine Briefe über-

---

*) Ich gebrauchte diese Phrase, weil durch die Morger Auftritte meine Thätigkeit so in Anspruch genommen wurde, daß ich in der That nicht recht wußte „wo mir der Kopf stand" d. h. was zuerst, was zuletzt geschehen sollte.

**) Wenn Du also nach Lausanne kommst, schrieb ich an Fein so wollen wir im Verein offen und ehrlich Punkt für Punkt unsere Ansichten diskutiren, was für den Verein ebenso lehrreich als nützlich sein wird.—

***) „Gemüth"! da haben wir's! Freilich, wer in seiner Eitelkeit es für Schande hält, sich klaren Gründen zu ergeben, für den existirt der Verstand überhaupt nicht als Macht. Auch wir haben nicht über Nacht mit „Gott und Welt" gebrochen und auch unser „Gemüth" mußte unterliegen!

zeugen, meine Worte und Meinungen nicht einmal verstehest;*) denn sonst würdest Du schwerlich von meiner Begeisterung für den Constitutionalismus, von »zufriedenen podagristischen Engländern« und andern höchst merkwürdigen Dingen reden;**) und ich meinerseits gebe gerne zu: doch verstehe ich Dich vielleicht auch nicht. In einem frühern Briefe äußertest Du: ich möge Dir in Deinen Jahren nicht zumuthen, auf meine Ansichten einzugehen. Nun gut, ich thue es auch nicht; aber ich bitte Dich muthe auch mir nicht zu, daß ich, in den meinigen plötzlich wieder um 10, 15 oder 20 Jahren auf einen Standpunkt zurückkehren soll, den ich nach vielfältigen Erfahrungen als einen durchaus falschen habe erkennen müssen.***) Muthe ferner auch meinem politischen Charakter nicht zu, daß ich wie ein rhetorischer Maulgladiator mich auf die Mensur stellen, oder auf dem gespannten dialektischen Seile mit der Balancirstange wohlgesetzter Redensarten vor einem verehrungswürdigen

---

*) Concedo! Sie waren aber auch höchst unklar.

**) „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Wer für die resultatlosen Bestrebungen der deutschen Kammern schwärmt, wer dieselbe Opposition als „Sammlungen, Medaillen, Adressen“ u. s. w. angreifet, wie! der sollte nicht konstitutionell sein?! —

***) Was ist hier größer, die Ignoranz oder die Unverschämtheit? „Zurückkehren“. Hatte man in Deutschland vor 10, 15 oder 20 Jahren schon eine Ahnung von den sozial-philosophischen Bestrebungen der Jetztzeit! — Die Frommen antworten: Gottlob nein! die Entschiedenen: Leider nein! nur der Constitutionelle redet in seiner patriotischen Unwissenheit von einem „Zurückkehren“ auf einen schon vor 20 Jahren — also ehe er da gewesen — als „falsch erkannten Standpunkt“. Und doch ge-

Publikum tanzen soll *) Durch dergleichen Diskussionen über die tiefsten Prinzipien der Philosophie und Politik, an deren Lösung die größten Geister der Jahrtausende all ihre höchsten Kräfte gesetzt haben, werden Männer von dem Bildungsgrade der meisten unserer Arbeiter nicht aufgeklärt, sondern nur verwirrt und häufig zu oberflächlich eingebildeten Schwätzern herangebildet. **) Dergleichen Diskussionen über Gott, Unsterblichkeit fördern eben so wenig unsere Zwecke, als die communistischen Träumereien, und ziehen den Blick nur vom Praktischen und Nützlichen ab. ***) Die von Dir angeregten rhetorisch-dialektischen Uebungen †) könnten höch-

---

steht dieser selbe Constitutionelle, trotz seines „Zurückkehrens" im Laufe dieses Briefes „daß er nicht auf der Höhe der Zeit und des Fortschrittes stehe!"

*) NB! In seinem Brief vom 29. Oct. d. d. Morges, welchen ich bereits mitgetheilt habe, schrieb mir Fein: „Glaubst Du aber, daß unsere Ansichten über den erwähnten Punkt **an und für sich selbst** falsch sind, gut, so bekämpfe sie mir selbst und den Vereinen gegenüber, ja, Du **mußt** sie alsdann bekämpfen." Sollte Fein etwa auf diese Schrift antworten, so bitte ich ihn diesen Widerspruch zu lösen. Handwerkern gegenüber verschmäht Fein freilich nicht von den „glühenden Zangen" der Dialektik Gebrauch zu machen.

**) Fein weiß nicht, daß auch die Philosophie populär geworden. Er steht fortwährend in der Vergangenheit, und aus den bestaubten Folianten der Alten hat er nicht gelernt, daß „die Massen arbeiten müssen."

***) Als ob wir uns nur mit diesen Dingen beschäftigt hätten. Aber was wir angegriffen, griffen wir entschieden an.

†) So nennt also Fein, eine Diskussion, die zwei Freunde und Verbündete mit einander aussöhnen sollte! —

stens den Erfolg haben, daß mindestens auf eine Zeitlang Uneinigkeit und Disharmonie in den Lausanner Verein käme; und jedenfalls ist es besser: der Verein besteht einmal äußerlich kräftig in der von Dir und Deinen Gleichgesinnten gewünschten Weise, als daß er durch innern Zwiespalt sich seinen Feinden gegenüber schwäche. Wenigstens dient er alsdann, gleich den communistischen Vereinen doch als belebender Gährungsstoff.*) Dergleichen kann man zugestehen, ohne deshalb einen solchen Gährungsprozeß mit befördern zu helfen. Wer erkennt z. B. nicht, daß die Unruhen unter den schlesischen Webern unserer Sache genützt haben, wer aber würde gewissenlos genug gewesen sein, durch trügerische Vorspiegelungen von Luftschlössern, die armen Unglücklichen zu einem Aufstande zu reizen, der nothwendig mißlingen mußte.**) Wirket Ihr daher nach Eurer Weise in Euern Kreisen; ich werde mein Bestes nach meiner Weise in andern thun. An den Früchten wird man alsdann die Güte des Baumes erkennen.

Aus diesen Gründen und da unter den obwaltenden Verhältnissen durchaus keine Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, von den verschiedenen praktischen Vorschlägen***), die ich Euch

---

*) Fein thut, als ob Lausanne allein der Sitz des bösen Geistes wäre. Hat er vergessen, wie man ihm in La Chaux de Fonds entgegentrat, wie die Arbeiter in Morges sich bei seinen Zufriedenheitspredigten benahmen, welchen Geist er in Vevey, ja zum Theil selbst in Genf fand? —

**) D. h. wer war gewissenlos „Propaganda zu machen". O! constitutionelles Gewissen! Dieser Hieb verwundet uns nicht. —

***) Patriotische Sammlungen, Anlegung von Sparkassen u. dergl. m.

in Lausanne zu machen Willens war, auch einen einzigen nur im Geringsten berücksichtigt zu sehen, wirst Du es daher ganz natürlich finden, daß ich bereits morgen mit der Post von hier meiner lieben Einsiedelei in Liestal zueile; denn alles Schwatzen und Briefschreiben ohne ein voraussichtliches Resultat, ist mir zuwider*). Solltest Du in dieser schnellen Abreise vielleicht den Beweis finden, daß ich ein Zusammentreffen mit Dir auf der disputatorischen Mensur scheue, so will ich Dir dieses stille Vergnügen durchaus nicht rauben. In diesem Falle wenigstens macht doch der Glaube selig**). Nicht wahr?

Bei dieser Gelegenheit bin ich Dir auch noch einen Akt der Erkenntlichkeit schuldig, indem ich aus Deinen Briefen ersehe, wie viel ich Deiner ruhigen Ueberlegung in Morges zu danken hatte. Noch jetzt schaudere ich bei dem Gedanken an die Gefahr, der unser unglückliches Haupt ausgesetzt gewesen wäre, wenn Du Deine Batterie mit der Bauerschen gegen mich vereinigt hättest***). Aber, lieber Marr, wie sehr würde es Deine kleine Eigenliebe gekränkt haben, wenn Du das innere satyrische Lächeln hättest sehen können, mit dem

---

*) Schlachten ohne Pulverdampf! Der Constitutionelle will den Sieg wohl verbrieft in der Tasche haben; ehe er sich in den Kampf begiebt?

**) Und doch habe ich nur nach Feins f r ü h e r n Willen gehandelt. (Siehe seinen Brief d. d. Morges 29. Octbr. 44.)

***) Fein erinnert sich wohl, daß e r mich zuerst aufforderte, seine Ansichten „offen vor den Vereinen zu bekämpfen," aber er kann seinen Rückzug nicht anders als mit vornehmen, aber inhaltslosen Phrasen decken; denn b e w i e s e n ist doch hier eigentlich n i c h t s.

ich Deine Beschwichtigung: ich selbst möchte ja nicht antworten, Du würdest alle in unserm Vortrage begangenen Bêtisen schon wieder gut machen, stillschweigend anhörte*). Rede Du dem Volke nach dem Munde, meinethalben**). Mein Wahlspruch ist und bleibt einmal: Rede wahr und scheue (!) Niemand! Und wenn der bornirte Luther gesagt hat: »Schlagt sie todt, wie das Vieh!« so hat er zufällig auch einmal gesagt: »Hier stehe ich, Gott helfe mir, ich kann nicht anders, Amen!«***) Solche bornirte Leute gefallen mir

---

*) Das habe ich nicht gesagt. Ich habe Fein in Morges bei jenen Auftritten einfach gebeten, mir an seiner Stelle dem Messias Kuhlmann den Kopf waschen zu lassen. Aber — gesetzten Falls ich hätte einen solchen unpassenden Ausdruck gebraucht, was soll ich von Fein denken, wenn man seine spätern freundschaftlichen Briefe an mich liest. Von wem ich weiß, daß er mir „Bêtisen" zugetraut, mit dem muß ich brechen, falls ich diesen Titel verdienen will. —

**) Seltsam! und doch warfen mir die Arbeiter so häufig meine Schroffheit und Rücksichtslosigkeit vor!

***) Mündlich und schriftlich hatte ich Fein die Gründe auseinandergesetzt, weßhalb weder er noch ich an Luther anknüpfen könnten. Er, auf noch, wenn auch „tolerantem" Glaubensstandpunkte, aus Rücksicht vor den Katholiken in den Vereinen nicht. Ich, als Demokrat und frei von der Religion überhaupt, weil 1) die Welt andere Interessen zu verfechten hat und unser Heil nicht in der Vergangenheit lag, 2) weil der — für jene Zeit vielleicht passende — Standpunkt Luthers kein demokratischer in unserm Sinne war. Ich schrieb an Fein folgendes: „Wo das Volk zu einem neuen Bewußtsein erwacht ist, da willst Du in der Rumpelkammer der Vergangenheit herumstöbern. Was würdest Du antworten, wenn ich Dir mit Luthers Reden gegen Thomas Münzer entgegentrete, z. B.: Schlagt

immer besser, als die geistreichen Communisten im seidenen Schlafrock und in den glänzenden Pariser Salons.

— — — — — — — — — — — — —

Fein rechtfertigt sich hierauf über das Vorlesen eines Privatschreibens von mir in Morges. Er wiederholt, ich habe ihn nie verstanden, doch werde eine derartige Indiscretion von seiner Seite fortan nicht wieder stattfinden. Dann fährt er fort: —

»Daß ich nicht auf der Höhe der Zeit und des Fortschritts stehe, das weiß ich ja selbst, lieber Marr. Das sagten mir schon vor zehn Jahren Strohmeyer und der jetzige k. k. österreichische Spion Lizius, ein Mann des 3. Aprils 1833, als ich vom Savoyer Zuge abrieth; das sagte mir noch früher der unglückliche Rust, der vor anderthalb Jahren aus geistiger Verzweiflung wahnsinnig wurde und sich, obwohl geheilt, später mit einem Rasirmesser den Leib aufschnitt; und er fügte jener Klage über mich noch hinzu: wegen meiner allzu gemäßigten Denkungsart müsse auch mir noch der Kopf abgeschnitten werden. Das sagte mir ferner, als ich vor 9 Jahren die Statuten des jungen Deutschlands vereinfacht wünschte, der Dir bekannte Schüler in Biel und, wenn ich nicht irre, auch Wiener; das haben mir schon viele hundert Andere gesagt, ja, ich habe Dir selber bereits mehre Male bemerkt, ich bin ein alter Krüppel, der nur noch hinter der Zeit herhinkt; und fast täglich bemerke ich mit Schmach und Beschämung, wie so mancher in vollem Gallopp an mir

---

sie todt wie das Vieh!?" — Hier ist nun Feins Antwort, Gott helfe mir 2c.!

vorüber eilt und mich einen faulen Esel nennt; aber merkwürdig genug, es sind schon einige Fälle vorgekommen, wo ich die Schnellläufer keuchend und erschöpft am Boden liegen fand und ganz getrost an ihnen vorbei vorwärts hinkte. Vielleicht ereignen sich dergleichen Fälle noch einmal*).

Jetzt noch einige Worte über einen ernsten Gegenstand, den ich lieber mündlich mit Dir verhandelt hätte. Mit Erstaunen las ich in der Genfer Familie die gegenwärtigen, mir und den Baseler Gliedern noch völlig unbekannten Familienstatuten. Da sind ja zum Theil wieder all die weitläuftigen und gefährlichen Bestimmungen (z. B. den Verkehr und die Korrespondenz mit Deutschland betreffend)**), derentwegen die frühere Familie im Jahre 1835 und 36 so gar nichts wirkte und nur sich und andere in ein unnützes Verderben stürzte. Nach Lesung dieser Statuten erklärte ich sogleich, daß ich einer solchen Familie nicht angehören könne, und auch von den betreffenden Baselern ein gleiches behaupten zu dürfen glaube***).

---

*) Man bemerke dieses versteckte Selbstlob. „Als ich vor zehn Jahren," „als ich vor neun Jahren!" — Uebrigens würde der „alte Krüppel" besser thun, vom Schauplatz abzutreten. Immer besser, wer offen bekennt, seine Rolle sei ausgespielt, als wer der vorwärts geschrittenen jungen Welt, seine verblichenen Farben aufdringen will.

**) Großartig! das „junge Deutschland" soll auf Deutschland wirken und nicht mit Deutschland verkehren.

***) Es verhielt sich damit folgender Maßen. Bei Abfassung der neuen Statuten im Jahre 1841, war man schon darauf bedacht gewesen, die Verbindung zu reorganisiren und sie von dem altjungdeutschen Element zu reinigen. Der Eifer dieses Letztern war erkaltet und man beschloß, es aussterben zu lassen,

Schließlich sage ich Dir noch meinen verbindlichsten Dank für die vielen guten Rathschläge, die Du mir hinsichtlich meiner politischen Denkungs- und Handlungsweise ertheiltest, z. B. für den schon erwähnten: »Dann noch eins; laß den Constitutionalismus links liegen!« so wie auch für den nachfolgenden: »Entscheide Dich ganz und ausschließlich ohne »höhere und politische Zwecke« auf der Seite des Volks, oder ganz drüben bei den »Liberalen« zu stehen. Die Rolle des Vermittlers ist veraltet.« Man muß gestehen, Du weißt Deine Rathschläge kurz und bündig zu geben; die Pythia auf dem Delphischen Dreifuß könnte ihre Orakel nicht kürzer fassen. Schade, daß sie Dir nicht auch etwas über meinen Charakter geweissagt hat. Du scheinst Dir unter mir eine Marionette vorgestellt zu haben, die, nachdem man in's geheim unter guten Freunden, wie selbige zu schmieren und zuzurichten sei, sich dann leicht an einen Schnürchen ziehen lasse, während der hinten verborgene Lenker, ihr die Worte in den Mund lege. Gelt, Alterchen, so habt Ihr gerechnet? Nun, man kann sich irren, das ist menschlich*).

---

weßhalb man auch Basel und Straßburg nicht von der neuen Statutenverfertigung in Kenntniß setzte. Dessenungeachtet hatten wir in beiden Orten unsere Agenten. —

Man hat, wie man hieraus sieht, den armen Fein mit Unrecht beschuldigt, in mehr Relationen mit uns zu stehen. Was er in unserer Mitte that, war eher geeignet, ihm bei den Regierungen einen Stein in's Brett zu setzen, als ihn, gleich uns, des Hochverraths und der Verbreitung destructiver Tendenzen anzuklagen. Suum cuique!

*) Hierin hat Fein nicht so ganz Unrecht. Ja, wir wollten ihn „brauchen," da er uns zu sehr zurückgeblieben schien.

Die »Philosophie der Zukunft« von Feuerbach übergebe ich mit Dank an G. oder H., um sie Dir gelegentlich zu übermitteln. Und damit lebe wohl!

Georg Fein.

Fein reiste wirklich von Vevey nach Liestal ohne Lausanne zu berühren. Als ich unserm Verein einfach diese Nachricht mitgetheilt und als Grund die zwischen ihm und mir obwaltenden Meinungsdifferenzen angab, machten die Arbeiter Fein zum Gegenstand ihres Spottes. Ja einige, welche der Morger Versammlung beigewohnt hatten, erklärten, sie hätten nicht begreifen können, daß ich so lange mit Fein auskommen könnte, er rede wie ein »Aristokrat« u. s. w. — Die Handwerker standen bereits auf der Stufe, wo sie selbst das Wie und Warum wissen wollten. So z. B. bei Veranlassung der Seidenstickersammlung hieß es: Wer ist Seidensticker, was hat er gethan? Seht, Ihr Liberalen, das Volk steht Euch zu fern, um Eure Taktik, die ihm gleichfalls fremd ist, begreifen zu können. Das Volk, wenn es einmal zum Bewußtsein gelangt, ist merkwürdig praktisch und pretentiös; es will den »Liberalismus mit Händen greifen« können! — — — —

Es thut mir leid, daß es mit Fein ein solches Ende genommen hat. Er ist sonst ein durch und durch braver Mann und die Nachricht seiner Gefangenschaft hat bei uns Allen,

---

Fein sollte zur Effectmacherei benutzt werden. Daß die Komödie nicht zu Ende gespielt werden konnte, war die Schuld des Akteurs Fein, welcher so schlecht spielte, daß wir endlich aus dem Souffleur das Publikum machten und — zischten. —

ohne Ausnahme, den schmerzlichsten Eindruck gemacht. Auch hatten wir bereits einen Plan zu seiner Befreiung entworfen, und wäre die Katastrophe unserer Auflösung nicht zu frühe gekommen, vielleicht, daß es uns geglückt wäre, ihn zu retten. Im »Dienst der Freiheit« da konnten wir uns allerdings nicht mit ihm befreunden. Feins »Liberalismus« ist seine Privatbeschäftigung; er besitzt Vermögen, lebte in sehr angenehmen Verhältnissen in Norwegen und machte alle drei Jahre einmal eine politische Rundreise. Aber der bewußte Zorn, der tiefe Ingrimm gegen den Status quo beseelte ihn nicht. Er war nicht radikal. — Er schwärmte, wie gesagt, für die affenartigen Erscheinungen des Constitutionalismus, für wenige entschiedene Dinge hatte er — und auch nur ein subjectives — Interesse. Er war Claqueur der Freiheit. —

Taktik gegen die Communisten. — Die „Blätter der Gegenwart."

Als Fein uns den Rücken gekehrt hatte, galt es, das von ihm gesäete Unkraut kräftig wieder auszurotten. Die Communisten ihrerseits, waren gleichfalls thätig gewesen uns zu schaden. Im »Vorwärts,« welches sich ihrer mit der größten Wärme annahm, erschienen fulminante Artikel gegen uns. Die Reklamationen, welche ich — selbst Mitarbeiter dieses Blattes — machte, blieben unbeachtet. Ich hatte die Waffen der größten Propheten, nicht des Communismus, wohl aber der Communisten gegen diese gebraucht, und die Unkenntniß,

welche die Herren Redacteure von Proudhon und Andern hatten, die sie stets citirten, wäre durch Aufnahme meines Artikels, zu grell zu Tage getreten. Noch mehr: kurz nach meinem Zerwürfniß mit dem »Vorwärts« nannte mich die A. A. Zeitung mit unter denen, welche sich von dem Journal zurückgezogen hatten. Nun besaß die Redaction desselben noch einige Epigramme von mir im Manuscript. Trotzdem, daß nach dem Vorgefallenen jeder ehrenhafte Redacteur auch alle fernere Berührung mit mir abgebrochen hätte, geschah im Vorwärts zuerst, als Erwiederung auf die Nachricht in der Allgemeinen, meiner spottend Erwähnung und darauf ließen Herr Börnstein und der politisch-soziale Wetterkapaun Bernays, die noch in Händen habenden Epigramme von mir abdrucken und thaten mir so den Schimpf an, mich als ihren Sündenbock erscheinen zu lassen. Das Schlimmste war, daß ich von diesen Herren unbeschadet meiner Ehre nicht einmal Satisfaction fordern konnte!

Auf der andern Seite hatte Fein uns in Miskredit gebracht durch sein patriotisches Deutschthum. Wir konnten, weder so lange die Communisten auch nur noch den Versuch unternahmen, uns die Herrschaft in der Schweiz streitig zu machen, noch ehe wir einen festen Centralpunkt unsers Strebens hatten, mit Erfolg arbeiten. —

Um das Nöthige zu besprechen reiste ich im November 44 zu Döleke nach Chaux de Fonds. Dort besuchte ich den Communistenverein und setzte daselbst unsere ganze Stellung auseinander und es hielt nicht schwer, ihre Unzufriedenheit mit den Lausanner Communisten rege zu machen, besonders als sie einsahen, daß wir jenen an Radikalismus

Nichts nachgaben, und daß das Haupthinderniß einer gänzlichen Wiedervereinigung, weniger an uns, als vielmehr an den Lausanner Communistenführern lag. — Unser Plan gelang. Der häufige Umgang, welchen ich während meiner Anwesenheit mit den Communisten pflog, machte mich bei ihnen so beliebt, daß sie mir am Vorabend meiner Abreise sogar ein Ständchen brachten. Leider dauerte diese „entente cordiale" nicht lange, denn als einer meiner Correspondenten, in den bald nachher erscheinenden »Blättern der Gegenwart,« von ihnen en passant redete und dabei die Worte »von dem sogenannten Com. Verein hört man wenig,« gebrauchte, geriethen die Communisten auf's Neue in heftigen Zorn. Sie, die ihre Briefe selbst mit den Worten: »Im Namen des sogenannten Communistenverein« unterzeichneten, welche das »sogenannt« auf ihre Broschüren drucken ließen (Siehe A. Becker: Was wollen die Communisten?), fühlten sich beleidigt, wenn Ihnen Andere das selbst beigelegte Prädicat gaben. Der Communismus hatte ihre Köpfe bereits verwirrt gemacht!

Enfin, vorläufig war Ruhe und Friede in Israel hergestellt und wir konnten den andern Theil unserer zukünftigen Taktik in Betracht ziehen.

Schon häufig war in unsern Vereinen die Rede davon gewesen, eine »Vereinszeitung« zu gründen; auch bestanden solche als Manuscript bereits in den meisten Vereinen. Doch waren die einflußreichsten Führer unserer Partei immer dagegen gewesen, daß das Zeitungsprojekt, als officiell von den Vereinen als solchen ausgehend, realisirt werde; denn es hieße die Aufmerksamkeit der Regierungen unnöthiger Weise

auf uns lenken. In La Chaux de Fonds hatte der Maire bereits Argwohn geschöpft und sich gegen Döleke, welcher für den Verein das Wirthschaftsrecht nachsuchte, ziemlich klar und bestimmt ausgesprochen. Denn als Döleke sich für den Anstand und Sitte der Arbeiter verbürgen wollte, schnauzte ihn der Maire an: »Grade Sie sind es, mein Herr, welcher den Arbeitern Anarchie und Atheïmus predigt, grade Sie sind es, der die Arbeiter demoralisirt; aber höre ich nur das Geringste wieder, so müssen sie augenblicklich mit der ganzen Bande fort.« Dem Verein ward diese Unterredung verschwiegen und was das verweigerte Schenkrecht des Vereins, welches ausschließlich auf diesen beschränkt werden sollte, betraf, so übernahm, trotz dem Verbot, ein Familienglied auf eigne Gefahr die Ausübung desselben, damit die Arbeiter immer mehr von dem Wirthshausleben entwöhnt würden. —

Die Vereine als solche durften keine Demonstration wagen. Ich entschloß mich daher auf meinen Namen und Gefahr das Unternehmen zu begründen und glaubte dies um so eher zu können, als ich in Lausanne als Buchhändler etablirt war. Es blieben somit nur Tendenz, Sprache und Name des Blattes zu besprechen übrig —

Unsere Stellung zu den Lausanner Communisten und die Vorfälle mit Fein hatten uns zwischen zwei Feuer gebracht. Jene, auf Feins Reden fußend, den sie überall als unsern General en Chef ausposaunten, verspotteten uns bereits wieder unserer vermeintlichen Deutschthümelei wegen und suchten so unsere Kraft zu schwächen. Fein dagegen hatte in Genf und Aigle einen, wenn auch kleinen Anhang ge-

wonnen, dem wir nicht gradezu entgegentreten konnten, ohne einen innern Zwiespalt unter uns selbst hervorzurufen. Durch die Zeitung allein war es möglich die einzelnen Theile der Partei mit uns fortzureißen, die Eindrücke, welche Fein hinterlassen hatte, zu verwischen und durch den entschiedensten Radikalismus den Communisten ein für alle Mal das Maul zu stopfen. In klarer, populärer Sprache, sollten die Bestrebungen der Neuzeit dem Volke veranschaulicht werden. Die freie Presse der Schweiz machte es möglich, daß unsere Ausdrucksweise kühn und prägnant werden konnte. — Es handelte sich jetzt nur noch um den Namen des Blattes.

Döleke wollte, daß man den Titel »das junge Deutschland von 1845« wähle, theils um den verrufenen Namen wieder zu Ehren zu bringen, theils um unsern Gegnern selbst fühlen zu lassen, daß wenn das j. D. noch bestände, es ihnen zum Verderben existire. Döleke hatte mich bereits für den Titel gewonnen, als wir in der Familie auf den heftigsten Widerstand stießen. Man warf uns — und das mit Recht — ein, daß, wenn auch der Name des Blattes uns Anfangs eine Menge Abonnenten zuführen könne, doch auch gleich die Behörden einschreiten würden und aus Rücksicht gegen die Nachbarstaaten einschreiten müßten. Wir fügten uns und wählten den unschuldigen Titel »Blätter der Gegenwart für soziales Leben« und Döleke entwarf nach reiflicher Diskussion folgendes Programm, womit wir die erste Nummer des Blattes eröffneten.

Was wir wollen!

Diese Blätter sind zunächst und vorzugsweise für die

Handwerkervereine der Schweiz u. s. w. bestimmt. Ihr Zweck ist ein doppelter: Die vorhandenen Bestrebungen zu prüfen und ihren Werth darnach zu bestimmen, ob und wie sie im Verhältniß zur Gegenwart stehen. Nur auf diesem Wege der Untersuchung vermögen wir die vorhandenen Gegensätze zu erkennen und aufzuheben; nur auf diesem Wege ist eine geistige Verbindung der bis jetzt getrennten Kräfte möglich — dadurch, daß wir nachweisen, wie wir uns Alle dem für Alle Nothwendigen zu unterwerfen haben. Worin dies besteht, muß sich aus unsern gemeinschaftlichen Untersuchungen ergeben, aus deren Verlauf sich aber wohl das »Was wir wollen!« als ein »**Was wir müssen!**« herausstellen wird.

Erwarte daher keiner eine von vornherein abgemachte Lehre, ein »System« fix und fertig; nein, unser Verhalten gegenüber den Bestrebungen in den Vereinen und den Tendenzen der Zeit überhaupt kann und wird nur ein kritisches sein, d. h. unser Bemühen wird stets darauf ausgehen, die Aeußerlichkeiten der Dinge, welche uns beschäftigen, als Aeußerlichkeiten darzustellen und zu beseitigen, und das wahre Wesen, die Natur derselben zur klaren Anschauung zu bringen. Somit ist unser Blatt Parteiblatt in dem Sinne, als es gegen alles Außer-, Ueber- und Unmenschliche einzig für den Menschen in die Schranken treten wird.

Wenn man nun uns, die Herausgeber, zeither zu einer Partei, der s. g. »Jungdeutschen« zählte, und uns damit theils mittelalterliche, theils einseitig deutsch-politische Bestrebungen unterlegte, so muß diese Bezeichnung endlich fallen

und damit die Hauptquelle unserer äußern Spaltungen versiegen, indem von der ersten Nummer an alle folgenden das Ungegründete und Willkührliche jener Annahme zu Jedermanns Einsicht bringen werden.

Freilich haben wir es nicht mit der bloßen Idee der Menschheit, mit dem Menschen in den blauen Lüften zu thun, sondern mit dem leibhaftigen Menschen unserer Zeit und seinen wirklichen Bedürfnissen, und weil durch unsere Sprache unsere Thätigkeit von vornherein bedingt wird, und der mögliche Boden einer praktischen Wirksamkeit für unsere Handwerker im günstigsten Falle doch nur ihre Stadt oder Landgemeinde ist, so versteht es sich von selbst, daß wir nach Kräften mitwirken, den brachliegenden und mit Unkraut überwucherten Acker Deutschland zu bearbeiten. —

Das Bedürfniß einer solchen Zeitschrift ist ein längst gefühltes; ob wir es gnügend und dauernd befriedigen können, hängt von Eurer Unterstützung ab. Indem wir daher alle Gleichgesinnten hiemit auffordern, die Fragen, welche unsere Zeit und unser Volk betreffen, in unserm Blatte zu besprechen, betrachten wir es als eine Pflicht aller derer, die unser Streben theilen, für die größtmöglichste Verbreitung dieses Volksblattes zu wirken.

Die Redaction.

Es war Anfangs meine Absicht die acht erschienenen Monatshefte der »Blätter der Gegenwart« hier abdrucken zu lassen, doch ist meine Anthipathie, den deutschen Behörden Stoff zu fernerer Unterhaltung mit mir zu geben, zu stark um meine Haut nochmals zu Markte zu tragen.

Die erste Nummer des Blattes machte in den Vereinen eine ungeheure Sensation. Von allen Seiten erhielten wir Glückwünsche und Aufmunterungen. Der Abgang des Blattes nahm, da dasselbe bei einzelnen Nummern gegeben ward, täglich zu. — Mit rücksichtsloser Konsequenz griffen wir nicht nur die bestehenden Institutionen in Staat und Kirche, sondern Staat und Kirche überhaupt an, und als ein Ballon d'essai, den wir in der zweiten Nummer in Form eines Artikels über das Tschechsche Attentat losließen, keine weitern Folgen für uns hatte, stieg unsere Keckheit dergestalt, daß Döleke z. B. offen einen seiner Correspondenten den Atheïsmus predigte und das Wort Atheïsmus gradezu an der Spitze seiner Artikel zu lesen war. Ebenso verfuhr ich mit dem Theil der sozialen Kritik, indem ich nach Proudhon's Beispiel die letzte Konsequenz der Untersuchung gleich im Anfang derselben den Lesern in's Gesicht warf. Die Arbeiter, welche mit an dem Blatte arbeiteten, gaben uns an Entschiedenheit wenig nach. Ein Frankfurter, Christlieb mit Namen, seines Handwerks ein Glaser, schrieb: »Ist denn der heutige Liberalismus etwas anderes als ein: »Stehe auf, daß ich mich hinsetze?« Diese Sackpatrioten wollen uns, das Volk, begeistern! — Wozu? — Daß es seine bestehende Regierung zum Teufel jage und **sie** an deren Stelle setze, um nach kurzer Zeit ein noch schlimmeres Regiment einzuführen, als das eben vertriebene. Und dafür soll man zu Ehrenbechern, Medaillen u. dergl. steuern?! Einen bessern Zustand müssen wir uns selbst schaffen, um etwas besseres hinzusetzen, vorher die Stelle reinigen!«

In allen Vereinen drangen wir durch, mit Ausnahme

von Zürich. Dort hatte Fein einerseits, anderseits die Polizei zu großen Einfluß. O Ruge! wie hast Du Recht! »der Patriotismus = constituirte Reaction.« Wird man es glauben? — von Zürich aus machte man uns Vorwürfe, daß wir den König von Preußen nicht seinen Champagner trinken lassen wollten?! Ich kleidete diese drollige Geschichte in den B. d. G. folgendermaßen ein.

»Wir erhielten vom »deutschen Michel« nachstehende »Zeilen: Wir geben zu, daß der Deutsche seine innere »Schwäche und die dem Auslande gegenüber fühle. Aber »durch Schimpfen, durch Entwürdigung der deutschen Natio»nalität wird dies nie bezweckt werden.«

»Antwort: Lieber Michel, beweise uns erstens: daß die »Thatsachen, die wir berichten und gebührend würdigen, »falsch sind; zweitens: worin die »deutsche Nationalität« »besteht! drittens: daß wir diese »deutsche Nationalität« »noch mehr erniedrigen, als unsere gestrengen Herren. Dann »wollen wir den König von Preußen »seinen Champagner »trinken lassen*)« ohne zu raisonniren; dann wird man »sprechen: »Michel, ich habe gesündigt an Teutschland und »an Dir.«

Im Namen der Mitarbeiter:
die Dir wohlgewogene Redaction.

---

*) Die hierauf bezügliche Stelle in dem Zürcher Schreiben lautet: „Lassen wir doch den K. v. P. ruhig seinen Champagner trinken, wir können ihn doch nicht daran hindern!“ So schrieb ein armer Teufel von Handwerker, aber ein warmer Anhänger — Feins!

Alle innern Stürme waren jetzt, wie es schien, auf immer verschwunden und wenn Döleke und ich später noch einige Collisionen mit den Communisten hatten, so betrafen sie uns mehr persönlich, als daß sie die Vereine angingen. Die Familien waren in der Schweiz trefflich organisirt. Ueberall herrschte der regste Wetteifer und die Nachrichten aus Frankreich lauteten für uns so günstig, daß wir bereits den Plan faßten Lausanne zum Mittelpunkt eines neuen jungen Europa zu machen und von hier aus die Fäden einer deutschen, französischen und italienischen Propaganda zu handhaben. Ich kannte mehre italienische und französische revolutionäre Notabilitäten und beschloß gleich nach Rückkehr von meiner jetzt fast beschlossenen Reise durch Deutschland, mit Massini u. A. eine Correspondenz anzuknüpfen. Der Sitz des Centralbüreaus für das junge Deutschland sollte nach Chaux de Fonds verlegt werden. Döleke tauschte seine Stelle am dortigen College mit Standau, welcher bis dahin Erzieher bei einem Dr. Hubert in Salaveaux (Ct. Waadt) gewesen. Hier hatte Döleke Zeit und Muße, die ihm von Chaux de Fonds zukommenden Berichte zu ordnen und die Instructionen darnach zu treffen. Er sowohl, wie Standau waren in Chaux de Fonds allgemein beliebt gewesen und die »guten Leute« schauderten, als es sich später zeigte, welche »Höllenbrut« sie genährt hatten!

Was aber unser Vertrauen auf uns und unsere Kräfte mehr als alles Andere stärkte, war der in Folge der Revolution im Februar 45 eingetretene Regierungswechsel im Canton Waadt. Die dabei betheiligten Personen haben auf unser Schicksal einen zu großen Einfluß ausgeübt, als daß ich die-

ses Ereigniß mit Stillschweigen übergehen könnte. Zu gleicher Zeit liefert es einen Beitrag zur Kenntniß politisch-radikaler Feigheit unserer Tage. Denn nicht unserer Ueberzeugung sind wir zum Opfer gefallen, sondern diejenigen, welche vermöge ihrer Gesinnung uns Freunde sein sollten und auch früher waren, haben uns, um einer winzigen Handvoll doktrinären Schreiern das Maul zu stopfen und um einer — eingebildeten Gefahr zu entgehen, auf's jämmerlichste fallen lassen.

Die waadtländer Revolution im Februar 1845.

Die ganze Schweiz war über die Jesuitenfrage und namentlich, wegen deren Berufung nach Luzern in die fieberhafteste Aufregung gerathen. Auf der nächsten Tagsatzung sollte die Sache der ehrw. Väter zur Sprache kommen und in allen Cantonen boten die Parteien ihre ganze Thätigkeit auf, um ein Conclusum in ihrem Sinne herbeizuführen. Kein Mittel blieb unversucht; Bestechungen, Drohungen, Einschüchterungen waren an der Tagesordnung und damals schon, zu Anfang des Jahres 1845, rüstete man sich zu jenem unglücklichen Freischaarenzuge.

Der Canton Waadt galt in der ganzen Schweiz für das Eldorado des Radikalismus. Eine Aristokratie (Zopfthum) gab es und giebt es auch noch — keine. Die conservativsten Blätter des Waadtlands würden in der Urschweiz noch als ultraradikal verschrieen werden. Dagegen stand der erklärten radikalen Partei eine Coterie Doktrinäre gegenüber, deren

systematischer »Liberalismus« es nicht verschmähte, gemeinsame Sache mit den in der Waadt zahlreich vorhandenen Pietisten (momiers) zu machen. Sie standen der Akademie vor und hatten nach und nach fast alle wichtigen Posten im Staate mit Leuten ihrer Farbe besetzt. Der Pietismus grassirte. Es gab nicht weniger als fünf verschiedene religiöse Secten in dem kleinen Lande, welche mit einander an Absurditäten wetteiferten. So erinnere ich mich eines religiösen Banquets der Darbytisten (eine von dem bekannten englischen Darby gestifteten Secte) in Yverdon. Die Braten waren sämmtlich mit Bibelsprüchen besteckt und jeder Convive erhielt einen davon bei seiner Portion. Am gleichen Tage bewies einer ihrer Redner, que la fin était proche, und daß wir uns zwischen dem und dem Posaunenstoß (S. Apokalypse) befänden. — In Lausanne hatten sich einige Communisten den Spaß gemacht, die ärmern Separatisten gegen die Reichen aufzubringen. „Vous parlez toujours fraternité, sagten jene, agissez donc comme frères envers nous! Das soll geschehen, entgegneten die Reichen. Und von da an tranken sie jeden Donnerstag gemeinschaftlich — Kaffee mit ihren armen Brüdern. Sonderbare Ironie des Schicksals! Zu den beiden ersten dieser cafés réligieux entlehnten sie die große Kaffeekanne aus dem — Communistenverein! —

Wie dem auch sei, so war das damalige Gouvernement, so wenig es sich mit praktischen Neuerungen befreunden konnte, dennoch im höchsten Grade freisinnig gegen jede Theorie und es herrschte eine Meinungs- und Gewissensfreiheit, wie sie schwerlich — Nordamerika nicht ausgenom-

men — irgendwo gefunden werden kann. Prêchez le Mohamedanisme, si vous trouvez un auditoire! sagte uns ein einflußreicher Mann des alten Regiments. — Der wahre Feind des Fortschritts war die doktrinäre Gelehrsamkeit der Akademien und ich kenne keine hohe Schule, auf welcher die Jugend so erstarrt wäre in Vorurtheilen und Dünkel als die auf der Akademie in Lausanne. Dieser Umstand allein wäre hinreichend gewesen, die Revolution zu rechtfertigen. —

Was endlich das Volk selbst anbetraf, so glaubten die ersten Radikalen acht Tage vor dem Sturz der alten Regierung noch nicht an eine Erhebung der Waffen. Einer der ersten Volksführer der Citoyen Leresche antwortete mir wenige Tage vor dem Ausbruch der Catastrophe, als ich ihn fragte: pourquoi ne provoquez vous pas un mouvement populaire? — C'est impossible notre peuple est trop (comme vous dites en allemand) »behaglich.«

Die Aufregung jedoch, welche auch in der Waadt herrschte, war nichts desto weniger groß. Es wurden Volksversammlungen über Volksversammlungen gehalten, um das Volk gegen die Jesuiten einzunehmen und als der große Rath sich (im Februar 45) versammelt hatte, um das, von dem Canton Waadt auf der Tagsatzung abzugebende Veto zu berathen, überreichte man ihm eine von 32,000 Bürgern unterzeichnete Adresse, welche verlangte, der Canton Waadt möge auf expulsion des Jésuites de la Suisse entière antragen.

Am Donnerstag den 13. Februar sollte der große Rath einen definitiven Beschluß fassen. Aus allen Gegenden des Cantons befanden sich Emissäre in Lausanne. Man drohte auf dem Signal (einem Hügel vor Lausanne) das Lärm-

feuer anzuzünden und das Volk zu den Waffen zu rufen, falls der Großrathsbeschluß nicht im Volkssinne ausfiele. Alle Kaffeehäuser und Estaminets waren mit Menschen angefüllt. An jeder Straßenecke standen mehr oder minder zahlreiche Gruppen in heftiger Diskussion begriffen; der Sitzungssaal des großen Rathes war umlagert vom Volke und Alles harrte in banger Erwartung des Resultats der Abstimmung.

Um 5 Uhr Nachmittags erfolgte sie. Sie fiel im conservativen Sinne aus. »Freundschaftlicher Rath an Luzern, die Jesuiten nicht kommen zu lassen ꝛc.« — Der große Rath hatte sein Votum abgegeben. — Es war sein Letztes. —

Kaum war die Nachricht davon verbreitet, als ganz Lausanne in die furchtbarste Gährung gerieth. Auf dem Büreau des „Nouvelliste Vaudois" (dem Organ der radikalen Partei) versammelten sich einige der radikalen Häupter; Boten kamen und gingen. Hier und da hörte man die Marseillaise singen und im Casino sammelten sich eine Menge Arbeiter in kurzen Jacken und Blousen. Es war das Bild einer Ahnung des Aufstandes. Jeder wußte und erwartete, daß etwas geschehen müsse. Doch zeigte sich noch immer Niemand, welcher bereit gewesen wäre, dem allgemeinen Unwillen Worte zu leihen.

Endlich um sechs Uhr Abends erschienen die Staatsräthe Druey und Blauchenay, die Advokaten Eytel und Blauchenay, Bruder des Staatsraths, die Herren Lesche, Delarageaz und andere Radikalen im Casino. Der Ruf »au Signal! mettons le feu au Signal!« begrüßte sie. Es dauerte lange, ehe sich der Sturm legte und es möglich wurde zu reden. Da ergriff Druey das Wort: Er begann

seine Rede mit einer durchaus revolutionären Einleitung. »Citoyens! rief er aus, on n'a pas respecté les 32,000 Signatures, on n'a pas respecté l'immense majorité du peuple vaudois, on a violé la souveraineté du peuple!« Ein wüthendes Hurrahrufen und der wiederholte Schrei: au Signal! unterbrach ihn. Sechshundert Menschen füllten den Saal, hunderte standen draußen, der Wille von 32,000 Bürgern war im Hintergrund, Alles rief zum Handeln auf — da lenkte Druey plötzlich ein. Er und seine Freunde erschraken vor dem Ungeheuer, welches sie geweckt hatten und welches sie zu lenken nicht den Muth hatten. Druey beschwor das Volk, das Signalfeuer nicht anzuzünden. »On m'a nommé député à la diète, rief er, j'ai mes instructions, mais je dirai quelle est la volonté du peuple!« Das war der ganze Trost! In demselben Sinne sprachen sich die übrigen Redner aus. Einer derselben drohte sogar mit der — Polizei! — Ich stand dicht bei Druey und flüsterte ihm auf deutsch zu: Schmieden sie das Eisen, so lange es heiß ist! Sie sehen ja, das Volk will handeln.

Wir sind zu schwach, war die Antwort, es geht nicht. —

Das Volk wurde so in sich selbst getheilt. Die eine Hälfte schrie: Vive l'orateur! Die andere blieb bei ihrem: au Signal! —

Kommen Sie! sprach mein Hauswirth, ein Herr Marguet zu mir, indem er mich beim Arm ergriff.

— Wohin?

— Auf's Signal!

— Ich fürchte, Sie werden keine Unterstützung finden

— Das wird sich zeigen!

— Ma foi, rief ich lachend, indem ich mich von ihm fortreißen ließ, si ces Messieurs arrivent à la tête des affaires, ce sera bien malgré eux!

Wir gingen.

Der Weg zum Signal hinauf war sehr beschwerlich. Die Wege waren mit Schnee und Eis bedeckt. Fast bei jedem Schritte lag einer von uns auf der Nase. Mein Begleiter fluchte entsetzlich. Ich tröstete ihn mit den Worten: Le chemin à la liberté est toujours pénible! und ganz steif vor Frost erreichten wir endlich den Gipfel.

Hier war schon ein Holzstoß errichtet. Ein Mann stand dabei und haranguirte die Umstehenden. Aus seinen ganzen Reden und der Dreistigkeit, mit welcher er sprach, schien mir hervorzugehen, daß er ein Agent provocateur der Coterie Druey war und daß die Mäßigung dieser Herren nur Verstellung war, um im Fall die Revolution mißlingen sollte, den eignen Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Es waren etwa nur zwei- bis dreihundert Menschen oben, welche sich theils in das benachbarte Gehölz zerstreut hatten um Holz zu suchen, theils den Scheiterhaufen unschlüssig umstanden. Keiner schien so recht die Courage zu haben, zuerst Feuer hineinzuwerfen. Endlich, als man sich dazu entschloß und schon das Feuer dem Holzstoß nahe brachte, erschien ein Herr Ruchet, Artillerieoffezier und ebenfalls ein Radikaler, welcher in den dringendsten Ausdrücken von dem Unternehmen abrieth. Und jetzt fand meine »revolutionäre Heldenthat«, deren ich mich nach dem Ausdruck einiger deutschen Schweizerblätter gerühmt haben soll, Statt. — Herr Ruchet wandte

sich, wie es mir wenigstens schien, an mich mit den Worten: »Ces gens gâtent tout! worauf ich ihm nur die Worte erwiederte, welche ich jedoch, ich will es nicht leugnen, ziemlich laut sprach: Ecoutez Messieurs, ce sont vos orateurs qui ont provoqué le mouvement et maintenant, voyant le peuple en train, ils reculent. Sur le point où les choses sont arrivèes, il faut bien risquer tout! — Ich hatte die Worte kaum gesprochen als von allen Seiten der Ruf »Appuyé« erscholl und die Feuerbrände in den Holzstoß flogen. Die Flamme schlug empor und der Rückweg war jetzt unmöglich geworden. *) —

Als das Feuer brannte stiegen Marguet und ich hinunter. Das Casino bot völlig den Anblick eines Jakobinerklubbs dar. Zehn Redner sprachen oft auf einmal und der Tumult stieg mit jeder Minute. Und mitten in dieser Aufregung spielten ein Paar junge Leute Billard. Mit einem Male öffnete sich eine Seitenthür; einige Volksführer traten herein und verlangten, daß ein Jeder, welcher sich nicht der Bewegung anschließen wolle, den Platz verließe. Das Comité révolutionnaire (der Ausdruck wurde jetzt zum ersten Male gebraucht) habe von dem Lokal Besitz genommen

---

*) Keiner meiner Landsleute hat sich vielleicht in dem Grade dem nationalen Vorurtheil der Schweizer gefügt, als gerade ich, der ich um unserer deutschen Propaganda nicht zu schaden, sorgfältig Alles vermeiden mußte, was bei den schweizerischen Angelegenheiten die Augen auf mich ziehen konnte. Dennoch will ich gern zugeben, daß ich an der Waadtländer Revolution, immer noch einen Platz einnahm, den mir das nationale Vorurtheil der Schweizer nicht gestatten konnte.

und Niemand könne unbewaffnet ferner Zutritt erhalten. Als Fremder hätte ich nun ebenfalls den Platz räumen müssen; allein die Versuchung eine Revolution von Anfang an — und gerade der Anfang einer Revolution ist das Interessanteste derselben, weil man alsdann am besten die Feigen von den Muthigen unterscheiden kann — mit durchzumachen, war zu stark, als daß ich mich entschließen konnte fortzugehen. In solchen Augenblicken der That schwindet alle theoretische Berechnung. Ich wußte, mißlänge die Geschichte, so wäre meine Existenz und meine Freiheit, als Fremder total ruinirt. Aber ein zur That bereites Volk, eine entstehende demokratische Bewegung vor Augen, war es mir nicht möglich, zu schwanken. Bewaffnet war ich, wenn gleich nur mit einem Paar Taschenpistolen und einem Stilet. Ich blieb. —

Es war dies die interessanteste Nacht meines Lebens und ich habe in ihr die Erfahrung gemacht, daß man, um eine Revolution einzuleiten, keines Geschreies, keiner Schönrednerei (à la Schützenhaus in Leipzig) und keines Bieres bedarf. Das Comité révolutionnaire saß in einem Nebenzimmer, empfing die Berichte und ertheilte seine Instructionen. Nach allen Gegenden sandte man Staffetten, um das Volk zu den Waffen zu rufen.

Die Regierung hatte alle Geistesgegenwart verloren. Der Staatsrath saß die ganze Nacht auf, ohne einen Beschluß zu fassen und seine beiden radikalen Mitglieder Druey und Blanchenay thaten redlich das ihre, ihn in seiner Unschlüßigkeit zu erhalten. Die Regierung verfügte über vierzig Mann Municipalgardisten. Das Casino enthielt nur zwei

und zwanzig Mann bewaffnet, von deren jeder nur zwei scharfe Patronen hatte. Die Masse des Volkes befand sich zum größten Theil auf dem Signal und tanzte die Carmagnole um das Feuer herum. Einen einzigen kühnen Handstreich und man hätte uns aufgehoben und die Revolution wäre zu Gunsten der Regierung entschieden, denn das Gelingen der ersten kühnen That ist in Republiken meistens die Bürgschaft des ganzen Erfolgs überhaupt. Die Regierung versäumte es zu handeln und das war ihr Verderben.

Endlich, um ein Uhr Nachts hörte man bei einer halbgeöffneten Thür einen dumpfen Trommelwirbel; es wurde Allarm geschlagen. Ich werde den Anblick nie vergessen. — On bat la générale sur la (place de la) Palud! rief ein eintretender Bürger.

— Y a-t-il beaucoup de monde?

— Bis jetzt kaum zehn Mann war die Antwort.

Kaum hatten die Umstehenden diese Nachricht vernommen, als sie ohne Commando die Gewehre luden. Eine ächte Garde révolutionnaire! Die Blousenmänner hatten nur ihre Patrontaschen und das Bajonnetbandelier umgehängt und die breiten weißen Rieme kreuzten sich malerisch auf den blauen Kitteln oder zerrissenen Jacken. Das Casino erdröhnte vom Stampfen der Gewehrkolben und Waffengeklirr aller Art. Jeder der ausgesandten Boten brachte auch jetzt neue Mannschaft mit. Der Tambour des Gouvernements hatte gut Trommeln! Hier goß man ihm auf seine Aufforderung sich zum Schutz der Regierung zu stellen, den Inhalt eines Nachtgeschirrs über den Kopf; dort bewaffnete man sich zwar, aber um — nach dem Casino zu gehen, welches sich immer

mehr mit Menschen füllte. Das Comité révolutionnaire aber wollte die Offensive nicht ergreifen, ohne daß die Stadt Lausanne und die Umgegend sich ausgesprochen hätten.

So brach der Morgen an. Von den ausgesandten Boten, waren erst wenige zurückgekommen und noch dazu mit unzuverlässigen Nachrichten. Die Bewohner der Landschaft zeigten sich noch immer nicht und die Menge im Casino verlief sich nach und nach. Das Gouvernement, dem der Muth wieder wuchs, ließ auf allen Straßen die Aufruhrakte verlesen, und das Zischen und Pfeifen einiger Straßenjungen, war die einzige Demonstration dagegen. Die Militzen aus dem katholischen Theile des Cantons, welche dem Gouvernement ergeben waren, eilten jetzt auch zu seinem Schutze herbei, aufgeregt durch die Pfaffen, welche ihnen vorgelogen, die Radikalen beabsichtigten, die katholische Regierung zu stürzen. Das Comité révolutionnaire begann zu zittern. Herr Eytel eilte jetzt selbst nach Puilly, einem Dorf, eine Stunde von Lausanne und war nicht wenig erfreut, als er sah, wie sich Alles bewaffnete. —

Um zwölf Uhr Mittags, am 14., glaubte man sich endlich stark genug zum Handeln. Das Volk hatte bereits auf den öffentlichen Plätzen Freiheitsbäume aufgepflanzt, am Casino hatten sich sämmtliche Unzufriedene wieder eingefunden und von allen Seiten stürmte das Landvolk in die Stadt. Herr Eytel hielt eine begeisternde Rede, in welcher er das Volk aufforderte durch die Stadt zu ziehen; in der Ecole moyenne würde man Kanonen finden, doch solle man nur im Falle eines Angriffes von den Waffen Gebrauch machen,

sonst aber auf jede Weise die Truppen des Gouvernements zum Uebergehen zu bewegen suchen.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Voran ein Musikkorps, darauf ein Freiheitsbaum, umgeben von einer Abtheilung uniformirter Artilleristen, und, da »jeder Schweizer Soldat ist«, so bot die Masse ein buntes Durcheinander von Uniformen und Civilkleidern. Ueberall wehten Fahnen mit patriotischen Inschriften und bei Trommelschlag und klingendem Spiele zog der mit jedem Schritt stärker anschwellende Haufen, die Marseillaise singend durch die Stadt.

Der Weg führte durch die Bogengänge des Stadthauses. Dasselbe war mit Soldaten angefüllt, welche uns jedoch nicht nur ruhig passiren ließen, sondern sogar in den allgemeinen Ruf: Vive la liberté! mit einstimmten und nur mit Mühe durch die commandirenden Offiziere verhindert werden konnten, sich uns anzuschließen.

Auf der place de la grainette angekommen, stieß man wieder auf ein oder zwei Bataillone Infanterie. Kaum erblickten die Truppen das Volk, kaum hörten sie die begeisterten Töne und den Ruf des Volkes: à nous! als sie schaarenweise aus dem Gliede traten und zur revolutionären Partei übergingen, so daß ihr Commandant, wollte er nicht allein bleiben, gezwungen war mit Fahne und Musik ebenfalls dem Zuge zu folgen.

Jetzt kam das Volk an die Ecole moyenne. Das Thor wurde erbrochen und die versprochenen Kanonen fanden sich zwar vor aber sie waren demontirt. Nichtsdestoweniger improvisirte man aus alten Wagentrümmern in der Eile ein paar

Laffetten und schleppte so das erbeutete Geschütz quasi als Trophäe mit fort. —

Während dieses vorging, war der Staatsrath versammelt. Ein conservatives Mitglied desselben, Mr. de Mieville deklamirte auf's Heftigste gegen die »Empörer« und drang auf energische Maßregeln, indem er dabei versicherte, daß auf die Treue der Truppen zu rechnen sei. In diesem Augenblick empfing Druey einen kleinen weißen Zettel von dem bereits erwähnten Buresche, worauf dieser mit Bleistift die Worte geschrieben hatte: Le militaire fraternise avec le peuple sur la grainette,« und im nächsten Moment tönte auch der wilde Ruf: »à bas le gouvernement« an das Ohr der bestürzten Staatsräthe. Sie dankten in pleno ab. —

Und jetzt, nachdem die eigentliche Gefahr vorüber war, als bereits durch Staffetten, die Nachricht in Lausanne war, daß Tausende der Montagnards aus dem Distrikt von Aigle Abends in Lausanne zur Unterstützung der (jetzt schon gelungenen) Revolution eintreffen würden — jetzt traten die Herren Druey und sein Anhang hervor und erklärten sich »garants sur leurs têtes« der Bewegung! Die wahren Demokraten, und vor allem Lеresche, welche von Anfang an auf dem Posten der Gefahr waren, wurden später mit einem jämmerlichen Pöstchen abgelohnt; ja gegen Leresche ging die »liberale« Niederträchtigkeit so weit, offen gegen seine Wahl in dem großen Rath zu intriguiren, weil man ihn (eigner Ausdruck der liberalen Führer) und seine Entschiedenheit fürchtete. Und gerade dieser Leresche war, nach dem Urtheil aller wahren Demokraten vielleicht der einzige un-

ter der ganzen Coterie Druey, welcher ernst und aufrichtig als ein Mann der Prinzipien gehandelt haben würde.

Der erste Akt der Revolution war zu Ende. Es folgte der tautologische, der der Reden und wieder Reden, und das Gouvernement provisoire redete viel. Ich übergehe diesen Akt, denn leider — und wir haben es zuerst erfahren — ist »die liberté pour tous«, Drueys Devise, in den unerträglichsten Glaubens- und Meinungsdespotismus umgeschlagen. Aber aus dem Akt der liebenswürdigen revolutionären Polissonnerie will ich eine Scene anführen.

Die Colonne von Aigle, dreitausend Mann stark, trefflich bewaffnet, war am 14. Abends 10 Uhr in Lausanne eingerückt. Die braven Gebirgsbewohner hatten sich einen Weg durch den Schnee gebahnt, in welchem sie oft bis an den Hals versanken. Man brachte sie in der Kirche St. François unter und, en passant sei es gesagt, dieses Ereigniß hat mich radikal von meiner Antipathie gegen die Kirchen überhaupt geheilt. Die ganze Nacht wurde in Lausanne gezecht und gejubelt, und im Rausche ihrer Freude, demolirte ein Trupp Blousenmänner das Bethaus der Anhänger des Darby'schen Pietismus. Man machte eine Wachtstube daraus. Im Innern saßen die Revolutionäre und amüsirten sich. Eine lebensgroße Gliederpuppe, welche man im Keller gefunden hatte, und welche einem nackten Frauenzimmer glich, stellte die Göttin der Vernunft dar. Man hatte ihr einen Tschakko aufgesetzt, eine Patrontasche umgehängt und ein Gewehr in den Arm gelegt. — Ueber den Thürpfosten war eine Eule angenagelt und darunter standen mit großen

Buchstaben die Worte: Hôtel de l'hibou. Die Eingangsthür aber trug folgende Inschrift:

»Le peuple est maître! Ceux qui sentent encore quelque disposition pour le Darbytisme, sont priés d'entrer pour voir comme on les aime!

Das war zwar Unrecht, aber es war gar zu hübsch!

Die Revolution wurde vielleicht von Niemand freudiger begrüßt als von uns. Wir glaubten in der neuen eine Regierung zu erblicken, welche uns nicht nur tolerirte, sondern auch unserm Unternehmen jeden möglichen Schutz angedeihen lassen würde und wir waren einigermaßen zu dieser Hoffnung berechtigt. Druey, früher Präsident der Section Suisse beim jungen Europa, würde, dachten wir, jetzt, wo er an der Spitze seines Landes stand, die humanen Prinzipien der Neuzeit zu realisiren suchen. Mehr als einmal hatte ich Gelegenheiten gehabt, meine Ansichten mit den seinigen auszutauschen.*) Er urtheilte über deutsche Zustände mit einer Klarheit und Entschiedenheit, die mich in Erstaunen setzte. Ueber die constitutionellen Bestrebungen machte auch er sich lustig. Er erzählte mir einst, daß er heftig mit Welker gestritten habe, als dieser gegen den Atheïsmus und die Anarchie der jungen Philosophen zu Felde zog. Je suis Jeune-Hégélien aussi, moi! rief er aus. Ich hatte ihn von unsern propagandistischen Absichten auf Deutschland erzählt und

*) Ich hatte seine Bekanntschaft bei Gelegenheit einer Coalition der Spenglermeister gegen ihre Gesellen zur Herabsetzung des Lohnes gemacht. Ich wandte mich zum Schutz und im Interesse der Arbeiter direct an ihn und besuchte ihn seit der Zeit zuweilen.

er stimmte mir lebhaft bei und gab mir noch manche hierauf bezügliche Rathschläge. »Hüten Sie sich insbesondere, sagte er, sich in die Schweizerpolitik zu mischen; unser Volk hat in diesem Punkt ein starkes Vorurtheil gegen Ausländer. Sie haben ohnehin ein tüchtiges Feld in den Handwerkervereinen. Diese ambulante Propaganda kann die wirksamste werden.«

Dieser Mann war jetzt der Erste im Lande und ihm zur Seite stand eine Menge Gleichgesinnter. War es nicht natürlich, daß wir unsere Hoffnungen auf's Höchste setzten? —

Druey ist eine seltene Erscheinung. Ein Mann von Talent, hat er sich in allen Zeiten, unter jeder Farbe der Regierung zu behaupten gewußt. Man wirft ihm oft Wankelmuth und Sinnesänderung vor. Aber hat er dann und wann umgesattelt, so kann man ihn deßwegen keinen Apostaten schelten. Er that es als nothwendige Folge seines Prinzips der »theorie des faits accomplis! Er leidet an Unverdauung der hegelschen Philosophie: »Alles was ist, ist vernünftig«, und begeht nur den Fehler, sich passiv zum Seienden zu verhalten. Ja wohl passiv! Er erkennt jede Majorität an, selbst wenn sie seiner Ueberzeugung nach im schreiendsten Unrecht ist. Im Herzen zwar Demokrat, hat er jeder eactionäre Bewegung, sobald sie gelungen, anerkannt, ohne den Kampf gegen sie fortzusetzen. — Er opfert sein Ich der Gesammtheit, um groß durch das Opfer zu werden, und dieser Majoritätsglaube ist seine Religion. Druey ist religiös. Als Apostel der Majorität läßt er sich hinreißen, der Minorität selbst Opfer zu bringen, um sie für sich zu gewinnen, Opfer die gegen seine wahre Ueberzeugung sind und

sein müssen. Doch in Conflict damit treten die Aufforderungen der Majorität, und um diese zu befriedigen, tyrannisirt er die Minorität und muß in ewigem Kampf mit sich selbst und seiner Ueberzeugung leben. — Er ist Communist, jedoch ohne daß er sich dessen klar bewußt ist. Die Communisten jedoch durchschauen ihn besser als er sich selbst und nennen ihn offen einen der ihrigen.

So ist Druey. Die Majorität war jetzt für ihn, er war der Abgott des Volkes geworden und wir glaubten auf ihn bauen zu können.

Weitere Pläne. Reise nach Deutschland.

Das Herz voll Hoffnung, verließ ich Lausanne in der letzten Hälfte des Märzes, um die projektirte Reise anzutreten. — In Chaux de Fonds verweilte ich einige Tage bei Döleke und Standau. Wir nahmen jetzt noch einmal ernstlich Rücksprache über den Zweck meiner Reise und über die weitere Verfolgung unserer demokratischen Projekte; denn wir glaubten der Zeitpunkt sei gekommen, wo wir den Gesichtskreis unseres politischen Horizonts ausdehnen und eine größere praktische Wirksamkeit entfalten könnten. Zu diesem Ende beschlossen wir folgende Punkte.

1) Die Verbindung auszudehnen und auch Männer aus andern Ständen darin aufzunehmen.

2) Die in Deutschland zerstreut lebenden Bundesglieder zu veranlassen, daß jeder an dem Orte in welchem er sich

aufhält, eine Familie begründete, deren Glieder jedoch mit unsern Statuten, Ritual und Erkennungszeichen unbekannt blieben. Jede dieser Familien sollte vierteljährlich durch Buchhändlergelegenheit einen Bericht über ihr seitheriges Wirken an das Centralbüreau in der Schweiz einsenden. Diese Berichte mußten nach Lesung des Inhalts, vernichtet werden. —

3) Jede Bewegung im Sinne des Fortschrittes, sollte benutzt und als Anknüpfungspunkt in unserem Sinne ausgebeutet werden.

4) Handelte es sich um Verbreitung von Flugschriften, so sollten die Familien in Deutschland davon in Kenntniß gesetzt werden, indem man ihnen zugleich die Buchhandlungen anzeigte, durch welche die Artikel zu beziehen seien.

5) In Relation mit einflußreichen Männern der Opposition zu treten und uns in den Stand zu setzen, jedes effectiv revolutionäre Unternehmen von der Schweiz aus in Deutschland selbst zu unterstützen. (Dies wäre leicht möglich zu machen gewesen. Man brauchte sich, wenn die Familien in Deutschland erst wieder organisirt waren, nur an unser Centralbüreau zu wenden, welches dann seinen Agenten in den betreffenden Ländern die nöthigen desfallsigen Instructionen zukommen lassen würde.)

6) So viel es sich thun ließ, auf die deutsche Literatur zu wirken, damit sie eine entschiedene soziale Richtung einschlage. Wie endlich:

7) Uns die größtmöglichsten literarischen und pekuniären Hilfsmittel zu verschaffen. —

Von den besten Glückwünschen meiner Freunde begleitet verließ ich La Chaux de Fonds.

Fast wäre die ganze Reise zu Wasser geworden. In Biel, wo ich einen Freund besuchte, rüstete man sich gerade zu dem unglücklichen Freischaarenzuge und erwartete jeden Augenblick den Befehl zu marschiren. An der Durchfechtung eines solchen Prinzipienkampfes mit den Waffen in der Hand aber nicht Theil zu nehmen, wenn sich die Gelegenheit dazu bot, hätte ich mir nimmer verziehen. Ich beschloß daher einige Zeit in Biel zu bleiben. Doch schon am folgenden Tage kam die Nachricht, daß vor der Hand aus der Expedition nichts werden würde. Es hieß in dem, ich glaube autographirten Cirkular: man solle warten bis Luzern seine Truppen entlassen habe, alsdann wolle man rasch auf die Stadt losrücken und sie überrumpeln. Eine solche Dummheit war mir noch nicht vorgekommen, denn diese Instruction war so öffentlich gegeben, daß man sie auf allen Straßen besprach. Ich bestieg den Postwagen und reiste weiter nach Basel. —

Ich glaube nicht an die Bedeutung von Träumen, doch arrivirte mir unterwegs etwas, welches einem Traum, den ich im Postwagen zwischen Biel und Basel hatte, eine tragikomische Wichtigkeit verlieh. Mir träumte, ich passirte die Schiffbrücke bei Kehl zu Fuß und als ich eben den Fuß auf deutschen Boden gesetzt hatte, glitt ich aus und fiel der Länge nach — in eine Pfütze. Und in der That etwas Aehnliches widerfuhr mir am zweiten Tage darauf. Es hatte den Abend zuvor heftig geregnet und dicht an der Kehler Brücke hatte sich das Wasser in einer kleinen Vertiefung gesammelt. Der Eisenbahn-Omnibus, der uns von Straßburg nach Kehl brachte, erreichte das Ende der Brücke, gerade als ich

den Kopf aus dem Wagenfenster steckte, um mir das, was ein Passagier so unverschämt war, eine »schöne Gegend« zu nennen, zu besehen. Die Vorderräder glitten den kleinen Absatz der Brücke so hart hinunter, in den Sumpf hinein, daß mir der Koth das ganze Gesicht übersprützte und das war mein Empfang auf der deutschen Vaterlandserde! —

In Kehl traf ich zufällig ein Mitglied aus dem Genfer Verein, welches zurück in seine Heimath Darmstadt ging. Es war mir gelungen, einige ziemlich große Packete mit unserer Zeitung und sonstigen Flugschriften über die Gränze zu bringen und der gute Darmstädter wurde gleich mit einer ansehnlichen Quantität derselben zur Erleuchtung seiner blinden Landsleute bepackt.

Die deutsche Luft wirkte bereits auf mich. Die Passagiere sprachen von Eisenbahnen und Schutzzöllen und von der Leipziger Messe, und als zufällig einmal das Gespräch auf einen bekannten Schriftsteller kam, und ich mich nach dessen Persönlichkeit erkundigte, antwortete mir ein Herr mit weinsäuerlichem Antlitz: »Er ist ein sehr honetter Mann, er hat einen Schwager, der »macht« in Baumwolle,« und in meiner Brust fühlte ich die Schwingen loyalen Deutschseins sich regen.

In Karlsruhe, der großen Nasenstüberfabrik für den constitutionellen Liberalismus, wo sich die deutsche Freiheit einigemal im Jahr pro patria langweilt, mußte ich über Nacht bleiben und danke dem Himmel, daß diese Stadt keinen andern Eindruck auf mich gemacht hat, als den, bald wieder fortzureisen.

Mannheim war der erste Ort, wo ich Deutschland

wieder näher kennen lernen sollte. Ich war mit Empfehlungs-schreiben an die Herren v. Itzstein, Hecker und Mathy versehen und hatte so die beste Gelegenheit, »die Ungethüme des deutschen Liberalismus,« die Männer, welche den Stein des Sysiphus wälzen, genauer kennen zu lernen. Aufrichtig gestanden, kostete es noch einiges Ueberwinden, die Männer zu besuchen, deren Bestrebungen ich so oft in Wort und Schrift lächerlich gemacht hatte und welche gewissermaßen die Vertreter einer Partei waren, welche wir fast eben so sehr als den Absolutismus selbst haßten. Zu dem ermangelte die jugendliche Eitelkeit nicht, mir zuzuflüstern: »Du bist auf Deinem theoretischen Standpunkte hoch erhaben über die »liberalen Amphibien — ein Lieblingsausdruck von uns, — und in der Praxis nachhaltend wirksamer als sie alle zusammen.« Das Bewußtsein mit Hintenansetzung aller persönlichen Neigungen, trotz allen Verdächtigungen u. s. w. das Meinige redlich beigetragen zu haben, um aus einer Masse von Tausenden von Deutschen, eine selbstbewußte, zu Menschen gewordene Propaganda zu machen, hatte mein Selbstgefühl erregt und mir den Muth gegeben, mit terroristischer Harknäckigkeit mit Jedem noch so berühmten Manne der Opposition in die Schranken zu treten. Diese revolutionäre kleine Eitelkeit, wird mir gewiß Jedermann gern verzeihen; war sie doch entsprungen aus der lautern Quelle des Rechts- und Freiheitsgefühls!

Außerdem galt es hier besonnen zu handeln, denn wir konnten zu unsern demokratischen Projekten, die wir allein durchzuführen, noch zu schwach waren, die liberale Partei jetzt nicht mehr entbehren. Nichts desto weniger stand der Ent-

schluß bei mir fest, ihren Häuptern unumwunden unsere ganze Weltanschauung mitzutheilen und ihnen alsdann nur die Nothwendigkeit einer, wenigstens temporären Zusammenwirkung und gegenseitigen Unterstützung klar darzuthun. Wie eine solche Allianz im Einzelnen sich gestalten würde, darüber konnte ich allein mir kein Schema bilden, sondern mußte es der organischen, durch Zeit und Umstände bedingten, Entwickelung anheim stellen. Mit diesen Empfindungen begab ich mich zu Itzstein.

Es giebt Menschen bei deren Anblick wir uns — mag uns das Vorurtheil, welches ihr Name uns einflößt, noch so groß sein — unwillkürlich zu ihnen hingezogen fühlen, wie es andere giebt, welche einen nicht zu besiegenden Widerwillen in uns erregen. Häufig sind solche ersten Eindrücke gerechtfertigt, immer aber üben sie einen mächtigen Einfluß auf den Verkehr mit Menschen aus. — Mir gewährt die aufmerksame Beobachtung des menschlichen Hauptes einen besondern Reiz, weil ich mich früher aus Liebhaberei viel mit Phrenologie und Physiognomik beschäftigt hatte. —

Es erging mir wie Allen, welche »Vater Itzsteins« Bekanntschaft machen. Sein schön geformter Kopf, sein schneeweißes Haar, seine in jugendlichem Feuer strahlenden klaren blauen Augen, das ganze Gepräge seines Gesichts in dem sich Hoffnung und Resignation malt, die lebhafte Würde seines ganzen Benehmens, hatten mich im ersten Augenblick für ihn eingenommen.

Er hörte meine Schilderung unserer Bestrebungen in der Schweiz ruhig an, und als ich von unsern Projekten für die Zukunft sprach und, einmal im Redefluß, die Nutzlosigkeit

der constitutionellen Opposition, des »gesetzmäßigen Fortschritts« darzuthun suchte, ja dieselben heftig angriff, also nach den gewöhnlichen philiströsen Begriffen, den Respect, welche die Jugend dem Alter schuldig sein soll, gänzlich außer Augen setzte, spielte ein wohlwollendes Lächeln um seinen Mund. — Er ließ mich ausreden; dann schüttelte er ernst den Kopf. — »Mein lieber Freund, Sie kennen Deutschland nicht, es ist Ihnen in der Schweiz fremd geworden. Sind auch Ihre Pläne auf eine an und für sich richtige Grundlage basirt, so sehen Sie sich Deutschland an, ob Sie den Grund und Boden darin finden, Ihren Plan in's Werk zu richten; leider, leider muß sich oft unser Streben den Verhältnissen accomodiren.«

Man gab mir eine detaillirte Schilderung von der Macht des Polizeistaates und dem, was ich an ihm entgegenzusetzen hätte und was mir hier nur angedeutet wurde, fand ich später, nicht nur im Badischen, sondern, und noch in weit höherm Grade, in den übrigen Theilen Deutschlands vollkommen bestätigt. Sagt z. B. den Leuten; wir wollen an dem und dem Tage zusammenkommen, um über diese oder jene Angelegenheit unserer Zustände uns zu besprechen, und keine zehn Menschen werden sich einfinden. Verbindet dagegen damit die Einladung zu einem »Z w e c k e s s e n ,« und sie kommen zehn, zwölf Meilen weit her, und dieselben Leute, welche nicht einen Heller, z. B. für Verbreitung demokratischer Volksschriften, hergeben, zahlen das Couvert an der Table d'Hôte mit einem Louisd'or und betteln Hunderte zusammen, um durch Unterstützung irgend eines abgesetzten Professors diesem es fernerhin möglich zu machen, d a ß e r t ä g l i c h s e i-

nen Champagner trinken kann. Die lächerlichste Carrikirung einer Opposition! aber

»— Dies Geschlecht
kann sich nicht anders freuen, als bei Tisch!«

Es war für mich daher schon ein erfreulicher Gewinn, daß ich in denjenigen Männern, welche ich bisher für die Beförderer aller liberalen Hanswurstiaden hielt, die Feinde derselben kennen lernte. Aber, es ist der Fluch der deutschen Freiheit, daß sie sich nur in der Harlequinsjacke zeigen darf. So ward mir auf meine Frage, warum denn entschiedene Männer des Fortschritts diese Geschichten mitmachten, der Bescheid: »Weil es der einzige Weg ist, direkt auf das Volk zu wirken. Bei dem Itzsteinfest — jene bekannte »Festsammeliade« — sind über 500 Exemplare der »Gassenlieder« von Hoffmann verbreitet worden.« Das war allerdings Etwas. Aber zugleich war es ein sprechendes Zeugniß von der Jämmerlichkeit der Masse unserer Liberalen, welche ohne künstliche Mittel nicht angeregt, geschweige denn in Bewegung gesetzt werden konnten. —

Was nun den praktischen Theil unseres Projektes betraf, so war man, und namentlich Hecke , der Ansicht, das Beste sei, wenn eine Verbindung mit dem literarischen Comptoir und mir zu Stande käme und ich dem ausschließlich demokratischen Theil des Verlags desselben vorstehen würde. Doch die Sache hatte ihre Schwierigkeit und ich erklärte, ich könne nun und nimmermehr im Einklang mit einem Institut wirken, bei dem ein Mann, so autokratischer Gesinnung wie Follen, eine Stimme von Gewicht habe. Fröbel betreffend, so kennte ich keinen reinern und edlern Demokraten

und ich würde mich glücklich schätzen, mit ihm Hand in Hand gehen zu können. Doch dies sei vor der Hand eine Hypothese und vor allem wäre eine allgemeine Rücksprache mit Fröbel selbst dazu nöthig. Deshalb käme ich auf mein Projekt zurück und erweiterte dasselbe noch auf andere Weise. — Ein positiver Anknüpfungspunkt ist bereits in den »Blättern der Gegenwart« vorhanden. Die Zahl ihrer dermaligen Abonnenten sichert das Fortbestehen des Journals ohne Veränderung der Tendenz und der Sprache. Jedoch wolle ich davon verschiedene Auflagen veranstalten, wie sie den Verhältnissen der resp. deutschen Länder, wohin das Blatt gehe, angemessen seien. Zu diesem Behufe verlange ich aber, daß mir das Wichtigste, welches die Zensur gestrichen, franko eingesendet werde, um es unter unserer freien Presse zu reproduziren. Nach Baden liefere ich die Sendungen bis Bruchsal portofrei und setze in Mannheim, Karlsruhe u. s. w., einige Personen von deren Ankunft in Kenntniß, unter Aufgabe der Adressen, durch welche der Artikel zu beziehen. Ebenso gebe ich auf, durch welche Personen aus dem Volke der Vertrieb zensurwidriger Schriften im Volke zu betreiben sei. Ich gebe zu, daß z. B. Deputirte sich nicht direkt mit einer derartigen Propaganda befassen können. Jede Flugschrift, welche mir anonym zugesandt werden wird, wird gedruckt und auf Kosten und Gefahr über die Gränze geschafft, sobald ein den Druck zu deckender, hinlänglicher Absatz in einer festen Bestellung garantirt wird. Den übrigen Absatz im Volke werde ich nöthigenfalls zu betreiben wissen. Der Einfluß einer solchen Propaganda, auf Wahlen ꝛc. ist unberechenbar und die Schweiz liefert hierin das beste Beispiel. —

Im Allgemeinen konnte ich mit den Resultaten, welche ich erlangte, zufrieden sein. Daß mir keine festen, direkten Versprechungen gemacht werden konnten, begreift ein Jeder. Am Meisten aber freute es mich, Männer kennen gelernt zu haben, deren Gesinnung mit der Zeit gleichen Schritt gehalten hatte, welche in der Misère ihres beschränkten Wirkens nicht auf einer Stufe mit ihren offiziellen Thaten standen. —

Während meines achttägigen Aufenthalts in Mannheim erhielt ich von den Leuten, deren Bekanntschaft ich noch machte, interessante Aufschlüsse über badische Zustände und, in der That, ich bewundere die Energie und Konsequenz des Polizeistaates! Der Liberalismus ist, wie überall, auch in Baden matt und abgestanden. Selbst in der gepriesenen zweiten Kammer, finden sich keine zehn Männer der Konsequenz vor. Ist doch selbst Welker, ein so wackerer Streiter er ist, Anhänger des monarchischen Prinzips und soll, wie mir bereits einige seiner Bekannten in der Schweiz sagten, alle sozialen Bestrebungen »dumme Jungenstreiche« nennen. Ich hätte gern seine Bekanntschaft gemacht, aber aus angeführtem Grunde versäumte ich es, mich einem Manne von so ausgezeichneten Geistesgaben wie W. zu nähern. —

Die Liebenswürdigkeit des alten Itzsteins und seines Freundes Hecker bezauberte mich, und ein Zusammenwirken mit diesen Männern wäre, selbst wenn unsere Ansichten hie und da auseinandergingen, mir nur erwünscht gewesen. Hecker weihte mich während meines Aufenthalts in Mannheim, in die Mysterien — der Jagd ein. Ich liebe auf der Jagd die gebratenen Rebhühner und wilden Enten mehr, als die umherfliegenden. Auch mein Begleiter schien derselben

Meinung zu sein, denn auf unserer Jagd hatten die Vögel des Himmels, mit Ausnahme einiger Buchfinken, die wir vom Baume schossen und eines Raben, welchen Hecker unterwegs für sein Söhnlein — kaufte, vollkommen Ruhe. Wir beschäftigten uns auf der Jagd mit Politik und Neckarwein und wahrhaftig, dieser schmeckte mir ausgezeichnet. — Doch ein Abentheuer begegnete mir. Ich war etwas zurückgeblieben und dachte gerade über meine politische Mission und deutsches Unterthanengefühl nach, als ich einen Hasen dicht vor mir spazieren sah. Das Thierchen schien sich gar nicht zu fürchten und schnitt mir im Gegentheil eine Menge Grimassen zu. Als ich ihn verfolgte, beschleunigte er seine Schritte nicht im Geringsten, wohl aber, um mich zu langweilen, unterhielt er mich in den preußischen Landtagen, und als ich endlich an einem Teich in die Enge getrieben hatte und auf ihn anschlug, sprach er: Schießt nicht, ich bin krätzig!

Ich verließ Mannheim ungern. Die Stadt war mir, durch die Liebenswürdigkeit und die freundschaftliche Aufnahme, welche ich bei Hecker und Itzstein gefunden, lieb und theuer geworden.

* * *

Leipzig*).

I.

Im April 1845.

Seit zehn Tagen befinde ich mich hier. Ich bin richtig zu früh gekommen; die Buchhändlermesse, der geeignetste Zeit-

*) Briefe nach der Schweiz. (Im Auszuge.)

punkt zur Anknüpfung der nöthigen literarischen und merkantilischen Verbindungen wird erst nächste Woche ihren Anfang nehmen; ich habe also noch Zeit genug, ehe ich mich an die Realisirung unserer Projekte mache, das Terrain so ziemlich nach allen Seiten hin zu untersuchen.

Zu den Bekanntschaften, welche ich hier angeknüpft habe, gehören Rob. Blum, Heller, Herloßsohn, Kuranda, Laube und Held, der unermüdliche Dirigent der ci-devant Lokomotive. Laube gehörte jener in sich selbst zerfallenen literarischen Coterie an, welche einst von der fixen Idee geplagt wurde, das junge Deutschland zu sein. So wie diese ganze Verbindung konnte jedoch auch Laube nie Anspruch auf das Prädikat eines politischen Schriftstellers machen. Der literarische Toillettenparfum und die Imitirung des Heineschen Styls, welche sich in den Schriften des j. D. vorfinden, stempelte jenen Literaturzweig zu einem Modeartikel, welcher in der Geschichte der Literatur nur als Episode genannt zu werden verdient. Von durchgreifender Tendenz, von einem selbstbewußten Streben konnte nie die Rede sein. Hätte Gutzkow's lächerliche Eitelkeit dem jungen Deutschland nicht den Stempel einer zeitgemäßen Literatur mit Gewalt aufdrücken wollen, es wäre vergessen und seine Existenz ihm verziehen. So aber redet die Masse von Apostasie und übersieht ganz, daß die erste Bedingung derselben ihr Gegentheil nie vorhanden war. — Das junge Deutschland ist nicht rückwärts, die Zeit ist vorwärts gegangen. — Heinrich Laube ist ein Mann von Talent. Für unsere Pläne aber ist er nicht der Mann. Er schreibt Komödien und hegt den frommen Glauben, die dramatische Kunst

und das deutsche Theater können noch aus ihrer Künstelei und Komödiantenwesen erhoben werden.

Einen warmen Anhänger unserer Bestrebungen hoffe ich dagegen in Held zu finden. Der Mann hat Herz und Gesinnung und wohnt abwechselnd in Schkeuditz, im Gefängniß daselbst, in Leipzig, oder auf dem Leipziger Polizeibüreau, oder endlich auf der Eisenbahn zwischen Leipzig und Schkeuditz. Das spricht zu seinem Gunsten. — Ich war neulich mit Herloßsohn, dem Schriftsteller Corvin und meinem Papa bei ihm in Zweig-Schkeuditz. Er lebt dort sehr angenehm, geht spazieren wenn er Lust hat und steckt den Schlüssel seines Gefängnisses in die Tasche, damit ihm nichts gestohlen werde. Held kennt den deutschen Philister besser als irgend einer. Er macht sich keine Illusionen, hat aber die Frische seines Geistes trotz allen Wechselfällen des Schicksals treu bewahrt. Wie jeder Mann von Gesinnung ist er Sozialist. Mit ihm und Corvin sprach ich zuerst ausführlich von unsern Plänen. Und finde ich überall die Hingabe und den Eifer für die Sache des Volks und des Fortschritts als bei diesen Beiden, so wird ungeachtet aller Widerwärtigkeiten unser Projekt realisirt werden.

Aber der Guten sind wenige und die misère der Gegenwart thut redlich das ihrige die Kräfte vom graden Weg abzulenken und zu schwächen. — Rob. Blum, ein Mann wie zum Volksführer geschaffen, geborner Redner, äußerlich voll stoischer Ruhe, innerlich voll Grimm gegen den Status quo, ist Oberpriester der deutsch-katholischen Kirche geworden und paradirt in Gemeinschaft mit Ronge und Czerski auf allen Tabatièren, Etuis, Stöcken u. s. w. — Es ist eine

fromme Einbildung, wenn man in der deutschen Literatur fast durchweg einen »neuen demokratischen Geist« zu erblicken meint. Liberal — nun ja, das sind sie Alle, das will sogar der König von P. sein, aber die Interessen, um welche die Journalistik sich katzbalgt, sind Theater, diese oder jene Sängerin, Persönlichkeiten — kurz der Gehalt der Tagespresse ist wesentlich lumpig. Da ist z. B. Oettinger; derselbe, der aus Berlin, Hamburg, Mannheim u. s. w. geohrfeigt und von dort jämmerlich weggelaufen. Du entsinnst Dich, er war einer jener Möpse, welche den jungen Löwen Herwegh, anbellten, als die Ausweisung aus Berlin bekannt wurde. Dieser gegen Preußen so speichelleckerische Brief, den O. an Herwegh schrieb, und in welchem unter andern auch bewiesen war, daß Herwegh im Grunde genommen, doch nur ein mittelmäßiges Talent sei, hat gleichwohl Herrn Oettinger keine Pension eingetragen.

Der ehrenwerthere Theil der Presse ist gering und meistens von Leuten vertreten, welche einen Widerwillen gegen das Treiben des liberalen Geschmeißes haben, aber leider sich so wenig um ihre Zeit überhaupt kümmern. Liberal ist alle Welt, aber es ist ein Liberalismus, dem jede Partei unbeschadet ihren Grundprinzipien zu dem ihrigen machen kann und so ist Leipzig, was seine Tagespresse betrifft, so recht eigentlich der Sitz der Mittelmäßigkeit, die wenigen Ausnahmen abgerechnet. —

Gleichwohl darf auch dieses Feld nicht unbearbeitet gelassen werden. Wenn man nicht als ebenbürtig ansieht, den »gebraucht« man. Kerle, wir der Redacteur des »Wandelsterns« ꝛc. ja allenfalls auch Oettinger stellt man beim

Kriegsgeschrei an. Wir haben ja in der Schweiz über müssige Köpfe und Hände genug zu verfügen, welche auch unsere Noten blasen und diese Taktik ist weit leichter und erspriesslicher, als ein Streit über Prinzipien, von denen jene Mistfliegen nichts verstehen. Ich möchte nur wissen, was ein großer Theil unserer Literaten anfangen würde, wenn der Himmel uns Preßfreiheit schenkt. Sie müßten doch effectiv verhungern. Ich kenne hier einige junge Schriftsteller von ausgezeichnetem Talent. Zu jung und feurig um von der Zwanzigbogenfreiheit zu profitiren, übersetzen sie, wenn sie kein Geld haben, und haben sie welches, so thun sie gar nichts. Gewiß werden bei der Preßfreiheit einige schwindelerregende Salti-mortales nicht ausbleiben, aber das eigne Jugendfeuer wird die Form schon läutern und mit dem Wesen identificiren. —

Mündlich über die hiesigen literarischen Zustände ein Mehres.

Leipzig.

II.

Im April 1845.

Fröbel kömmt diesesmal nicht zur Ostermesse. Die betreffenden Gesandten in der Schweiz haben ihm seinen Paß nicht visiren wollen, weil »er doch in keiner andern Absicht nach Deutschland reise, als in der, aufrührerische Manuscripte an sich zu bringen.« Mir kommt das sehr ungelegen. Ich dachte an Fröbel einen guten Rathgeber bei der Anknüpfung buchhändlerischer Verbindung zu finden, und außerdem ist so reichlicher Stoff zu einer prinzipiellen Besprechung vorhanden,

daß ich seine Anwesenheit in Leipzig auch in unserm Interesse für nöthig erachte.

Ob der Plan mit der jährlichen freiwilligen Beisteuer zu Stande kömmt? Ich kann es nicht versichern. In Bezug auf das Geld an und für sich, sind die Leute bei weitem nicht so difficil, als ich dachte. Nur muß man ihnen nicht mit weitläuftigen Projekten kommen, im Gegentheil, sie ihren Beitrag als „fond perdu" erscheinen lassen; vor allem andern aber ist es nothwendig, den deutschen »Liberalen« nicht merken zu lassen, daß man sie braucht. Da will jeder unserer »gründlichen« Landsleute, welcher sechs Pfennige zu irgend einem Unternehmen beisteuert, genau alle verschiedenen Nüancen des Projekts bis in's Detail wissen; nicht daß die Leute mißtrauisch wären, — sie sind es selbst gegen den alten Despotismus nicht — o nein, aus purer Gründlichkeit! Die begeisternde Hingabe, die Leidenschaft fehlt ihnen. — H., mit dem ich zuerst über die Sache sprach, garantirte mir gleich für das elende Nest X. eine jährliche Summe von funfzig Thaler, und mache ich einen Ueberschlag derjenigen Beiträge, deren wir gewiß sein könnten, so kämen schon jetzt circa 1500 Thlr. pro anno heraus. Aber »wohin« damit? Mit der Verbreitung von Flugschriften im Volke selbst, getraut sich niemand zu befassen und Familien sind hier noch nicht organisirt. — Es wird durchaus nothwendig sein, einige tüchtige Burschen hierher zu schicken. Es besteht ein Singverein von Handwerkern hier. Einige pädagogisch verwitterte Zöpfe sollen die Lenker sein. Derartige Aecker urbar zu machen, ist eine Aufgabe, welcher unsere Leute vollkommen gewachsen sind. In Mannheim dito ein Verein. Aber wir müssen

wissen, wo hinaus. Ich kann daher vorläufig die liberalen Geldbeutel nicht in Requisition setzen, denn es hieße gewissenlos handeln und unklug dazu. Wir müssen erst praktische Resultate gewonnen haben. — Literarischer Unterstützungen dagegen habe ich mich auch hier versichert.

Ueberhaupt komme ich mit jedem Tage mehr auf meine alte Ueberzeugung zurück. Es ist nur vom Volk, von der „canaille" Hilfe zu hoffen. Ich bat Blum neulich, mich mit einigen entschiedenen Charakteren bekannt zu machen. — Ja wohl, gesprochen wurde ganz leidlich; man griff diese und jene Institutionen in Staat und Kirche mit einer Schärfe an, die einem Demokraten Ehre machen würde. Geht man aber von den Konsequenzen zum Prinzip selber über, — gute Nacht Liberalismus! Denke Dir, die Sachsen sind noch Royalisten par excellence, und die Negation des monarchischen Prinzips ist doch bei Gott, keine excentrische Forderung, welche man dem Liberalismus stellt!

Mein Rath ist nun folgender. Arbeite rüstig daran, die Vereine empfänglich zu machen, für ein praktisches Handeln. Unterdessen werde ich sehen, allen noch etwa vorhandenen Saft aus der welken Citrone des deutschen Liberalismus herauszudrücken. In einem halben Jahr, so denke ich, haben wir in den Hauptstädten Deutschlands Familien etablirt. Diese mit der Literatur in Verbindung zu setzen, wird leicht. Wir Vier, die Führer der ganzen Verbindung, dürfen uns ferner nicht scheuen, ein gewagteres Spiel zu spielen. Durch eine lebhafte Correspondenz, welche ich durch Buchhändlergelegenheit besorge, bleiben wir stets au fait mit Allem, was hier vorgeht, und wo ein Ball gegeben wird, tanzen wir mit.

Stürzt dann ja wieder der Himmel ein, nun, dann liegen wir alle darunter. —

Gegen die Communisten ist stets dieselbe Taktik zu beobachten — lassen wir sie aussterben. Für Deutschland übrigens thut es nichts, wenn der Communismus hier Wurzel schlägt. Ich wünsche es sogar. Hier ist der Boden, wo wir praktisch handeln sollen und da nehmen wir zum Dreinschlagen, was uns unter die Hände kömmt! Sie sind praktisch die Communisten und gute Spekulanten dazu. — Sie wissen, daß ich jetzt hier bin. Nun fürchten sie vielleicht, ich werde sie verläumden 2c., darum suchen sie unnöthiger Weise zu pariren. Blum gab mir gestern einen Brief von August Becker zu lesen. Was war's? Der rothe Becker proponirt den Deutschkatholiken, communistische Schriften zu verbreiten, (als Probe der Waare fügt er »die neue Welt« von Kuhlmann bei*)!!) dagegen »glaube er versichern zu können,« daß die communistischen Arbeitervereine in der Schweiz, nicht abgeneigt sein dürften, zur neuen Kirche überzutreten. —

— Und was beschließt die Kirche? fragte ich.

— Die Kirche bedankt sich für die Blattern des Heidenthums. —

---

*) Der messianische Betrüger hatte inzwischen, gedrängt von allen Seiten, seine Weisheit auf Kosten der communistischen „Proletarier" drucken lassen. Die ganze Kritik hat mein Urtheil über Kuhlmann und seine „Wissenschaft" bestätigt und ich habe daher nicht nöthig, mich ausführlich nochmals über das Geschmiere des literarischen Beutelschneiders auszulassen. —

Leipzig.

III.

Im Mai 45.

Ich habe Euch lange ohne Nachrichten gelassen. — Meine Geschäfte sind nun beendet. Literarische und buchhändlerische Bekanntschaften sind angeknüpft, der Absatz unserer Artikel ist ziemlich gesichert, und unser Institut wird von »Freisinnigen« benutzt werden. Die Mittel werden also vorhanden sein und es hängt demnach von unserer eignen Thätigkeit ab, unsere demokratischen Ideen zu fördern. — Anknüpfungspunkte sind vor der Hand in Sachsen, Ostpreußen und am Rhein vorhanden; sie auszubeuten liegt uns ob. In Hannover ist direkt nichts zu machen. Die Bauern sind für den König, seit er ihnen die Zehntablösung bewilligt hat. Ernst August versteht seine Zeit, und die deutsche Genügsamkeit ist sein mächtiger Bundesgenosse. Braunschweig ist eine preußische Provinz. An eine That ist noch nicht zu denken, es müßte denn in den Lobensteinschen Staaten sein! — —

Gegen Mitte Juni denke ich in Lausanne einzutreffen. Ich sehne mich nach der Bergluft der Freiheit. Wenn nur der verunglückte Freischaarenzug nicht das Signal einer allgemeinen Reaction wird. Zwar wir im Waadtland sind sicher, doch käme eine Aufhebung der übrigen Vereine jetzt sehr mal à propos und es dürfte rathsam sein, sich im Voraus dagegen sicher zu stellen.

So eben trifft hier die Nachricht von der Ausweisung Itzsteins und Heckers aus Berlin ein. Allgemeine Entrüstung darüber, aber keine Demonstration dagegen. Das Ereigniß

gäbe eine gute Veranlassung zu einem Pamphlet gegen Preußen. — Ich will die Sache in Erwägung ziehen. —

* * *

Den Kopf voll weltreformatorischer Ideen verließ ich Leipzig. War ich gleich gezwungen, einzugestehen, daß Deuschland so ziemlich nichts gelernt und nichts vergessen, daß man wahre Fortschritte nur im Gebiete des Polizeistaates gemacht hatte, so war dafür auf der andern Seite eine Fülle der Theorie vorhanden, welche auf ein bis Dato noch unverdorbenes Volk ihren Einfluß ausüben konnte. Die praktischen Beweise, daß aus dem Volk etwas zu machen sei, hatten unsere Vereine geliefert; es handelte sich also nur darum, diese Versuche weiter auszubilden und unser Zweck, ganz Deutschland mit dem Netz einer geheimen Propaganda zu überziehen, und Leute zu haben, welche auf unsern Antrieb sich jeder Bewegung anschließen, war erreicht. — Wir dachten es so weit zu treiben, daß dem Polizeistaat kein anderes Mittel übrig bliebe, als den getreuen Unterthanen die Zungen auszuschneiden.

Auf der Rückreise knüpfte ich, namentlich im Badischen und in Basel Verbindungen mit Contrebandiers an, besuchte einige unserer alten Bundesglieder, und sagte dann Deutschland Lebewohl, um es — leider! — bald wieder zu sehen. —

Zürich.

Das Herz klopfte mir freudig als ich den reizenden Zürichsee mit seinen lachenden Ufern wieder erblickte. Zürich ist derjenige Punkt, von wo an die Schweiz wahrhaft schön zu

werden beginnt und die Gebirge bis zum Montblanc in Savoyen fortwährend großartiger und pittoresker werden. In Zürich hat die Lieblichkeit, in Chamouny die erhabne Größe der Natur ihren Gipfel erreicht. Dort wie hier athmet alles Poesie, nur — die Menschen nicht. Um den Montblanc herum vegetirt ein cretinartiges Menschengeschlecht und die ohrzerreißende Mundart der Züricher und ihre ungelenken Manieren contrastiren unangenehm mit der ganzen Gegend, bilden schreiende Dissonanzen in dem großen Oratorium der Natur. —

Es war das Erstemal seit meiner Ausweisung, daß ich Zürich wiedersah. — In der Schweiz nimmt man die Ausweisungen nicht so ernst, wie in Deutschland. Ich werde ausgewiesen und gehe. Nach Verlauf eines Jahres haben sich die Verhältnisse mehr oder weniger anders gestaltet, es ist Gras über das Vorgefallene gewachsen und ich komme wieder mit Sack und Pack.

Als ich so auf der Züricher Brücke stand und mir die im Glanz der Abendsonne glühenden Hochgebirge betrachtete, deren goldene Gipfel sich in dem klaren See abspiegelten, als ich mich dann im Gedanken in die Flächen Norddeutschlands zurückversetzte, stiegen allerhand Gedanken an Ausweisungsmöglichkeiten in mir auf und es war mir als müßte ich den geliebten Boden der Schweiz umklammern, um ihn nicht unter den Füßen zu verlieren. »Werde ein guter Bürger!« flüsterte mir der Versucher zu«, hast du nicht, was du willst? kümmert dich was die Leute draußen treiben? Du änderst die Welt nicht; baue an deinem eignen Herd, baue Häuser und zeuge Kinder und gründe eine Modezeitung oder

ein Theatergeschäftsbüreau!« Und als ich dies gedacht hatte ging ich zu meinem Freund Blasinsky, um mir von ihm Unterricht in allerlei buchhändlerischen Schlichen und Kniffen ertheilen zu lassen, um das Werk der deutschen Freiheit fördern zu können. —

Blasinsky ist ein blasser Jüngling; jung an Jahren und alt an Listen, ein in der Höllenküche des literarischen Comptoirs gargebackener Sünder. Ich hatte seine Bekanntschaft in Leipzig gemacht, wo er mir bei Anknüpfung buchhändlerischer Verbindungen sehr behülflich gewesen war. In Zürich vollendete er meine buchhändlerische Erziehung.

Ein Abstecher von Zürich nach Schaffhausen, wo ich ebenfalls die Gränzverhältnisse sondirte, beendete den Geschäftstheil meiner Reise und die noch übrige Zeit brachte ich in Zürich und der Umgegend bei meinen alten Bekannten zu.

Ich habe damals recht vergnügte Tage in Zürich verlebt. Ueberhaupt ist, in literarischer Beziehung, Zürich der angenehmste Aufenthalt der Schweiz. Ich machte die persönliche Bekanntschaft Ruges, Heinzens und Freiligraths. Ersterer, ein Mann mit schöner, offner Stirn, frei von all und jedem Pergamentschimmel der deutschen Gelehrtheit ist der wahre Repräsentant der Philosophen, welcher mit ganzer Seele sein Denken und Trachten dem Leben geweiht hat und dessen Anblick, statt die Brust mit heiligem Schauer vor Zopf und Perrücke der Wissenschaft zu erfüllen, uns eine freundliche, joviale Aufforderung, sich ihm anzuschließen gewährt. Karl Heinzen, sechs Zoll mehr als das größte Grenadiermaß, tröstet sich, daß er den Orden pour le mérite nicht erhalten wird. Heinzen ist der einzige und beste

deutsche Schriftsteller, welcher ein »Pamphlet« zu schreiben versteht. Sein Styl ist vernichtend und wo die Verhältnisse ein Faktum zum Anknüpfen gegeben, bemächtigt sich Heinzen desselben und schlägt damit wie mit einer Keule auf seine Gegner los. Nicht minder gut hat mir der offne, redliche Dichter Freiligrath gefallen.

Den ersten Abend meines Aufenthalts in Zürich brachte ich bei Fröbel zu. Außer Ruge, Heinzen und einigen Professoren der Universität, war auch Otto Wigand aus Leipzig zugegen. Wigand thaute ordentlich auf, als er sich wieder bei seinem alten Kampfgefährten Ruge sah.

An jenem Abend erhielt ich nähere Aufschlüsse über unsern Messias Kuhlmann in Lausanne, über den ich bereits auf meiner Reise einige Mittheilungen erhalten hatte. Ruge sowohl, als Wigand wußten eine Menge abentheuerlicher Geschichten dieses Salvator mundi zu erzählen, deren Ende wie gewöhnlich eine Prellerei war. So kam Kuhlmann einst zu Ruge und wollte Geld haben, zu einer Reise nach Asien, um dort Völkerschaften zu studiren und ein neues himmlisches Reich zu gründen. Auf Ruges Frage: Asien sei groß, wohin er denn eigentlich zu gehen beabsichtige, antwortete Kuhlmann anfangs nicht. —

— Wollen sie zu den Tartaren?

Nein. —

Oder zu den Chinesen?

Nein.

Ja, wohin denn eigentlich?

— Da hinten — über die Wolga. —

Auf die Frage, ob er studirt habe, antwortete Kuhl-

mann bejahend: Philosophie. Aber weder Hegelsche, Fichtesche noch irgend eine andere, sondern seine (Kuhlmanns) »eigne Philosophie« habe er studirt u. s. w.

Nicht so leichten Kaufs war Wigand davon gekommen, auf dessen Namen Kuhlmann ein Menge Schulden contrahirt hatte. —

Mir waren diese Mittheilungen erwünscht. Konnten sie doch dazu dienen, die Handwerkervereine von einem Menschen zu befreien, dessen Ignoranz mit seinen Betrügereien wetteiferte.

Fröbel ging mir bei meinem buchhändlerischen Unternehmen auf's Freundschaftlichste an die Hand. Durch seine Vermittelung erhielt ich sogleich einige Manuscripte in Verlag. Eines derselben »Katechismus eines Republikaners der Zukunft«, eine treffliche Volksschrift ist allem Anscheine nach bei der Versendung nach Deutschland in einer Auflage von zwei Tausend Exemplaren in die Hände der Behörden gefallen. Wenigstens fehlen mir bis Dato alle Nachrichten über das Schicksal dieses Werkes und auf meine hierauf bezüglichen Briefe an zuverlässige Leute in der Schweiz habe ich bis Dato keine Antwort erhalten. Vielleicht hätte ich besser gethan, mich an gewisse »schwarze Kabinette« zu wenden! —

Ehe ich Zürich verließ, ward mir noch eine Schrift angetragen, deren Verlag ich anfangs zwar ablehnte, später ging ich jedoch darauf ein, und brachte den Artikel zur Oeffentlichkeit.

Es war dies die so bekannte: »Oeffentliche Dankadresse deutscher Preußen an die Herren von

Itzstein und Hecker, begleitet von einem **geheimen** Manifest russischer Preußen gegen das deutsche Volk. Coblenz, Xaver und Kuhlmann 1845.« Diese Schrift erschien in zwei verschieden ausgestatteten Ausgaben und kam gerade zur Zeit der famosen Schriftstellerverweisungen in Leipzig in den deutschen Buchhandel.

Ich verließ Zürich am 9. Juni. Blasinsky*) und der dicke Gottlob Fink sagten mir auf dem Posthofe Lebewohl und ich eilte meiner neuen Bestimmung entgegen. —

---

*) Es waren fröhliche Tage, welche ich in Zürich verlebt hatte. Mein Freund Blasinsky war ein nettes Kerlchen, glühte für alles Humane und Edle und trieb seinen Humanismus so weit, daß er sogar die hübschen Schenkmädchen in der Umgegend Zürichs vor den Gefahren der Versuchung zu beschützen trachtete. Er nannte das „Retten". Gerade zur Zeit meiner Anwesenheit war er eifrig mit der „Rettung" einer auffallend schönen Elsäßerin beschäftigt. Doch sein Verdienst um dieses edle Werk ist nur ein sekundäres. Ich sah Emilie, so hieß das Engelsköpfchen und erklärte Blasinsky, das Mädchen sei nicht mehr zu retten, er möge daher nur alle Versuche aufgeben. Blasinsky lächelte pfiffig und als ich ihm später bekannte, ich habe den Keim der Tugend in Emilien genährt, fragte er mich, ob ich das stets tête à tête zu thun pflege? — Uebrigens bitte ich den Leser, sich bei Leibe hier nichts Schlimmes zu denken. Beweis daß mein Freund Blasinsky in meine Fußtapfen trat und das von mir begonnene Werk mit rühmlichem Eifer fortsetzte.

Auflösung der Vereine. Ausweisungen. Sturz des „jungen Deutschlands."

»Nehmen Sie sich in Acht, wenn Sie wieder nach Lausanne kommen.« — So redete mich ein Bekannter, ein Geschäftsreisender aus dem Canton Waadt, in Bern auf der Straße an.

Mit wenigen Worten schilderte er mir die Veränderung welche seit meiner Abreise in den Zuständen des Waadtlandes vorgefallen waren.

Die im Februar aufs Haupt geschlagene Partei hatte sich mit frischer Kraft erhoben und machte die Stellung der neuen Regierung mit jedem Tage schwieriger. Die conservative Presse war um zwei Organe, den »Indépendant« und die »Réformation du XIX. siècle« reicher geworden, — welche mit der bekannten Taktik der Verläumdungen und Verdächtigungen debütirten. Wie man nun alles hervorsuchte, dem neuen Gouvernement zu schaden, so mußte auch unsere deutsche Presse den Conservateurs Stoff zu Angriffen auf die Gegenpartei liefern. Die Regierung hatte die Bethäuser der Pietisten schließen lassen, und dieser Angriff auf die Gewissensfreiheit der Bürger rief eine fanatische Opposition hervor, bei welcher wir von den Conservateurs als Mauernbrecher vorgeschoben wurden.

Es galt unsern Vereinen. Das gestürzte Gouvernement hatte den Handwerkerverbindungen nie das geringste Hinderniß in den Weg gelegt und der Gebrauch der Presse war uns unbeschränkt freigestellt. Im December 1844 war die

erste Nummer der »Blätter der Gegenwart« erschienen, ohne daß die erst im Februar 1845 gestürzte Regierung nur Notiz davon genommen hatte. Erst im Juni schob man uns in den Vordergrund der Tagesereignisse. Die neue (radikale) Regierung unterdrückte den Pietismus und mit ihm — warum soll ich es nicht aussprechen, — die Freiheit des Glaubens. Die Freiheit des Unglaubens zu zerstören, war der jämmerlichen Mittelmäßigkeit der Radikalen noch vorbehalten. Dieselben Conservativen, welche unser literarisches und propagandistisches Treiben Jahre lang tolerirt hatten, weil wir uns nie in die innern Angelegenheiten des Landes mischten, dieselben Conservativen benutzten uns jetzt, um ihren Gegnern eine Grube zu graben. Sie hatten dabei einen doppelten Zweck; denn indem sie uns in ihren Organen denunzirten, stellten sie der neuen Regierung die Alternative uns entweder aufzuheben — und damit hatte das Gouvernement der geschlagenen Partei eine Concession gemacht — oder uns die bisher gemessene Freiheit unbestritten, uns bestehen zu lassen — und in diesem Falle konnten die Conservativen schreien: Seht da, die Freunde der Fremden, die Freunde und partisans des Atheïsmus und Communismus! u. s. w. Das ganze Manoeuver war somit ein ballon d'essai der Conservativen gegen die radikale Regierung. —

In Lausanne angekommen fand ich die Angriffe gegen uns bereits in vollem Gange. Der Indépendant hatte den Anfang gemacht mit einem Artikel: La presse communiste« und die »Feuille Réligieuse«, das Organ der Methodisten, war ihm gefolgt in einem langen frommen Aufsatz: »Le socialisme.« Assurément, schloß der Ver-

fasser, nous n'appelons les persécutions sur personne; mais prétendra-t-on que ces associations d'un athéisme avoué et violent, soient donc sans danger pour l'église nationale, tandis qu'on voudrait faire fermer, comme lui faisant tort, des oratoires où les mêmes pasteurs annoncent aux mêmes auditeurs les mêmes doctrines que dans les temples, mais seulement à d'autres heures et dans un autre local! ... — O justice! ... ô vérité! ...

Wir lachten über diese Angriffe und alles, was wir dagegen zu thun für nöthig hielten, beschränkte sich darauf, daß ich dem Indépendant einen groben Brief schrieb, welchen er nach dem Gesetze gezwungen war, in seine Spalten aufzunehmen. Ebenso schrieb ich der Redaktion der Feuille Religieuse einige Spötteleien, welche von den frommen Leuten für baare Münze angenommen und mit dem größten Ernste ausgebeutet wurden. Mit einem Wort, wir setzten uns auf's große Pferd. Die »liberté pour tous« klang uns noch in den Ohren, die Chefs des Gouvernements waren Leute, von welchen wir als gewiß annehmen zu können glaubten, daß sie an Entschiedenheit nichts nachgaben und so trugen wir den Kopf höher als je; ja wir protestirten bereits nicht mehr gegen den verpönten Namen des »jungen Deutschlands« und es ward in unsern Versammlungen öffentlich davon gesprochen, den verhaßten Titel wieder zu Ehren zu bringen. Es schien uns glücken zu wollen. Denn in den ersten Tagen nach meiner Rückkehr, vermieden meine Bekanntschaften in Lausanne mit mir in Berührung zu kommen. Döleke's Atheïsmus, das Steckenpferd, welches er in meinem Journal fast zu Tode jagte, ward mir in die Schuh geschoben

und da ich, aus guten Gründen, nicht dagegen protestirte und meine Auffassung des Sozialismus zu deutlich als nothwendige Konseqenz unserer »atheistischen« Weltanschauung hervortrat, war ich, ehe ich es ahnte, die bête noire von Lausanne geworden. Das Schlimmste und dasjenige, was mich am meisten verdroß, war, daß die schönen Damen, statt wie bisher meine Grüße freundlich zu erwiedern, bei meinem Anblick das Köpfchen wegwandten. Aber die öffentliche Meinung ist heutzutage noch eine Wetterfahne, welche ihre Richtung mit dem Winde nimmt. — Der Indépendant hatte in Bezug auf unser Treiben gefragt: Est-ce de cette manière que les étrangers doivent reconnaître l'hospitalité qu'ils reçoivent etc., und ich hatte ihm geantwortet, daß ich die »hospitalité« gar nicht in Anspruch nähme, sondern nur das Recht, welches civilisirte Nationen sich einander zugeständen ꝛc. (Siehe im Anhang das Petit mot.) Ich saß wieder fest im Sattel, denn das Publikum war so gütig zu glauben, es sei unmöglich, daß ich der sei, welcher von den Journalen der Reaktion als Zerstörer aller Moral und Tugend geschildert worden war. —

Doch nicht lange dauerte diese Freude. Ich hatte mit meinen Erwiederungen in ein Wespennest gestochen. Sämmtliche conservative Organe fielen über uns her. Die Doktrinäre der Akademien machten den unglücklichen Versuch, uns im Courrier Suisse auf wissenschaftlichem (?) Wege beizukommen; statt abere in uns entgegengesetztes Prinzip festzustellen begnügte man sich damit, die grellsten Stellen aus dem Zusammenhang herauszureißen, um die Massen gegen uns aufzureizen. Die »Reformation« nannte uns »radicaux

par excellence, Allemands à vapeur à haute pression, monstres« und mit andern liebenswürdigen Ehrentiteln. Alles umsonst! Das Volk kannte unser Blatt nicht und eben so wenig die Sprache, welche wir redeten. Die Radikalen in großer Anzahl freuten sich über uns — und das radikale Gouvernement sah Gespenster.

Communismus! Dies war der Schrei der Aristokraten. Druey wollte mit Hülfe der deutschen Arbeiter den Communismus einführen, die Auflösung der methodistischen Versammlung stehe in Verbindung mit dem Atheïsmus der Blätter der Gegenwart, dem Journal, welches die Communisten gegründet, leiste der Regierung Vorschub. Diese Anklagen erneuerten sich mit jedem Tage. Unglücklicherweise hatte Druey im großen Rathe, bei Verfertigung der neuen Constitution den Antrag gestellt, den Passus: »le travail est sacré!« mit in die Verfassung aufzunehmen. Die ganze conservative Partei schrie Zeter und der Staatsrath zitterte auf seinen Sesseln. Anstatt mit kräftiger Hand den Lärm niederzuschlagen, entwürdigten sich Druey und Delarageaz so weit, daß sie im großen Rath ein jämmerliches Glaubensbekenntniß ablegten, welches mit einer feierlichen Erklärung, sie wollten das Eigenthum nicht abschaffen, schloß. — Was sagt man zu solchen Jämmerlichkeiten. Zwei Staatsmänner, durch eine Revolution an die Spitze des Ganzen gebracht, hinter sich eine Majorität des Volks, welche sich zur conservativen Minorität gerade wie 10 zu 1 verhielt, halten es nicht unter ihrer Würde, sich einer Handvoll doktrinärer Schreier gegenüber zu rechtfertigen und zu

entschuldigen! — Ach! bei der radikal-gouvernementalischen 10 war die Eins hinter die Null gerathen! —

Man hatte damit angefangen, uns die sogenannten »Jungdeutschen« anzugreifen und als Communisten anzuklagen. — Da wiederholte sich die Fabel vom »langen Thal der Garamanten.« Becker, der im Punkte der Courage stets au niveau mit einem alten Weibe gestanden, vertheidigte sich und die Seinen, ehe ich selbst noch das Wort ergriffen hatte. Der Indépendant hatte uns beschuldigt, wir wollten das Eigenthum abschaffen rc. Ehe noch von unserer Seite eine Erwiederung kam, veröffentlichte August Bekker eine Art Vertheidigung. Der Artikel im Indépendant — worin nur wir und die Bl. d. G. genannt werden — könne leicht zu Mißverständnissen (mésintelligences) führen, indem man vielleicht die Beschuldigungen - welche uns galten! — auf den Communistenverein beziehen würde. »Unser Communismus, fährt B. fort, gründet sich nicht auf die Verachtung der Arbeit und auf den Ruin des Eigenthums.« Und doch hatte derselbe Becker ein paar Monate zuvor eine Brochüre publicirt, worin er auf 38 Seiten nachzuweisen sucht, daß das Eigenthum »abgeschafft« werden müsse, weil es 1) ungerecht, 2) unhaltbar, 3) verderblich ist. —

Der Independant hatte — immer in seinem Artikel gegen uns — von einem Sozialisten (Proudhon) geredet, welcher das Eigenthum einen Diebstahl nennt. Was antwortet der Communist August Becker? »Wenn Jemand unter uns erklärt hat, das Eigenthum sei ein Diebstahl, so hat er wahrscheinlich darunter das Eigenthum, wie es heute or-

ganisirt, verstanden.« Proudhon! das sind deine Jünger! — So lange er sich sicher glaubte, konnte Becker nicht hochtrabende Worte genug finden, jetzt aber, da es galt durch eine muthige Haltung seine Existenz entweder zu retten oder auf eine anständige Weise zu fallen, kriecht dieser Weltreformator und leckt einigen doktrinären Dummköpfen die Füße. Doch noch mehr. Unfähig, allein zu stehen, citirt er in seiner Reklamation an den Indépendant ein statistisches Werk, woran einer meiner Freunde arbeitete und welches Beckers Communismus rechtfertigen würde. Becker hatte die Glocke läuten hören, wußte aber nicht, wo sie hängt. Der Autor, dessen noch unerschienenes Werk er citirte, desavouirte Bekker öffentlich und gab ihm die Lehre, aus aufgeschnappten Worten keine Schlüsse zu ziehen. Unselbstständigkeit ist das Charakteristische der Communisten. Der Positivismus erheischt alles zum Opfer. In dem Gehirn spukt das Bild einer geregelten Zukunft im Nebel und Ehre, Freiheit, der Muth des Mannes, die ganze Gegenwart wird diesem Nebelbilde geopfert. —

Wir standen arg im Feuer. Während meiner Abwesenheit hatte sich eine heftige Polemik zwischen Döleke und Becker entsponnen, welche Becker in seinem Journal »die fröhliche Botschaft« auf das Gebiet der gemeinsten Persönlichkeiten hinübergespielt hatte. Um die Blätter der Gegenwart nicht zum Fechtboden persönlicher Angelegenheiten werden zu lassen, griff ich selbst, der ich bis dahin mich wenigstens nicht feindlich gegen Becker verhielt, diesen an, deckte mit einem Schlage die Industrieritterschaft der communistischen Führer auf und sprach ihnen geradezu alle Competenz ab,

ein entscheidendes Wort in der Sache des Volkes zu reden, denn sobald die Person gegen die Person aufträte, käme es darauf an, ob man den Gegner überhaupt achten könne. Und in der That Becker führte ein klägliches Leben. Jede Thätigkeit wies er von sich. Er wollte keine Privatstunden ertheilen, weil es ihn genirte und er befand sich, wie er mir ganz naïv gestand, recht wohl beim Nichtsthun. — Er ließ sich von den communistischen Arbeitern füttern und kleiden, wogegen er ihnen — aber auch nur wenn es ihm grade genehm war, Vorlesungen über Communismus hielt und sie durch seinen natürlichen Humor unterhielt. Becker war der Bajazzo der Communisten in der Schweiz.

Meine Replik gegen Becker hatte die gewünschte Wirkung. Er war ruhig.

Da die Angriffe der Journale gegen uns immer drohender wurden und die Angelegenheit der beiden deutschen Journale und der Handwerkervereine im großen Rathe zur Sprache gekommen war, hielten auch wir es für rathsam unsere Maßregeln zu treffen. Döleke und Standau kamen nach Lausanne, um gemeinschaftlich mit der Familie die nöthigen Vorkehrungen zu unserer Sicherheit zu besprechen. Bis jetzt war nur mein Name öffentlich genannt worden und da ich erklärt hatte, daß mein literarisches Wirken in keiner direkten Beziehung zu den Vereinen stehe, so glaubten wir mit Recht schließen zu können, daß der Sicherheit des Vereins in Lausanne keine Gefahr drohe, sobald ich aufhöre Mitglied desselben zu sein. — Ich erklärte daher meinen Austritt; d. h. ich ließ meinen Namen von der Liste der Vereinsmitglieder streichen. Mein Wirkungskreis wurde dadurch in nichts ge-

schmälert. Die Vorbereitungen zu meinem buchhändlerischen Etablissement nahmen meine Zeit ohnehin ganz in Anspruch, so daß ich den Verein seit meiner Rückkehr aus Deutschland kaum dreimal besucht hatte. Mein Platz sollte in Zukunft ausschließlich in der Familie sein. Hierauf schritt man zur Vernichtung sämmtlicher Papiere, durch welche der Bund oder die Vereine compromittirt werden konnten.

Wir glaubten damit vorläufig genug gethan zu haben. —

Während dessen zogen sich jedoch immer drohendere Wolken über unsere Häupter zusammen. Die Doktrinäre bereiteten Petitionen gegen die Communisten vor. — Wohl verstanden! gegen die Communisten, „qui prêchent la communeauté des biens," und nicht gegen uns. Außerdem hatte es sich ein Herr Gaudard, Prediger in Morges einfallen lassen, gegen mich und mein »atheïstisches« Journal eine von mehren seiner würdigen Amtsbrüder unterzeichnete Petition der Regierung einzureichen. —

Nun stand die Sache so. Druey und Delarageaz, namentlich letzterer, hatten sich früher zu weit mit den Communisten eingelassen. Druey hatte häufig die Versammlungen der Communisten besucht, ohne sich indeß öffentlich zu ihnen zu bekennen. Delarageaz dagegen, wie ich bereits erwähnt habe, war Mitglied des Vereins in Morges und hatte sich bei den dortigen Parteikämpfen, offen als erklärter Communist auf die Seite der Communisten gestellt. Beide Herren waren jetzt die einflußreichsten Staatsräthe geworden. Sie hatten den unverzeihlichen Fehler begangen, durch Unterdrückung der Pietistenversammlungen einen kleinen Theil der radikalen Partei — denn fast allgemein war man für Freiheit

der Ueberzeugung — eine Concession zu machen, was Wunder wenn sie auf diesem Wege von einer Hand voll Gegner weiter getrieben wurden. (Ich werde auf eine eklatante Art beweisen, daß die Regierung in die Falle gegangen, welche ihr die Doktrinaire mit unserer Angelegenheit gestellt hatten!) Die Communisten hatten also den Staatsrath gleichsam in der Tasche. Auch scheuten sie sich nicht, dies offen auszusprechen. »Wir fürchten nichts, riefen sie aus, wir haben unsere besten Freunde im Staatsrath!« Wären diese Freunde nur nicht die personificirte Feigheit selbst gewesen! —

Wie dem auch sei, der Staatsrath suchte das Gewitter auf alle mögliche Weise von den Communisten abzuhalten. — Ich muß hierbei eines Umstandes Erwähnung thun, welchen ich bis jetzt mir nicht erklären kann, obwohl gewisse Vermuthungen dadurch ziemlich gerechtfertigt werden könnten. — Eines Abends — es war nach Mitternacht — bespreche ich mich noch mit einem Handwerker über unsere prekäre Stellung. Wir gehen im Gespräch langsam im Zimmer auf und ab, als plötzlich durch das offenstehende Fenster von der Straße herauf — ich wohnte eine Treppe hoch — ein mannsfaustdicker Stein in's Zimmer geflogen kam und krachend an einem Wandschrank abprallte. Im Nu riß ich eine meiner, noch seit der Revolution geladenen Pistolen von der Wand und eilte die Treppe hinunter auf die Straße. Alles war still, ich sah Niemanden. Am andern Tag kam ein Communist zu mir und vertraute mir an, Kuhlmann habe einigen Mitgliedern des Vereins den Vorschlag gemacht uns zu denunziren, d. h. alle Beschuldigungen, welche den Communisten

gemacht würden auf uns zu wälzen. Dieser Antrag sei jedoch mit Entrüstung zurückgewiesen worden *). —

Bisher hatte ich auf die Gerüchte, welche über unsere Angelegenheit im Publikum cirkulirten, nicht geachtet. Seit ich jedoch wußte, daß unsere deutschen Feinde den Boden unter unsern Füßen minirten, hielt ich es für rathsam das Terrain aufmerksam zu sondiren.

Der Präfect von Lausanne Hr. A. D. Meystre, war mit mir befreundet. Ich besuchte ihn eines Tages, in der Hoffnung, etwas Näheres von ihm zu erfahren. Mit heiterer Miene trat ich zu ihm ins Zimmer und verlangte scherzend für meine Landsleute und mich ein Sittenzeugniß, um damit »eine Petition an den deutschen Bundestag zu unterstützen,« dessen Schutz wir anflehen wollten.

— Scherzen Sie nicht, sprach Hr. Meystre, Ihre Sachen stehen schlecht. So eben erhalte ich den Auftrag vom Staatsrath, Sie auszuweisen.

---

*) Ich muß hier noch folgendes bemerken. Im Canton Neufchatel waren die Communistenvereine bereits aufgehoben, während man die unserigen fortbestehen ließ. Zwar verhaftete man einige unserer Leute, welche von den vertriebenen Communisten denunzirt worden waren, mußte sie jedoch wegen Mangel an Beweisen, wieder in Freiheit setzen. Die Lausanner Communisten glaubten nun steif und fest, von unserer Seite seien ihre Verbündeten bei der Neufchateller Regierung denunzirt. Dieser Vorwurf ist zu einfältig, um ausführlich darauf zu antworten. Als ob wir so dumm wären, bei einer Regierung so preußischer Art, wie die von Neufchatel, durch eine Denunziation, (welcher Art immer) den Wind anzurufen, um das Feuer, welches uns schon auf den Nägeln brannte, noch mehr anzufachen!! —

A bah! entgegnete ich und trat ein Liedchen summend, an's Fenster. —

Ich war im schlimmsten Fall auf einen Preßprozeß und auf einige Wochen Gefängniß gefaßt. —

— Es war mein voller Ernst! nahm der Präfect wieder das Wort. — Hören Sie.

Hr. Meystre las mir die Ordre des Gouvernements vor.

Leichenblaß sank ich auf einen Stuhl. —

Meine Existenz war gesichert, alle meine bisherigen Bestrebungen, mein Eifer für die Sache des Volks fruchtlos geworden, alle Pläne für die Zukunft vernichtet, — in einem Augenblick vernichtet, wo mir das Glück am heitersten zu lächeln schien. Ich hatte durch die Angriffe gegen mich einen Namen erhalten, meine Verbindungen sicherten der Partei, der ich angehörte eine Zukunft, an die Stelle der planlosen Propaganda war eine geregelte Taktik in unsere Bestrebungen getreten; ich genoß die Achtung, selbst meiner Feinde und zu meiner öffentlichen Stellung hatte sich die Aussicht gesellt, mir auch ein häusliches Glück zu bereiten, denn beides glaubte ich vereinigen zu können. Alles was der Ehrgeiz, was die Liebe zum Volk, der Eifer des Willens, die Energie der That, was das öffentliche und das Privatleben des Mannes sich wünschen kann, hatte ich in der Perspective und in einem einzigen Augenblick sah ich alles vernichtet. —

Es giebt Ereignisse, welche, eben weil sie den ganzen Menschen treffen, schmerzlicher wirken, als alle einzelnen Schläge, die das Schicksal uns im Laufe unseres Lebens ertheilt. Das Alter unterliegt solchen Ereignissen; die Jugend

wird durch sie zerrissen, ihre wahre Heiterkeit des Lebens auf immer getrübt. —

Zu Hause angekommen, warf ich mich auf's Bett und verfiel in eine Art Lethargie. — Warum soll ich es nicht eingestehen — erst als ich weinen konnte, wurde mir leichter um's Herz. Die paradiesischen Ufer des Lemans, ich sollte sie auf immer verlassen. Und wohin mich wenden, was beginnen? — Meine Freunde, mit welchen ich, enger als durch die Bande des Bluts, durch die Bande der Gesinnung vereinigt war, mußte ich zurücklassen und nicht einmal das tröstende Bewußtsein, ein Opfer meiner Ueberzeugung geworden zu sein, konnte ich mit mir nehmen, ich fiel — damit andere sich über dem Wasser halten konnten! —

Der Präfect that für mich, was er konnte und durfte. Nach drei Tagen erhielt ich folgendes Rescript.

Le préfet du District de Lausanne à Mr. W. Marr à Lausanne. —

Lausanne le 25. *Juillet* 1845.

Monsieur!

Le Ministère public ayant appelé l'attention du Conseil d'Etat sur le journal, intitulé „Blätter der Gegenwart für soziales Leben" *dont vous êtes l'éditeur,*

vu que cette publication proclame hautement l'athéisme, et devient ainsi un scandale pour le pays, vu d'ailleurs votre action parmi les ouvriers allemands,

le Conseil d'Etat a décidé votre renvoi du Canton de Vaud sous un bref délai.

C'est-ce que je suis chargé, Monsieur, de vous annoncer, en vous prevenant qu'un délai de quinze jours à trois semaines au plus vous est accordé pour préparer votre départ, à condition que pendant ce temps votre journal précité ne paraisse pas.

Votre acte d'origine et votre passeport sont à la préfecture à votre disposition.

Recevez, Monsieur, mes salutations empressées.

A. D. Meystre, Préfet.

Ich versuchte jetzt noch ein Mittel, um mich zu halten. Ich begab mich zu Druey, dem Präsidenten des Staatsrathes. Ausführlich setzte ich ihm meine Sache auseinander und stützte mich besonders auf den Umstand, daß mein Journal in deutscher Sprache geschrieben war und keinen Waadtländer unter der Zahl seiner Abonnenten zähle. —

— Vous avez emis nos idées trop crues! rief Druey. —

— Aber auf Deutsch, entgegnete ich. —

Druey sprach von öffentlichem Volksunwillen, den ich gegen mich sollte rege gemacht haben; ich verwies ihn dagegen auf die Petitionen, welche gegen die Communisten gerichtet waren und äußerte etwas piquirt, daß ich es sonderbar fände, daß das Gouvernement die Anwesenheit, das Treiben eines bekannten Landstreichers (Kühlmann) duldete und, während die Conservateurs die Ausweisung der Communisten verlangten, grade die Feinde derselben verfolgt würden.

— Sehn Sie denn nicht ein, Hr. Präsident, so schloß ich, daß das ganze Manoeuvre in den Journalen darauf hinzielt, Ihnen eine Falle zu stellen, Sie zu einer Concession zu nöthigen? —

Druey that böse, daß ich seine Gerechtigkeit bezweifelte. On a déjà commencé à faire une enquête contre les communistes, rief er aus. Ihre Angelegenheit ist entschieden; denn Sie sehen selbst ein, der Staatsrath kann einen einmal gefaßten Beschluß nicht revociren und (tout en vous souhai-

tant tout le bien possible) ich selbst müßte dagegen sein, daß Ihre Sache nochmals zur Sprache käme. Das Land ist aufgeregt, wollen Sie etwa, daß wir uns Ihretwegen der Gefahr aussetzen, von unsern Sitzen gestürzt zu werden. (Druey gebrauchte die Worte „de nos siéges.“)

— Eh bien! Monsieur le président, pour quoi ne me fait-on pas le procês, d'apres l'article 8 de la loi sur la presse?

Und welche Antwort gab mir der Präsident des Staatsraths, das ehemalige Haupt der Section suisse beim jungen Europa, der Mann, welcher jetzt an der Spitze seines Landes stand? —

Parceque nous voulons éviter le scandale. (!!)

Nun wohl, rief ich, so bleibt mir kein anderes Mittel als die Oeffentlichkeit, um meine Sache zu führen. —

Damit entfernte ich mich. —

Das Organ der Regierung, der Nouvelliste Vaudois hatte mir zu meiner Polemik mit dem Indépendant seine Spalten geöffnet, was in der Schweiz so viel heißt, als meine Partie genommen. Wird man es glauben, daß dasselbe Blatt bei meiner Ausweisung mich öffentlich und auf's empörendste desavouirte? (Siehe im Anhang das Petit mot.) Nie vielleicht hat sich die Halbheit des politischen Radikalismus oder richtiger gesagt Ridikülismus auffallender gezeigt, als bei dieser Gelegenheit. Der Verfasser jenes Artikels gegen mich im Nouvelliste, welcher so entrüstet über meinen „cynisme révoltant“ zu sein scheint, ist der Staatsrath Delarageaz, welcher einen ganz besondern Haß auf uns geworfen hatte. Als nämlich bei Gelegenheit der Austreibung der Communisten aus dem Canton Neuf-

chatel, auch gegen unsere Leute eine Untersuchung statt fand, zeigte es sich, daß die Behörden die Geschichten unserer Vereine ziemlich genau kannten. So wußten sie auch um den Antheil, welchen Delarageaz den Communisten bezeigt, und daß er vor zwei oder drei Jahren in Morges offen für sie, gegen uns Partei genommen hatte. Unsere Leute, eidlich befragt, ob dem so sei, mußten malgré bongré mit Ja antworten. Der Herr Staatsrath in Lausanne glaubte aber, oder stellte sich, zu glauben, wir und namentlich Standau haben ihn denunzirt. Eine Voraussetzung, deren Dummheit allenfalls bei einem Stallknecht verzeihlich wäre! — Daher sein Haß.

Drei Wochen Zeit blieben mir noch. In diesen drei Wochen konnte sich vieles ereignen. Die neue Constitution, an welcher der große Rath arbeitete, sollte dem Volke in 14 Tagen zur Annahme vorgelegt werden. Wurde sie verworfen, so war eine neue Revolution unvermeidlich. Und es war Aussicht vorhanden, daß sie verworfen wurde; von den Conservativen aus Parteigeist und von den entschiedenen Radikalen aus Ueberzeugung. — Man hatte dem Volke während der Revolution versprochen, den ganzen Code zu reformiren, und jeder Paragraph in der neuen Constitution stützte und ergänzte sich durch eben jene schlechten Gesetze, welche man abzuschaffen gelobt hatte. Fiel das Gouvernement, so konnte ich im Lande bleiben, deß war ich gewiß.

Ich nahm mit Döleke Rücksprache, was zu thun sei. Döleke wohnte in einem der jetzigen Regierung feindlichen Distrikte und konnte mir stets über die zunehmende Unzufriedenheit des Volkes berichten. Er war ebenfalls meiner

Meinung, daß eine Contrerevolution nicht unmöglich sei. Der Mann, in dessen Hause er Lehrer war, war mit allen conservativen Notabilitäten befreundet und in Lausanne selbst hatten mir mehre sogenannte Aristokraten ihr Wort gegeben, daß es dem frühern Gouvernement nie eingefallen sein würde, uns unsere Meinungsfreiheit zu bestreiten. —

Allein das Alles genügte mir nicht. Ich mußte Gewißheit haben, ob Druey aus Angst vor der Gegenpartei oder aus eigner Ueberzeugung gegen uns eingeschritten sei. Ich mußte wissen, ob meine Vermuthung, die Conservateurs haben die Kraft der Regierung prüfen und sie zu einer Concession zwingen wollen, gegründet sei. —

Die Gelegenheit, dies zu erfahren, bot sich bald dar. —

Mein Buchdrucker hatte den Befehl erhalten, nichts mehr von mir anzunehmen. Er war der einzige radikale Buchdrucker in Lausanne und die Regierung glaubte mir durch ihr Verbot den Weg zur Oeffentlichkeit abzuschneiden. Der Schlag war hart, denn jetzt, wo ich über keine Presse mehr gebieten konnte, stand ich vertheidigungslos da und mußte mich geduldig als Sündenbock der Regierung behandeln lassen — wenn ich ein politischer Radikaler gewesen wäre. Aber ich verspürte verzweifelt wenig Lust zum Märtyrerthum, diesem testimonium paupertatis aller männlichen Kraft. Ein Märtyrer galt mir gleich einem Menschen, welcher sich selbst entmannt und ich bin lieber Mann als Eunuch! Der gerade Weg war nicht mehr der beste, ich schlug also den krummen ein.

Ich schrieb an denjenigen meiner Gegner, welcher die ursprüngliche Veranlassung zu meiner Ausweisung gegeben

hatte, an den Redacteur des »Indépendant« Herrn G. Jaccard, juge d'appel, und bat diesen Herrn, mir eine Unterredung zu schenken. In meinem Schreiben hob ich besonders hervor, daß ich jetzt von der Partei, zu welcher ich mich meinen Ansichten zufolge bekennen müsse, verlassen sei und mir, um meine Ehre zu retten, nichts übrig bliebe als an die Loyalité meiner politischen Gegner zu appelliren, von denen ich, (in Hinblick auf den Schutz, welchen sie mir zur Zeit, als sie die Regierung in Händen hatten, angedeihen ließen) fest überzeugt sei, daß ihre Angriffe gegen mich mehr dem jetzigen Gouvernement als meiner Person und meiner Ueberzeugung gegolten u. s. w. —

Ich hatte den rechten Fleck getroffen. Die Eitelkeit meiner Gegner fühlte sich geschmeichelt. — Der Bote, welchen ich mit meinem Billet zu Hrn. Jaccard geschickt hatte, brachte mir dessen Antwort zurück. —

Hier ist der Brief! —

Monsieur !

Vous devez être persuadé, que je ne nourris aucun sentiment hostile contre vous. En parlant de votre journal, j'ai cru remplir un devoir, et je ne pensais pas que vous fussiez victime d'une polémique, qui, comme vous l'avez déviné, s'adressait à d'autres q'à vous. Je puis ajouter, que j'ai été indigné de la manière dont le „Nouvelliste“ vous traite maintenant. Je n'aurais jamais cru, qu'après avoir acceuilli vos réclamations contre notre journal, il se conduirait vis-à-vis de nous avec autant de lâcheté. — Je suis donc très disposé à vous recevoir, et si vous voulez prendre la peine de passer chez moi demain matin entre 8 *et* 10 *heures, vous me trouverez infailiblement.*

Recevez Monsieur, l'assurance de ma parfaite considération. *G. Jaccard.*

P. S. S'il vous convenait de me voir plus tôt, je resterai aujourd'hui à la maison jusqu'à 7 heures du soir.

Das war mehr, als ich erwartet hatte. Hier war also das offne Eingeständniß, schwarz auf weiß, von einem Führer der conservativen Partei, das Eingeständniß, man habe dem Gouvernement seine Schwächen aufdecken wollen. Druey war in die Falle gegangen, er hatte seine Angst offen erklärt! O ihr großen Politiker! indem ihr dem Willen von Hunderttausenden nachzugeben meint, seid ihr oft nur die Drahtpuppen weniger Personen, welche Eure Situationen unter Euern Augen auszubeuten verstehen!

Noch denselben Abend ging ich zu Hrn. Jaccard. — Ich zeigte ihm das Manuscript einer Vertheidigung, welche ich zu veröffentlichen beabsichtige und stellte die Aufforderung, die Pressen der conservativen Partei benutzen zu können. Herr Jaccard empfing mich mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit. »Sind wir auch Feinde in unsern Ansichten, so können wir uns doch gegenseitig achten,« sagte er. — Ich las ihm das Manuscript vor und erhielt die artigsten Complimente über diese Arbeit.

»Sie haben ohne die Partei zu verletzen ihre Sache gegenüber den Repräsentanten der Partei, schlagend und würdig geführt. Nur hätte ich gerne gesehen, wenn Sie noch mehr die Offensive ergriffen hätten. — Indessen ich verspreche Ihnen, Ihre Schrift soll auf die eine oder andere Weise zur Oeffentlichkeit gelangen.«

Wir sprachen noch ein langes und breites über die Ta-

gespolitik und ich ermangelte nicht meinen Haß gegen das Gouvernement, welches mich geopfert hatte, auszusprechen. Jaccard sprach von der Verwerfung der Constitution als von einer ausgemachten Sache.

Es ist dies das einzige Mittel, bemerkte ich, die Regierung zu stürzen und es scheint mir um so leichter als ein großer Theil der Radikalen ebenfalls für Verwerfung stimmen will. Versäumen Sie diesen Anknüpfungspunkt mit Ihren Gegnern nicht. —

Mein »Petit mot« gelangte in die Druckerei des Herrn Bonamici, dessen Pressen täglich Pamphlete gegen die Regierung lieferten. Alles was nur an dem neuen Staatsgebäude rüttelte, war dort willkommen. Meine Schrift sollte als Beilage zum Indépendant erscheinen. Eine kuriose Allianze! Die Reaction gab sich' dazu her, dem extremsten Radikalismus das Leben zu retten, weil dieser es verstand, sie zu benutzen. Wer gewann hierbei wohl am meisten? — Ich glaube ich! denn ich hatte mir Zutritt bei den Häuptern der conservativen Partei verschafft, mich in ihr Vertrauen eingeschlichen und während diese Herren vielleicht in mir schon den bekehrten Sünder zu sehn wähnten, merkten sie nicht, daß ich sie mit jedem Tage mehr verachtete, ihrer niedern Motive wegen. Ich »brauchte« sie, das war Alles. —

Schwerer hielt es mir, meinen zahlreichen Freunden unter den Radikalen gegenüber, meine Rolle beizubehalten. Man tadelte laut und heftig das Verfahren der Regierung gegen mich, und verzieh mir meine Theorien um so eher, da mein Privatleben als rein und makellos bekannt war. Die Klugheit gebot mir, an mich zu halten und auf alle Fragen

antwortete ich nur. — Ich beklage weniger meine Ausweisung, als die Blöße, welche die Regierung sich durch ihren Beschluß gegeben hat. Es ist traurig und compromittirt die ganze Partei, wenn ihre Repräsentanten, als Herrscher, ihren besiegten Feinden Concessionen machen. — Das Wort »concessions« verfehlte seine Wirkung selten und ich habe damals die Erfahrung gemacht, daß, je weniger man das Interesse Anderer beansprucht, es Einem in um so größerem Maße zu Theil wird. — Einige Citoyens meinten sogar, man solle es mit einer Petition zu unsern Gunsten an den großen Rath versuchen, dem ich mich jedoch widersetzte, weil ich der Gnade nichts verdanken wollte. —

Unterdessen rückte der 10. August, der Tag, an welchem das Schicksal der neuen Constitution entschieden werden sollte immer näher heran. Die Gährung im Lande stieg mit jedem Tage. Beide Parteien hatten sich bewaffnet, denn jede befürchtete von der andern einen coup. Jetzt erließ der Staatsrath jene bekannte Proklamation, welche die Geistlichen sich weigerten auf der Kanzel zu verlesen; ein Ereigniß, das das Signal zu kirchlichen Streitigkeiten gab und der Anfang der staatlichen Zerrissenheit war, worunter der Canton Waadt noch jetzt leidet. —

Es ist mir in meinem ganzen Leben kein elenderes Machwerk unter die Augen gekommen als diese Proklamation, in welcher der Staatsrath förmlich seine bisherigen Schritte vor dem Volke zu entschuldigen sucht. Das Ganze gleicht einem: Très chers concitoyens! nous voulons le bien, ne nous faites pas du mal, nous sommes de bons enfants! Die Feigheit des politischen Radikalismus hatte sich hier in ihrem

ganzen Umfange gezeigt. Fast Jeder murrte, über die Proklamation. Unter andern wurde darin erklärt, die Regierung habe den Wünschen des Volkes Gehör gebend, Maßregeln gegen den Communismus ergriffen, bereits ein Journal dieser Richtung unterdrückt und den Redacteur »renvoyé du canton.« — Geduld, Ihr Herren! dachte ich, als ich diesen Passus gelesen hatte, Ihr irrt Euch, wenn Ihr glaubt durch mich unsere Feinde retten zu können.

Am folgenden Tage erschien im Courrier Suisse — denn mir stand seit meiner Unterredung mit Jaccard die ganze conservative Presse offen — eine »Rectification«, worin ich das Gouvernement Lügen strafte und ihm die Freude, mich bei der Masse als das Haupt des Communismus hinzustellen, zu Wasser machte. »Le journal de Mr. Becker, so schloß meine Erklärung, existe encore, tandis qu'on a supprimé ma feuille (qui n'était pas communiste) et décidé le renvoi de son rédacteur. —

W. Marr, Exrédacteur des feuilles du Présent. —

Ich erwartete jetzt jeden Augenblick, Gensdarmen bei mir zu sehen und hatte bereits fast alle meine Sachen und Papiere fortgeschafft. Meine Freunde riethen mir zu fliehen, aber mein Vertrauen auf Verwerfung der Verfassung und Umgestaltung der Verhältnisse war zu groß, um jetzt den Kampfplatz zu verlassen. —

Vous jouez votre liberté, warnte mich Herr Michod, mein früherer Buchdrucker. —

Qu'importe, pourvu que je puisse encore en user.

Der Prefect, welchen ich auf der Straße begegnete,

machte mir die bittersten Vorwürfe, daß ich den Staatsrath durch meine Erklärung in »embarras« gesetzt hätte.

— Ich will aber nicht der Sündenbock Anderer sein, entgegnete ich. —

— Das sind Sie auch nicht. Gegen die Communisten ist in der That bereits eine Untersuchung eingeleitet. — Zudem hat man Ihnen, wie Sie wissen, nur unter der Bedingung drei Wochen Frist gegeben, daß Sie nichts publiciren.

— Pardon! rief ich, indem ich Herrn Meystre meine Ausweisungsakte vorzeigte: à condition que pendant ce temps votre journal précité ne paraisse pas.« Diese Bedingung habe ich erfüllt.

— »Ich warne Sie, nahm der Prefect nach einer Pause wieder das Wort. — Man hat erfahren, daß Sie eine Brochüre gegen das Gouvernement geschrieben haben und im Begriff stehen dieselbe zu publiciren. In Ihrem eignen Interesse rathe ich Ihnen davon abzustehen, denn es wäre leicht möglich, daß man Sie bei den geringsten ferneren Demonstrationen a u f 10 J a h r e i n K e t t e n s e t z t e (!), ehe man Sie fortschickt. —

Ich lächelte ungläubig und äußerte, ich werde mit einem Advokaten hierüber Rücksprache nehmen.

Herr Meystre vertraute mir ferner an, daß auch die Druckerei des Herrn Bonamici bedroht sei, indem das Gouvernement energisch einschreiten werde gegen die feindliche Presse.

Wir schieden ziemlich verstimmt von einander. Also die Presse sollte geknebelt werden. Und das waren dieselben Radikalen, welche im Februar vor lauter Freiheitssehnsucht und

Brüderlichkeit aus der Haut fahren wollten und welche jetzt, obwohl sie schwankend wie Rohr dastanden, sich das Ansehen der Macht durch den unerträglichsten Despotismus zu behaupten suchten. Ein Esel in der Löwenhaut hatte die Freiheit proklamirt!

Doch ist etwa in andern Ländern der politische Radikalismus anderer Natur als in der Schweiz? Mit Nichten! So lange er unterdrückt ist, sucht er seinen Gegner mit dem Gespenst »Gesetz« zu schrecken; er handelt nie aus freiem, eignem Antriebe, er läßt sich treiben wie ein steuerloses Boot. Kommt dann der Radikalismus zur Herrschaft, so ist er verblüfft, er weiß nicht, was er mit der Macht, die er in Händen hat, beginnen soll. Der Radikalismus hat sich von jeher als ein Tölpel gezeigt, und die Freiheit ist nie so arg gemißhandelt als da, wo der Radikalismus herrschte.*) Und es ist natürlich. Der Radikale glaubt für eine »heilige« Sache zu handeln; er ist Fanatiker so gut, wie der religiöse Mystiker. — Wo er an der Spitze steht, wird er mit der Zeit entweder müde, und dann wird er conservativ, oder er bleibt kräftig und frisch und dann ist aus ihm ein selbstständiger Despot geworden. Die französischen Sozialisten haben wahrlich nicht so Unrecht, wenn sie in Hinblick auf die politischen Bestrebungen sagen: ce sont des bamboches!« Die Welt strebt nach dem Realen, mit Händen zu greifenden. Die Freiheit ist mir nichts Heiliges. Wenn ich sie nicht habe, bete ich nicht zu ihr und ist sie mein geworden, dann

*) Es versteht sich von selbst, daß ich hier und anderweitig von dem politischen Radikalismus rede. —

genieße ich sie und der Genuß läßt mir keine Zeit zum Beten. Die Radikalen aber sind die Pfaffen der Freiheit. Sie haben ein sehr praktisch-irdisches zum Moloch, zum Gott gemacht, dem sie zuletzt die Attribute seiner Gottheit (die Freiheiten) aufopfern (d. h. wie jene Baalspfaffen, die dem Götzen bestimmte Speise selbst consumiren), bis der arme Gott wie eine kahl gerupfte Lerche aussieht und an seiner Göttlichkeit zu Grunde geht. Leide ich unter dem Radikalismus und empöre ich mich gegen ihn mit Wort und Schrift, so ist dies eigentlich auch nur Komödie. Ich gebe selbst nichts auf »Recht« und »Gesetz«, weil ich damit nichts ausrichten kann und führe die schönen Sachen nur an, weil sie — mir gerade aus der Feder fließen. Die beste Waffe ist, Alles aus seiner innern Nothwendigkeit, als seinem Wesen entsprechend zu erklären. Du bist ein Pfaffe, folglich fanatisch; du willst herrschen, folglich mußt du unterdrücken u. s. w. —

Es wäre gut, wenn bald wieder einmal ein Donnerwetter durch die Geschichte brauste, damit die Athmossphäre gereinigt würde. —

Kaum hatte mir der Prefect jene Mittheilung, in Betreff der Angriffe auf die Presse gemacht, so eilte ich in die Druckerei zu Bonamici und benachrichtigte diesen Herrn von der ihm drohenden Gefahr. Zugleich zog ich mein Manuscript zurück, denn ich wollte durch meine Angelegenheit nicht die Veranlassung zum Ruin Anderer geben. Außerdem glaubte ich auch, die Contrerevolution wäre unvermeidlich und traf bereits Vorbereitungen zur Gründung eines neuen Journals unter anderm Namen und anderer Redaction.

Es handelte sich jetzt darum, unsere Vereine sicher zu stellen. In der letzten Zeit ging dort Alles den Schneckengang. Die Polizei hatte Emissäre hingeschickt, um über die Organisation und das Wesen der Handwerkerverbindungen genaue Erkundigungen einzuziehen. Namentlich war es das »junge Deutschland«, dem man auf die Spur kommen wollte. —

— Was hat Herr Marr bei Ihnen gethan? fragte der Polizeiabgeordnete unsern Präsidenten.

— Er hat Vorträge über die römische Geschichte und über die französische Revolution gehalten.

— Geschah dies im Sinne des jungen Deutschlands?

Unser Präsident bat den Emissär, ihm zu erklären, was er damit sagen wolle. — Der gute Mann blieb die Antwort schuldig.

Um dieselbe Zeit empfing ich einen Besuch von einem elegant gekleideten Herrn, welcher sich für einen Fremden ausgab und die erschienenen Nummern der »Blätter der Gegenwart«, von denen er »so viel hatte reden hören« verlangte. — An seiner Sprache glaubte ich den Neufchateller zu erkennen und fürchtete einen Emissär der dortigen Regierung vor mir zu sehen. Ich hatte mich nicht geirrt. Es war Herr Lardy, Mitglied der gegen die Neufchateller Communisten niedergesetzten Commission, welcher im Auftrag seiner Regierung in Lausanne nähere Erkundigungen über die propagandistischen Bestrebungen der Deutschen einziehen sollte.

Herr Lardy blieb fast eine Stunde bei mir. Das Ge-

spräch drehte sich hauptsächlich um den Sozialismus und als ich bemerkte, daß er unsere Unterhaltung nach und nach auf die Vereine zu führen sich bemühte, fing ich selbst über dieselben zu sprechen an. — Mit der unbefangensten Miene erzählte ich ihm, was er wissen durfte und war namentlich bemüht unser literarisches Wirken als pures theoretisches Amüsement darzustellen und unsere Gegnerschaft zu den Communisten scharf hervorzuheben. Lardy wurde für den Augenblick vollständig düpirt. Als er aber nähere Erkundigungen eingezogen und als er »die Blätter der Gegenwart« selbst gelesen hatte, änderte sich der Wind. Doch davon später. —

Ich versuchte unsern Verein, dessen Auflösung, wie ich aus sicherer Quelle wußte, beschlossen war, zu bewegen, sich selbst aufzulösen. Zu diesem Zweck berief ich seine tüchtigsten Mitglieder zu mir. Ich rieth ihnen, dem Staatsrath das Prevenir zu spielen und dieser Behörde ihre freiwillige Auflösung anzuzeigen; alsdann aber sich bei irgend einem Mitgliede nach wie vor zu versammeln. Einer solchen nicht statuarischen Versammlung könne die Regierung nichts anhaben und der Kern zu einem neuen öffentlichen Verein wäre gerettet. — Allein ich konnte mit meinem Antrag nicht durchdringen, denn man glaubte die Gefahr nicht so nahe.*)

Der 10. August war da. Die Constitution wurde — angenommen.

Einige Tage zuvor hatten die Radikalen eine Volksver-

*) Auch Döleke theilte diese Sorglosigkeit. „Mich ausweisen? — schrieb er mir — das ist eine Lächerlichkeit. Es geschicht heut zu Tage Großes in Israel, aber das — — —"

sammlung in Lausanne gehalten und eine Menge Stimmführer der Partei erklärten, sie würden, obwohl gegen ihre Ueberzeugung, doch aus »Liebe zum Frieden« (!) für Annahme der Constitution stimmen. — —

Die Menge hörte diese Erklärung an, schrie Bravo und ging die Marseillaise singend und à bas les aristocrats rufend eine Stunde lang in den Straßen Lausanne's umher. —

Der Staatsrath — mit Ausnahme eines einzigen Mitgliedes — hatte sich insgeheim von Lausanne entfernt und jeder dieser Herren drückte den Bauern in seinem Districte freundlich die Hand. — —

Eine geniale Fälschung that das Uebrige. —

Seit mehren Monaten ward zwischen zwei Individuen ein heftiger Broschürenkampf geführt. Im Gewande der Satyre griff jeder die Partei des andern an. Da erscheint zwei Tage vor dem zehnten August eine neue kleine Schrift unter der Pseudonymität des conservativen Autors. Dieser bekennt offen, daß er früher in seinen Ansichten zu weit gegangen sei. Er sei selbst nach Lausanne gereist und habe sich an Ort und Stelle von dem Gang und Stand der Dinge überzeugt. Kurz er sei bekehrt. Die Bauern, erstaunt als sie das lasen, wußten anfangs nicht recht, was sie davon halten sollten, aber durch seine früheren populären Schriften hatte der Autor ihr Vertrauen gewonnen, und diejenigen Districte des Cantons, welche dem Gouvernement am feindlichsten gegenüberstanden, lieferten bei der Abstimmung über die Constitution ein Resultat, worüber beide Parteien stutzten. Die Liberalen konnten nicht begreifen, wie ihnen aus den Reihen ihrer Gegner Hülfstruppen gekommen waren und die

Conservativen, welche noch am Morgen des 10. Augusts auf Verwerfung rechneten, sahen zu ihrem Entsetzen ihre Reihen furchtbar gelichtet. —

Der radikale Autor hatte unter dem Namen seines Gegners geschrieben. — So entscheidet die Politik das Schicksal der Völker! —

Der 10. August fiel auf einen Sonntag. An allen Orten des Cantons fanden Volksversammlungen statt. Die Aufregung im Lande war auf's höchste gestiegen. Jeder fürchtete einen Aufstand, aus welchem vielleicht grade deshalb nichts wurde, weil jeder darauf gefaßt war. Ich verbrachte den ganzen Tag in meinem Zimmer, in der fürchterlichsten innerlichen Aufregung, denn ich hatte mich zu tief in Zwischenträgereien eingelassen und wußte um jedes Wort, welches im Staatsrath gegen mich gefallen war. Abends endlich konnte ich aus den bis dahin eingelaufenen Nachrichten schließen, daß mein Spiel verloren sei. Die Regierung hatte gesiegt! Und wodurch? — Durch die Feigheit der Radikalen, welche dem Frieden zu lieb gegen ihre Ueberzeugung gehandelt hatten. Furcht verhalf hier zum Siege! Es ist ein närrisches Ding die Politik! — —

In aller Frühe, sobald das Büreau geöffnet war, ging ich auf die Präfectur, um meine Papiere zu verlangen. Herr Meystre wollte mich gar nicht verlassen. Ich mußte antichambriren, bis mir ein Schreiber meinen Paß und mit den Worten übergab: »Der Herr Präfect rechnet fest darauf, daß Sie noch diesen Vormittag Lausanne im Rücken haben; die Post nach Bern geht um 10 Uhr.« — Ich verstand den Wink, blieb aber dessenungeachtet noch 24 Stunden in Lau-

sanne. Aus welchem Grunde kann ich, ohne eine mir lieb und theuer gewordene Person zu compromittiren, nicht anführen.

Am 12. August endlich reiste ich von Lausanne ab. Mein Entschluß war, die Schweiz ganz zu verlassen und nach Deutschland überzusiedeln. Ein Mitglied unserer Verbindung sollte sich an meiner Stelle ein Permis d'établissement lösen und das von mir etablirte Buchhändlergeschäft unter seinen Namen, jedoch für meine Rechnung fortsetzen. Ich selbst wollte nach Leipzig gehen, dort Bürger werden und mich als Commissionär der »deutschen Buchhandlung in Lausanne« giriren. Unter dieser Firma hätten die stärksten Oppositionsschriften in den Buchhandel gelangen können. Für unsere Pläne war es sogar besser, daß ich mich in Deutschland aufhielt. Es ward uns dadurch leichter, das Netz unserer Familien nach allen Richtungen hin auszudehnen u. s. w. —

Was unsere Stellung in der Schweiz betraf, so war ich bis jetzt das einzige Opfer. Wir glaubten, wenn auch zwei oder drei Vereine aufgelöst würden, so sei dies das Schlimmste, was uns treffen könnte und die eigentliche Propaganda werde dadurch wesentlich geschwächt.

Aber die conservative Partei in Lausanne wollte das Gouvernement noch weiter treiben. Der „Indépendant" warf der Regierung in bittern Ausdrücken ihre Toleranz gegen die Communisten vor. August Becker gab nach wie vor sein Blatt »die fröhliche Botschaft« heraus und die Conservativen schrien Zeter und Mordio. On renvoie, sagte der Indépendant, als er in Bezug auf meine Ausweisung auch

Becker angriff, on renvoie Helvétius, mais l'on garde Cabet et le peuple ne veut pas du communisme!

In einer Republik treten alle Ereignisse greller hervor, als in einer Monarchie. Die ganze Journalistik beschäftigte sich mit uns und es war komisch zu sehen, wie die Organe der Reaction unser Treiben in Verbindung mit dem schweizerischen Radikalismus zu bringen sich bemühten.

Unter andern widerfuhr mir bei meiner Durchreise durch Bern und Zürich die hohe Ehre, daß die öffentlichen Blätter meine Anwesenheit anzeigten, wie es bei fürstlichen Personen geschieht. Nur waren diese Bekanntmachungen etwas eigenthümlich stylisirt. Z. B. die »Wochenzeitung« schrieb unterm 19. August 1845: »Der Atheïst Marr, der von dem ultraradikalen waadtländer Regimente aus dem Canton ausgewiesen worden, hat sich unter die Fittige unserer hiesigen Juden- und Heidenfreunde begeben und hält sich seit acht Tagen in unserer Stadt auf. Von Zürich wird einst die Geschichte sagen: »Es war der Sammelplatz und Zufluchtsort der Hochverräther, Meineidigen, Atheïsten und Communisten.« Dahin haben uns die Lehren und Einflüsse des deutschen Demagogenthums gebracht. Die Zeit wird lehren, was wir für uns und unsere Kinder dabei gewinnen.«

Nur wenige Tage, nicht mehr als nöthig waren, um meine Schrift gegen das waadtländer Regiment *) zum Druck zu befördern, blieb ich in Zürich, dann kehrte ich über Schaff-

---

*) Das Packet, welches die Broschüren enthielt, wurde in Lausanne auf der Post confiscirt! —

hausen nach Deutschland zurück*). Von einer schweizerischen Republik vertrieben, suchte ein Deutscher ein Asyl in seinem Vaterlande.

Ein kurioser Kontrast! —

* * *

Hier schließen meine Erlebnisse im Auslande. Das Schicksal meiner Gefährten ist dem meinen ähnlich; nur daß durch

*) Mir wurde in Zürich noch eine kleine Genugthuung humoristischer Art. Ich begegnete auf der Straße zufällig dem Tagsatzungsdeputirten des Cantons Waadt, Herrn Eytel, dem ich meine Absicht gegen das waadtländer Gouvernement zu schreiben mittheilte und im Laufe des Gesprächs auch jenes oben mitgetheilten Briefes des Herrn Jaccard erwähnte, woraus deutlich hervorging, daß das Gouvernement in Lausanne Düpe der Aristokratie gewesen war. Den Morgen darauf, ich lag noch im Bett, klopfte es an meine Zimmerthür und hereintrat Herr Eytel, welcher mich auf alle nur mögliche Weise zu bewegen suchte, ihm Jaccards Brief an mich zu überlassen. —

— Ich habe wenig Lust, entgegnete ich lachend, Ihrer Regierung einen Dienst zu erweisen.

Es ist dies ein Dienst, welchen sie der Partei leisten, rief Eytel mit demselben Pathos, den er während der Revolution in seinen Reden an das Volk aufgeboten hatte. — „Ein solches Zeugniß und die Conservateurs müssen verstummen!" —

Kann man es mir verdenken, daß ich der radikalen Jämmerlichkeit zu lieb, deren Opfer ich geworden, mich nicht meiner besten Waffen begeben wollte? — Was gingen mich die politischen Arlequinaden an? — Mochte das Gouvernement in Lausanne den Hals brechen, ich hätte dazu gelacht, denn ich kannte das System der politisch-radikalen Gaukler zur Genüge, als daß ich ihm noch Vorschub leisten sollte und war nicht alt und stumpf genug, um mich gutmüthig unter dem Ostracismus der Coterie Druey zu beugen. —

den grenzenlosen Leichtsinn und die thörichte Sorglosigkeit Dölekes das Signal zu einer noch ärgern Hetze auf die Handwerker gegeben wurde, als es in den dreißiger Jahren der Fall war.

Döleke hatte nämlich versprochen, gleich wie ich es gethan, sämmtliche Papiere, welche uns, der Verbindung, oder den Vereinen überhaupt gefährlich werden konnten, zu vernichten. Seine Correspondenz rc. befand sich noch in La Chaux de Fonds und Döleke schrieb von Salaveaux aus an Standau, ihm dieselbe, sammt seinen übrigen Effecten zuzusenden. Grade zu der Zeit war das Neufchateller Gouvernement von Neuem auf uns aufmerksam gemacht worden und beobachtete Standau auf's sorgfältigste. Dieser packte Dölekes Sachen in eine Kiste, welche er zur Weiterbeförderung an einen Kaufmann in Biel (am Fuße des Jura) sandte. Mittlerweile hatte der Maire von Chaux de Fonds Wind erhalten und einen Expressen nach Biel geschickt, welcher die dortige Behörde veranlaßte, jene unglückselige Kiste in Beschlag zu nehmen und nach Chaux de Fonds an die Mairie abzuliefern. So kam das Gouvernement von Neufchatel in Besitz einer Menge von Privatschreiben, welche mit einem Schlage das Bestehen einer geheimen propagandistischen Verbindung aufdeckten. — Doch fand man keineswegs, was man gewünscht hatte; der Plan zu einer direkten Verschwörung und die Publikationen, welche die Regierung mit Briefen vornahm, welche unter uns als den intimsten Freunden gewechselt waren, sind schon darum ein niederträchtiger Akt, weil man darunter seine eigne Ohnmacht, uns eines Verbrechens zu zeihen, verbergen wollte. — Ich mag nicht näher

darauf eingehen und eine Zeit nicht in meinem Gedächtniß zurückrufen, in welcher ich, an der furchtbarsten Hypochondrie leidend, mit Unfällen aller Art kämpfend, zu sehr unter der Macht des Augenblicks litt, um in jedem Buchstaben die Ruhe und Kälte, welche dem Propagandisten Noth thut, bewahren zu können. Auch gönne ich es unsern Gegnern gern, uns mit allen ihnen zu Gebote stehenden Farben als wahre Scheusale, als inkonsequente, fanatische, unmoralische, schlechte Menschen zu schildern. Ich habe in vorstehenden Blättern eine der Wahrheit gemäße Darlegung unsers Treibens gegeben und bin durch Erfahrung belehrt worden, mich über jedes qu'en dira-t-on hinwegsetzen zu können. —

Die Vereine im Waadtlande und Canton Neufchatel wurden aufgelöst. Standau und einige andere sollten durch Gensd'armen bis an die Gränze der Schweiz gebracht und den deutschen Behörden ausgeliefert werden, fanden jedoch im Canton Basellandschaft — dank dem Einfluß ihrer Bundesbrüder — Gelegenheit zu entkommen und trafen mit Döleke, welcher gleichfalls die Schweiz hatte verlassen müssen, in Straßburg zusammen. Aber auch Frankreich gewährte ihnen kein Asyl, sie mußten sich als Colonisten nach — Algier einschiffen!

Die übrigen Cantone folgten dem Beispiele Neufchatels und Waadts und lösten die Vereine auf. Nun — wer wird es glauben, welcher die schweizerischen Zustände kennt? — in Genf und Zürich ließ man die Arbeiter in Ruhe.

Es war unser sehnlichster Wunsch, daß man uns hätte nur wenigstens noch zwei Jahre gewähren lassen. Unsere Pläne und Hoffnungen wurden mit einem Schlage zerstört.

Sollen wir darum klagen und murren? Mit Nichtem. Wir haben auf der einen Seite die Erfahrung gebracht, daß das Ausland wohl ein Boden ist, welcher den Samen der auf Deutschland berechneten Bewegung aufnehmen, aber nicht zur Reife bringen kann. Auf der andern Seite dagegen hat unsere Vertreibung nach allen vier Winden das Gute zur Folge, daß unsere Ideen eine raschere Verbreitung nehmen. Eben so ist es bereits unmöglich geworden den Associationsgeist der deutschen Arbeiter in der Schweiz ganz zu unterdrücken und es werden trotz allen Verboten neue Vereine entstehen, in welchen neue und kräftige junge Männer von da aus weiter schreiten, wo unsere Fußtapfen aufgehört haben. Zu gegründeten Hoffnungen aber berechtigt nur ein Ding. Es heißt — die Noth. Nicht die Theorie mehr, denn sie hat bereits den Gipfel erstiegen, nicht die politischen und sozialen Bestrebungen der Zeit in ihrer theoretischen Form werden die alte Welt zerstören; so wie die Kritik von Innen nach Außen das Bewußtsein purificirt, so werden auch die harten Hülsen der Gesellschaft nur durch den Drang des reifen Kerns gesprengt werden und die Waffe, welche diesem Kerne alsdann zu Gebote steht, heißt die Noth. Was scheert mich Monarchie, was Republik, was alle die Träume von Menschheit und Charakter; ich will die Kraft, die That des Menschen, nicht seine Rede, nicht die Partei, ich will die Selbstständigkeit des Menschen. Komm o Noth und lehre sie uns erringen!

Ich glaubte in Deutschland ungefährdet leben zu können, hatte mich aber bitter getäuscht, denn kaum 10 Tage in Leipzig, so erhielt ich den Befehl, Stadt und Land binnen drei

Tagen zu verlassen. Als Grund wurde ein irrthümlich ausgestelltes Visum angegeben. Doch half mir ein neuer Paß, den ich selbst von meiner Vaterstadt Hamburg holte, gleichfalls nichts und weder in Leipzig noch in Altenburg durfte ich bleiben. —

Noch drei Monate und ich feiere den Jahrestag meiner Fortweisung aus Lausanne. Ich bin von Vielem zurückgekommen, namentlich aber von den Illusionen, welche ich von der Zukunft unsers Bewußtseins hegte. Die Misére ist zu groß, der alte Despotismus zu stark und worüber ein Hurone in seinen Urwäldern lachen würde, das betrachten wir mit einer Art heiliger Scheu. Wir sind Virtuosen in der Heiligkeit; selbst unser Haß ist heilig. Das Heilige aber ward von jeher an's Kreuz geschlagen. —

Und nun lebe wohl Vergangenheit. Ich habe mich noch einmal im Gedanken in Dich zurückversetzt, um mit Dir zu brechen. So hart es ist, mit 27 Jahren dem schönen Traum der Menschheit entsagen und sich auf sein eigenes, »egoistisches« Selbst beschränken zu müssen, so ist doch auch dieser Schritt eine unabweisbare Nothwendigkeit, und ich schäme mich des Bekenntnisses nicht, daß ich bei nochmaliger Durchlesung dieser Schrift oft über mich selbst gelächelt habe. Die Welt ist ein großes Narrenhaus und die sich am vernünftigsten glauben, sind die größten Narren darin. —

Anhang.

Ich gebe hier noch meine Schrift gegen das waadtländer Gouvernement wieder. Man sieht daraus, wessen eine Regierung in einem Staate, wo Oeffentlichkeit herrscht, gewärtig sein muß, sobald sie die Bahn der Gerechtigkeit verläßt. Man hat den größten Theil der Auflage in Lausanne confiscirt und so groß war die Angst und das böse Gewissen der dortigen »radikalen« Machthaber, daß sie das Postgeheimniß verletzten und die zweite Sendung der Flugschrift auf der Post selbst, anhielten und wegnahmen. —

PETIT MOT D'UN ÉTRANGER
AU
PEUPLE VAUDOIS.
DEDIÉ
AUX AVEUGLES DANS LE CANTON DE VAUD
PAR
WILHELM MARR.

Citoyens vaudois !

C'est un *étranger* qui vous parle.

Savez-vous ce que c'est qu'un étranger?

Avant qu'il y eût des nations, il y avait des *hommes*. — —

De plus, — c'est un *radical* qui vous parle, et un radical qui l'est plus que tous vos radicaux. —

Ces titres-là, j'en conviens, ne sont pas faits pour garantir un bon accueil à mon petit mot; mais il faut au moins que vous sachiez que je ne veux pas vous adresser la parole en qualité de partisan de la maxime: ,,Ote-toi de là, que je m'y mette,“ — maxime des politiques de nos jours.

Je parlerai comme un homme qui a son opinion à lui. Ainsi, au lieu de me plaindre de ce que le gouvernement m'a fait, en supprimant mon journal, auquel la majorité du Conseil d'Etat n'entend rien, — je me borne à démontrer les conséquences de ses démarches contre moi.

Assez de préambule!

* * *

Depuis le mois de décembre 1844 j'ai été éditeur et rédacteur d'un journal allemand, intitulé : „*Blätter der Gegenwart für sociales Leben* (feuilles du temps présent pour la vie sociale). De ce journal trois numéros avaient paru sous l'ancien gouvernement, qui ne jugeait pas mes idées assez dangereuses pour la société et l'Etat, pour qu'on dût faire une enquête contre moi.

Le gouvernement renversé le 14 février avait été surnommé un gouvernement aristocratique. J'en ai fait autant, moi, et je crois encore aujourd'hui qu'il professait plutôt l'aristocratie que la democratie.

Mais ce que je *sais*, c'est qu'il avait plus de confiance en lui-même, qu'il se sentait plus *fort* que le gouvernement actuel. — Nous verrons cela plus tard.

Le 14 juin je reviens d'un voyage qui m'avait éloigné trois mois de Lausanne. Je trouve plusieurs journaux qui me faisaient la guerre. Entre eux, je jugeai l'*Indépendant* le plus digne d'une réponse, vu le nombre de ses abonnés, vu que c'était lui qui avait commencé de m'attaquer.

Voici la lettre que je lui adressai.

*A Messieurs les Rédacteurs de l'*Indépendant.

Lausanne, le 16 juin 1845.

Messieurs !

Votre journal contient dans son numéro 5 un article contre moi*), qui est rédigé de manière à me rendre suspect aux yeux de tout honnête homme. Si je n'y ai pas répondu plus tôt, c'est parce que je ne suis de retour d'un voyage que depuis avant-hier.

Messieurs, vous avez dit que j'attaquais, dans mon journal (*Feuilles du temps actuel*), entre autres „la vertu et la moral.“ *Jamais* l'idée ne m'est venue d'attaquer ce qui est véritablement *humain*, et vous ne pouvez pas me prouver que je nie deux principes qui sont la base de toute société raisonable.

Le but spécial des *F. d. t. a.* était d'abord de former une espèce parloir, dans lequel les partisans de la philosophie moderne pouvaient se communiquer leurs idées. Bientôt cependant, et déjà avant l'apparition du premier numéro, nous trouvâmes que nous pouvions et mêmes que nous devions plus ou

---

*) *La presse communiste.*

moins nous adresser à un public plus nombreux, et voilà pourquoi cette feuille trouva son chemin dans les sociétés des ouvriers allemands. J'ai pris sur *moi* de rédiger les *F. d. t. a.;* mon journal étant ainsi indépendant, toutefois un peu dans un autre sens que votre feuille; vous n'avez nullement le droit d'en vouloir à la Société des ouvriers dont vous faites mention et qui ne publie pas des journaux.

Votre dénonciation, Messieurs, manquera son but. D'abord mon journal, écrit dans une langue étrangère, ne peut exercer d'influence dans le canton de Vaud. Puis, n'ayant jamais cherché à le répandre, soit par les directions des postes, soit par la librairie ou par tout autre moyen, j'ai prouvé par là que j'ai regardé mon journal, moi-même, comme un organe étranger qui n'a aucun rapport direct avec le canton de Vaud.

Vous avez dit, Messieurs, ,,est-ce de cette manière que les étrangers doivent reconnaître l'hospitalité qu'ils reçoivent...?" En vérité, c'est révoltant! Sachez que, quant à moi, *je ne réclame pas ,,l'hospitalité,"* je réclame seulement le *droit*, bien entendu le DROIT que s'accordent *toutes* les nations *civilisées*. Sachez, Messieurs, que je ne suis point ici comme un réfugé, que j'ai tout ce qu'il me faut pour prouver mon droit de séjour, et que le prétexte usé que des étrangers s'étaient mêlés dans les affaires du pays, ne peut m'être appliqué vu que n'ai jamais pris aucune part personelle à tout ce qui s'est passé dans le canton, depuis deux ans que j'y réside. Ainsi, mes idées sur la Religion, l'Église, l'État, etc., ne regardent personne, et personne n'a le droit de me persécuter, comme vous prétendez le faire.

Quant à ,,l'argent qu'ils gagnent aux dépens des Vaudois", on vous a déjà répondu à cela. Quant à *moi*, je vous assure, jusqu'ici j'ai plus dépensé que gagné à Lausanne! MARR.

Là-dessus la Rédaction de l'Indépendant fit les observations suivantes.

,,*Observation.* — Nous n'avons attaqué ni la personne, ni la réputation de M. Marr; nous ne connaissons de lui que les doctrines qu'il a émises dans son journal, et ce sont ces doctrines seules que nous avons attaquées. En cela nous avons usé de notre droit; car du moment que M. Marr livrait ses idées à la publicité, il est clair que chacun pouvait s'en emparer et les discuter. Il est possible que cette discussion ait nui à M. Marr; mais il ne doit s'en prendre qu'à lui-même. Lorsqu'un journaliste publie dans une feuille: *que Dieu n'est qu'un fantôme, que la vie à l'avenir n'est qu'un mensonge, que le*

commerce n'est qu'une fraude autorisée ; lorsqu'il excite les associations d'ouvriers à *détruire par l'épée les notions actuelles de gouvernement, d'Eglise et de propriété*, il ne doit pas s'étonner que l'on trouve ces idées immorales et qu'on les signale comme dangereuses. La publication de pareilles idées serait condamnable de la part d'un étranger, qui doit, plus que tout autre, respecter un ordre social qu'il n'a aucune vocation à changer. Nous pouvons donc répéter à M. Marr, que s'il n'est pas content des institutions du canton de Vaud, il fera mieux de quitter le pays, que de chercher à le bouleverser.“

Sous un rapport l'*Indépendant* avait raison ; car, dès u un auteur „livre ses idées à la publicité,“ il est permis de „s'en emparer et de les discuter.“ Aussi j'aurais été content de la déclaration, qu'on n'avait voulu attaquer „ni ma personne, ni ma réputation,“ — si, à la fin de ses observations, l'*Indépendant* ne m'avait pas imputé de chercher à „*bouleverser*“ le canton de Vaud. Cette plaisanterie, bien qu'elle m'amusât, exigeait pourtant une réponse.

Je m'adressai à la Rédaction du *Nouvelliste vaudois* pour obtenir l'insertion de ma réponse à l'Indépendant. — La voici.

Lausanne, le 1 juillet 1845.

Monsieur le Rédacteur du Nouvelliste vaudois!

Je viens vous prier d'insérer dans votre prochain numéro une réponse aux observations dont l'*Indépendant* a cru devoir accompagner la lettre que je lui ai écrite dernièrement. J'ai de bonnes raisons pour ne pas m'adresser à cette boîte aux lettres du samedi. Voici ce que j'ai à lui dire :

Je crois de mon devoir de tranquilliser l'*Indépendant*, qui, dans son numéro 8, m'accuse de *haute trahison*, et je lui déclare sur ma parole d'honneur, etc. . . . que je n'ai pas l'intention de *bouleverser* le canton de Vaud : ce serait un projet monstre. Puis, j'ai été trop bien accueilli dans ce beau pays pour songer à y fomenter le plus léger trouble quelconque.

Bien qu'il y ait dans le canton de Vaud quelques *guêpes littéraires* (enragés champions de la liberté d'opinion), je me console en pensant que ce ne sont pas les mauvais fruits qu'elles rongent.

Que l'*Indépendant* reçoive l'assurance que je reconnais maintenant tout son mérite ; c'est peu, mais c'est toujours quelque chose. Voilà mon dernier mot dans cette affaire.

Agréez, etc. Wilhelm Marr.

Maintenant la *Feuille religieuse*, le *Courrier suisse*, la *Réformation*, etc., me faisaient tour à tour une guerre acharnée. — J'étais un peu frappé de surprise. Comment! on accorde tant d'importance à un journal, écrit dans une langue que, sur mille Vaudois, un seul peut-être est à la portée de comprendre? Du reste, je vis bientôt que je n'étais mis en scène par le parti conservateur que comme un *ballon d'essai*, comme prétexte pour porter un coup contre le conseil d'Etat. En politique c'est trop l'usage de se servir d'une telle stratégie, pour que je doive m'en plaindre.

Je connais les articles 8 et 9 de la loi de la presse, mais je n'avais jamais cru qu'on me les appliquerait, attendu qu'avec la meilleure volonté je n'aurais pu faire aucun mal au canton de Vaud dont le peuple ignore la langue que je parle.

* * *

Le 25 juillet, je reçois l'ordre de quitter le canton, vu que mon journal „proclame hautement l'athéisme et devient ainsi un scandale pour le pays, vu d'ailleurs mon action parmi les ouvriers allemands."

Voici ma réponse.

Est-ce *ma faute* si le peuple „*se scandalise*" de mon athéisme? Est-ce moi qui lui ai communiqué mes théories? Ai-je écrit mon journal en français pour que le peuple ait pu le comprendre!

Non.

Mon journal avait-il un *seul* Vaudois pour abonné?

Non.

23*

Mon journal était-il donc destiné à influer sur le canton de Vaud?

Non.

D'où vient donc que le peuple „se scandalise?

J'ai une trop haute opinion du peuple vaudois, pour croire qu'il ait pu „se scandaliser" de choses dont il n'a aucune connaissance.

Un gouvernement qui se sent fort, qui proclame la „*liberté pour tous*," qui prétend être le représentant de l'immense majorité du peuple, un tel gouvernement doit-il supprimer une petite feuille mensuelle, qui n'a eu que — — 70 *abonnés* dans le canton et dont les trois quarts de ses abonnés en général vivent dans l'étranger?

Non.

Le gouvernement, par conséquent, qu'a-t-il mis aux yeux de tout le monde en supprimant mon journal (que le gouvernement des „*Ristous*"*) n'a pas jugé pouvoir nuire à la tranquillité du pays) et en expulsant le rédacteur?

L'aveu de sa faiblesse.

*
* *

On parle „de mon action parmi les ouvriers allemands."

Depuis que le gouvernement actuel est à la tête des affaires, je n'ai visité la Société allemande (Cité dessous, maison Monastier) que 6 fois. Cette „action" dont on parle, a donc eu lieu sous l'ancien gouvernement. L'ancien gouvernement a-t-il jugé dangereuse ma prétendue influence sur ces ouvriers allemands?

Non.

Et pourtant c'était un gouvernement de „*Ristous!*"

Le gouvernement actuel croit-il que mon influence sur

*) Provincialisme pour „Aristocrats."

les ouvriers allemands pût avoir des conséquences fâcheuses pour le canton de Vaud?

Oui.

Et pourtant c'est un gouvernement *libéral* (?)

J'ai la conviction que le gouvernement actuel n'a cédé qu'à la nécessité en m'expulsant comme un vagabond.

Mais, je vous prie, cette nécessité, de quelle nature est-elle?!

Je sais que dans le conseil d'Etat personne ne croyait, en vérité, que mon journal *allemand* pourrait exercer aucune influence quelconque ici. Mr. Druey l'a même déclaré en plein grand-conseil.

Pourquoi donc „tant de bruit pour une omelette?!"
— Il faut bien que, tout en cédant à la nécessité, le gouvernement ait sacrifié sa meilleure conviction, ce qui n'est pas du tout sage de sa part.

*
* *

Le *Nouvelliste* contient dans son numéro 59 le propos suivant à mon égard:

„Nos lecteurs ont ouï parler d'un journal allemand qui se publie à Lausanne depuis le mois de décembre passé, sous le titre de: *Feuilles du temps actuel pour la vie sociale.* Les doctrines athées, professées avec un cynisme révoltant dans cette feuille et surtout dans le numéro de janvier, ont éveillé l'attention des autorités. Le conseil d'État, sur le rapport du ministère public, a décidé le renvoi du canton dans un bref délai, de Mr. W. Marr, éditeur de ce journal. Cette décision est motivée sur le trouble que cet étranger a causé dans le canton par ses publications et son action parmi les ouvriers allemands, ainsi que sur le scandale de ces publications qui contiennent évidement le délit d'outrage à la religion et à la morale; publications qui, bien loin de rester dans les limites d'une discussion et d'une critique convenable, sont descendues aux imputations les plus injurieuses contre la religion nationale et la morale."

Le Nouvelliste a inséré dans son temps ma seconde

réclamation contre l'Independant. Aujourd'hui il chante une autre mélodie. De deux choses l'une! Ou il faut que le Nouvelliste n'ait eu aucune connaissance de mon journal, *que je lui ai pourtant envoyé tous les mois*, ou qu'il „*cède aussi à la nécessité*“ en me désavouant d'une manière si misérable.

*
* *

Il n'y avait qu'une seule pétition contre moi. Elle était rédigée par Mr. le ministre Gaudard, de Morges, et signée par plusieurs théologiens. Mais la plupart des pétitions adressées au grand-conseil étaient contre les communistes dont je ne fais pas partie. D'où vient que le gouvernement n'a pas commencé par faire une enquête contre les communistes?

Il y a un proverbe qui dit: „Les loups ne se mangent pas entr'eux.“

*
* *

Je dirai à Mr. Delarageaz qu'il se trompe, s'il croit qu'un de mes amis a rédigé ce fameux article dans le *Constitutionnel neuchâtelois*, où Mr. D. est traité comme communiste. La „*ieune Allemagne*“ dédaigne de se faire l'instrument d'un gouvernement quelconque, autant qu'elle dédaigne de cacher ses opinions devant le monde. J'aimerais bien savoir si je me trompe aussi en déclarant l'honorable conseiller d'Etat l'auteur de l'article écrit contre moi dans le Nouvelliste?

Allez à Morges et demandez aux ouvriers allemands si Mr. Delarageaz est communiste ou non! Moi, je déclare ici, d'après tout ce qu'on m'a dit de lui, et *surtout de la part des communistes eux-mêmes*, que Mr. D. est bien un communiste dans le sens du mot. *) Mais je déclare en

---

*) Il y a à présent 3 ans que la Société allemande n'ayant

même temps que j'aurais regardé les opinions que Mr. D. n'a pas voulu avouer au grand-conseil, comme tout-à-fait indifférentes pour moi, si ce Monsieur ne faisait pas partie d'une autorité qui, tout en feignant de vouloir combattre le communisme, renverse plutôt ce qui l'arrête; car le gouvernement savait bien que je faisais la guerre aux théories communistes, et cela dans aucun autre intérêt que dans celui de la liberté individuelle. Du reste je n'ai jamais fait appel à la *persécution* contre mes adversaires.

*
* *

Je dirai au gouvernement que, dans le cas où il veut faire ses „enquêtes" contre les communistes, il ferait bien de se dépêcher un peu! Ou serait-il vrai, ce qu'on m'a assuré, que M. A. Becker, rédacteur d'un journal communiste, aurait dit: „Oh! nous ne craignons rien: le gouvernement, c'est notre ami?" Parbleu! moi, grand scélérat aux yeux du gouvernement très-chrétien, je devais souffrir que le peuple vaudois me regardât aussi comme le prédicateur de la communauté, de ces idées que le socialiste le plus dialecticien, Proudhon, a nommé „liberticides?!"

Loin de moi de vouloir appeler la persécution sur quelqu'un; mais pourra-t-on exiger de moi que je regarde tout tranquillement quand on me sacrifie pour sauver des

---

plus voulu admettre de communistes, à cause des troubles qu'ils occasionnaient dans la dite Société par leur *propagande secrète*, Mr. D. fit tous ses efforts pour forcer la rentrée des communistes. Il la demanda comme une „reconnaissance envers le Comité suisse," dont il faisait partie; il appela l'expulsion des communistes du sein de la société une „*conduite fratricide*," il se déclara même ouvertement „partisan du communisme," etc.

On nous a *forcé* de rompre la silence, et en cas d'urgence une autre personne prendra la parole, pour répondre à Mr. D. mieux que je ne saurais le faire.

gens que je méprise, tel que Mr. Becker, qui, trop paresseux pour employer son intelligence à se créer une honorable indépendance, préfère de vivre aux dépens des ouvriers; ou même ce Messie ignorant aux cheveux longs, ce petit ourson de *Kuhlmann*, qui, aux yeux des personnes les plus respectables en Allemagne, n'est qu'un v . . . . . . d l . . . . e?!

On me dit athée. Qu'on lise les écrits de Mr. Becker! — On me dit athée. Qu'on lise, si l'on est assez courageux, ce que Kuhlmann a barbouillé, et qu'on expulse es athées.

* * *

On assure, dans une proclamation, qu'on a commencé une enquête contre les sociétés qui passent pour être communistes; et l'on expulse les gens qui ne le sont pas, et qui n'ont jamais fait une propagande quelconque dans le canton! On n'agit pas légalement contre eux. „Tu me déplais, va-t-en, ai-je besoin des lois, moi, le gouvernement?!"

Il faut pourtant avouer que c'est là un procès bien court et peu coûteux.

Ou, le gouvernement avait-il craint le scandale? Il en a fait tant!

* * *

Quelle différence y a-t-il entre MMrs. Becker et compagnie et le gouvernement?

Les uns ne veulent pas sembler ce qu'ils sont, et l'autre ne veut pas être ce qu'il semble.

Et quelle analogie?

Que tous les deux ne sont pas pour ce qu'ils se donnent.

* * *

J'ai le malheur que mes idées sur la religion et la société sont diamétralement opposées aux idées de la majorité des hommes. Dois-je renoncer pour cela à ce que je crois être la vérité? — Je serais un lâche! Aussi me reste-il encore la satisfaction que beaucoup de citoyens de tous les partis me touchent la main de bon cœur, parce qu'ils savent qu'ils la tendent à un honnête homme. C'est l'essentiel et je peux bien me passer des grâces d'un gouvernement dont la devise „liberté pour tous" n'est plus une vérité.

*
* *

A propos de „la liberté pour tous!" — la suppression des mômiers, c'est un beau témoignage de cette liberté. On s'étonne peut-être d'entendre parler ainsi un homme qui ne croit en rien, un homme que l'on sait abhorrer le piétisme? C'est justement pourquoi je prends la défense des méthodistes!

En cédant aux vœux d'une populace encore agitée par la révolution, le gouvernement a attaqué la liberté de conscience de beaucoup de Vaudois, et *violé* la liberté d'opinions! Le gouvernement a fait des martyrs, et les martyrs sont des gens bien à craindre!! — —

On a fait une *concession* à une partie peu nombreuse du parti radical; aujourd'hui, en m'expulsant à cause de 128 pages d'impression, on fait une autre concession à quelques *personnes* seulement qui ont pétitionné contre moi, car si Mrs. les *journalistes* avaient voulu appeler la *persécution* sur moi, ç'aurait été agir contre leurs propres intérêts, et je ne les juge pas si bêtes! Mais, le ballon d'essai, — — mais, le gouvernement qui a donné dans le piége!!! —

Un gouvernement qui fait des concessions, où se trouve-t-il?

Que les Vaudois répondent à cette question! *)

* * *

Citoyens vaudois! Les choses qui se passent chez vous, ne me regardent qu'autant qu'elles me concernent personnellement. Dans ce cas, je n'ai, comme étranger, aucun égard à garder. J'ai agi en conséquence. **).

Je vous le répète ici, si j'avais pu croire que la publication *allemande* de mes idées pût nuire d'une manière quelconque à votre pays, j'aurais même renoncé à mes 70 abonnés allemands dans le canton de Vaud, pour tranquilliser le conseil d'Etat et pour lui éviter ces concessions fatales.

Vivant dans un pays comme *étranger*, je serais fou si je ne donnais pas la préférence à un gouvernement qui me laisse en paix, fût-ce même un gouvernement conservateur.

Je profite donc de cette occasion pour remercier le gouvernement renversé le 14 février, de ce qu'il m'a garanti la liberté de mes opinions pendant plus d'un an et demi. Si j'étais *Vaudois*, je serais son ennemi juré, comme étranger je dois le respecter.

En même temps je remercie le gouvernement actuel de ce qu'il a ôté le bandeau de mes yeux. Ne vous fiez

---

*) Un Allemand dirait: à la veille de sa chûte.

**) Aujourd'hui, samedi 9 août, Mr. le Préfet m'annonce que, dans le cas où je publierais une brochure contre le gouvernement, je pourrais m'attendre à ce qu'on me ferait peut-être subir 10 *ans de fers* avant de me renvoyer. D'après quelle loi, s'il vous plaît, Messieurs?

pas aux belles paroles ! En février on ne pouvait pas demander assez de liberté ; aujourd'hui — — — !

* * *

Résumons. Le gouvernement m'a expulsé pour répondre aux vœux des pétitionnaires qui demandaient l'expulsion des communistes.

Or, je ne suis pas communiste et dès à présent j'appellerai menteur qui me donne ce nom, fût-ce le gouvernement même.

Donc le gouvernement a trompé les pétitionnaires. —

La loi exige une enquête contre les coupables.

Or le gouvernement n'a pas voulu m'entendre ; il m'a expulsé sans enquête, j'ai été condamné sans être jugé.

Donc le gouvernement a agi illégalement envers moi.

Ces conséquences-là sont inévitables.

Maintenant, citoyens, je vous le demande, quelle garantie vous offre ce gouvernement qui fait de telles concessions à la minorité, et qui, sachant bien que les Vaudois n'entendent pas la langue que je parle, abuse l'opinion publique ? Car, je le répète, ce n'est pas vrai que le peuple vaudois soit si lâche pour persécuter des opinions et des théories quelconques tant qu'elles restent des théories ! — Quelle garantie offre ce gouvernement au parti radical même ? J'ai la conviction, et je crois d'en avoir prouvé la vérité, que le gouvernement craint de se compromettre en expulsant les chefs des communistes. Mais il fallait à tout prix sacrifier quelqu'un : donc, on m'a sacrifié sous prétexte de répondre à l'opinion publique, qui ne demandait pas mon expulsion, mais en vérité pour sauver les communistes ; et la dernière de toutes les conséquences est, que

le gouvernement s'est moqué à la fois et de la justice et du bon sens du peuple vaudois.

* * *

Que mes amis vaudois, s'ils pouvaient douter de mon démocratisme, lisent les *Feuilles du temps présent*, et qu'ils reçoivent l'assurance que toujours je me ferai gloire d'avoir été le rédacteur de ce journal.

J'avais pensé avoir trouvé ici un domicile pour toujours. Encore une illusion détruite!

Lausanne, le 9 août 1845.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Civilisation und Musik

von

Theodor Hagen.

1846. 10 Bogen. In eleg. Umschlag geheftet. Preis 3/4 Thlr.

Inhalt: Vorwort. — Einleitung. — Tanzmusik. — Straßenmusik. — Militärmusik. — Kirchenmusik. — Die Oper. — Schlußwort. —

Der Grundgedanke des Werkes, die Tonkunst mehr und mehr dem sozialen und politischen Leben einzubilden, dem Kreise des Volks, was bis jetzt von ihr fast ganz unberührt war, zu nähern, und die bürgerlichen Zustände durch sie zu verbessern, ist ein sehr beherzigenswerther, durchaus wahrer. Die Musik ist die wichtigste, mächtigste Kunst der Neuzeit, und wenn es gelingt, sie für den Fortschritt zu gewinnen, so ist dadurch ein großes Beförderungsmittel desselben mehr in Anwendung gebracht. Auch dem Uebelstand, daß die künstlerische Ausbildung der Meisten bis jetzt viel zu sehr vernachlässigt war, würde, abgesehen von den nächstliegenden sozialen Vortheilen, dadurch begegnet werden.

Der Herr Verfasser hat durch scharfsinnige Beobachtungen einen großen Reichthum von Eindrücken in sich gesammelt und breitet diesen jetzt vor uns aus. Auch der Umstand, daß er in Folge eines bewegteren Lebens über manchen Punkt freier denken gelernt hat, als so viele bei uns noch gewohnt sind, verleiht der Schrift kein geringes Interesse und kann namentlich dazu dienen, den Künstler auf das Breitgetretene mancher Kunstrichtungen und den Mangel an Lebendigkeit darin aufmerksam zu machen, für das, was die neue Zeit fordert, anzuregen, und unsre Kunst in andern als den gewohnten Beziehungen zu Leben und Welt erblicken zu lernen.

Portrait

von

Joachim Lelewel.

1846. kl. Folio. Preis 1/2 Thlr.

